



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Das klassische Osnabrück**

**Jänecke, Wilhelm**

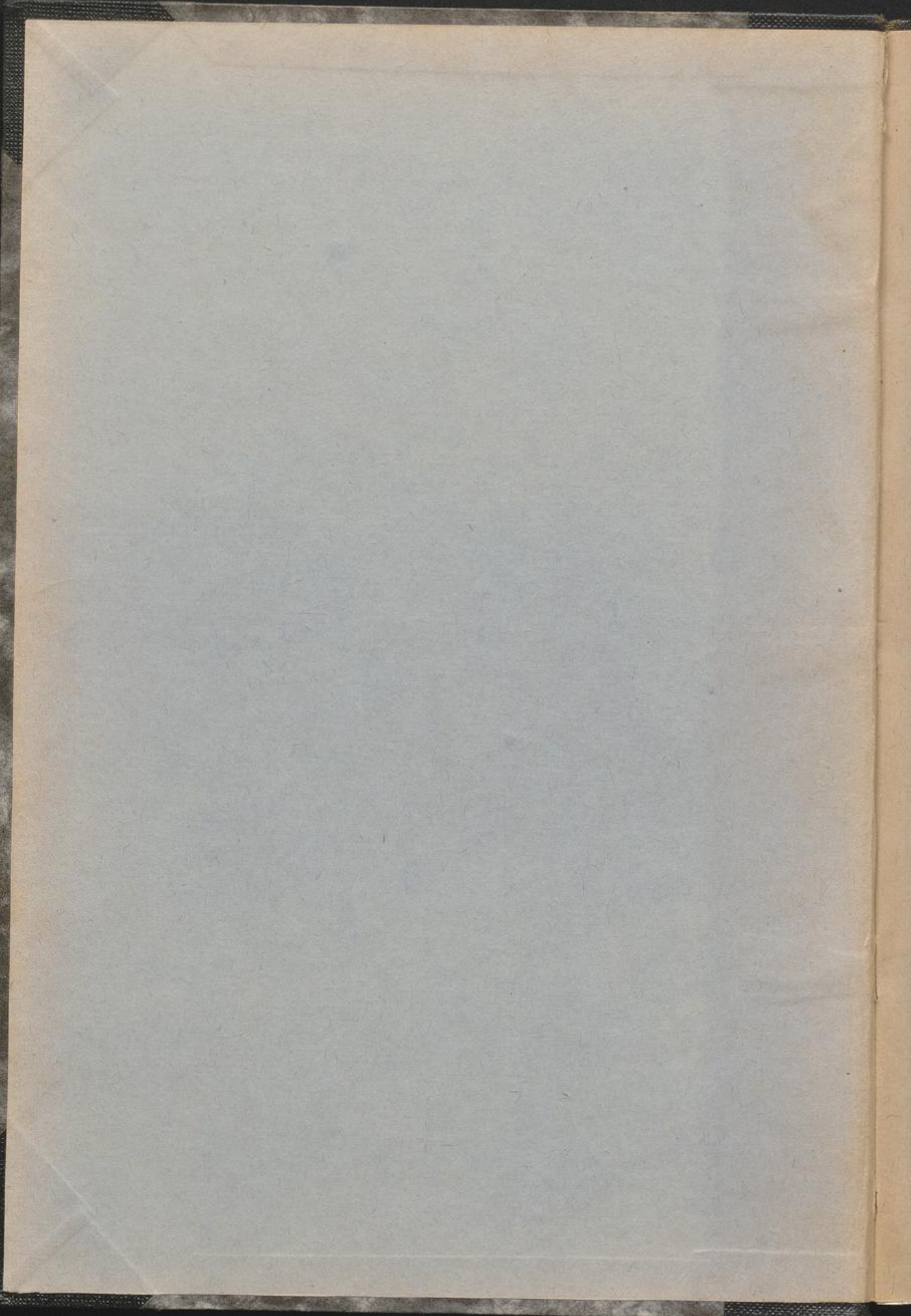
**Dresden, 1913**



[urn:nbn:de:hbz:466:1-79710](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79710)

M  
22 566

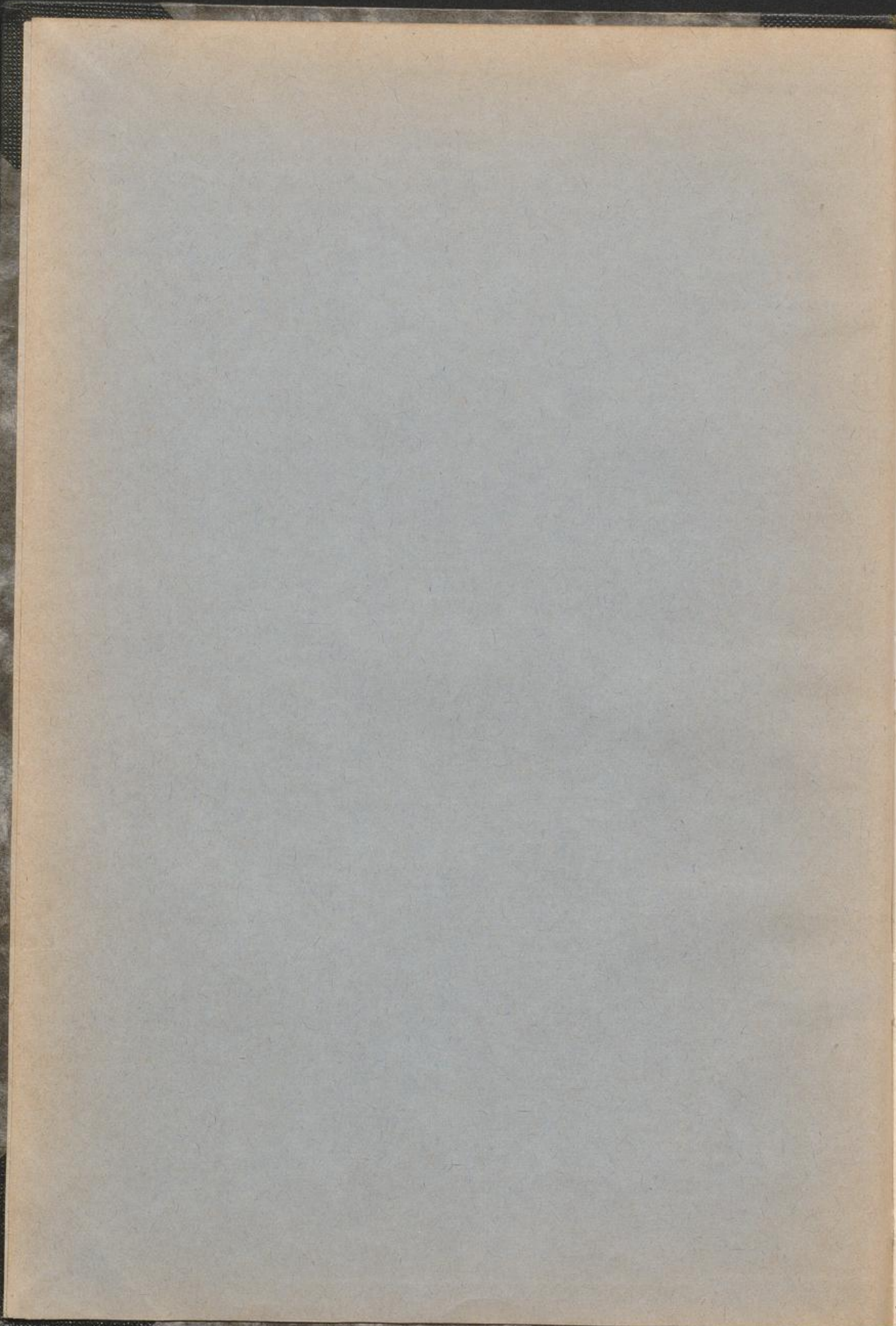








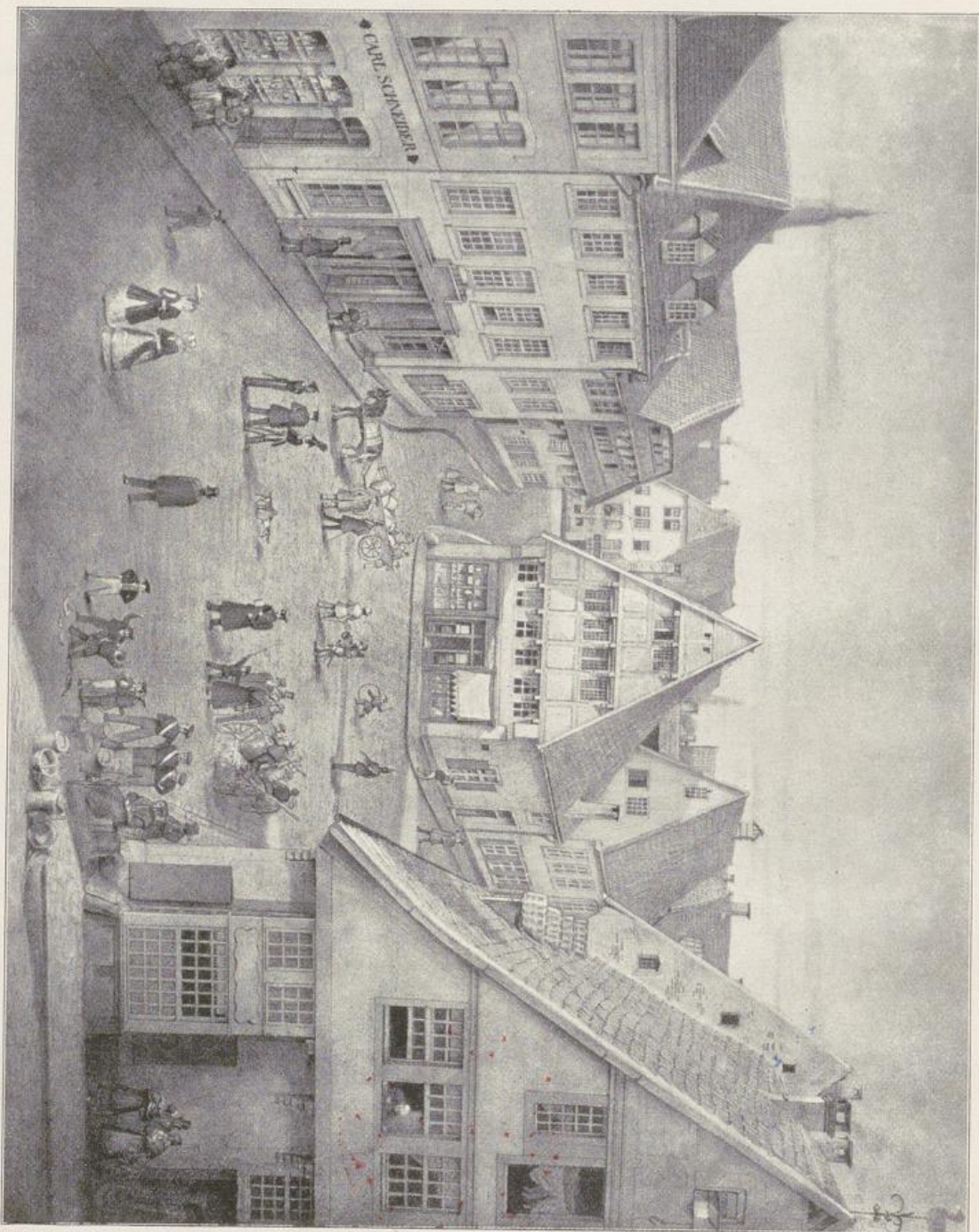




EK 7680  
HK







(1847)

Der Nicolaiort im alten Zustande.

Gezeichnet von Otto Knille





# DAS KLASSISCHE OSNABRÜCK

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES  
DEUTSCHEN BÜRGERHAUSES ZWISCHEN 1760 UND 1840

VON

WILHELM JÄNECKE

MIT 183 ABBILDUNGEN, EINEM TITELBILDE UND EINEM  
STADTPLANE VON 1767



03  
M  
22566



1913

VERLAG VON GERHARD KÜHTMANN IN DRESDEN





1844  
H. K. 62/4

DAS

KLASSISCHE OSMANISCHES

ERSTES BUCH DER REISE IN  
DIE GEGENDEN DES NORD-OSTENS

WILHELM LAFITTE

LEIPZIG, VERLAG VON  
ROßBERG'SCHE BUCHDRUCKEREI



Roßberg'sche Buchdruckerei in Leipzig

Was du ererbt von deinen Vätern hast,  
Erwirb es, um es zu besitzen.



Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is faint and mostly illegible due to the quality of the scan and the nature of the ink transfer.



## Vorwort.

Seitdem Verfasser in der Deutschen Bauzeitung 1904 (S. 533) zuerst auf die Ehrenpflicht hinwies, ein dem „Deutschen Bauernhause“ entsprechendes großzügiges Abbildungswerk über das Wohnhaus des deutschen Bürgers zu schaffen, ist diese Arbeit von dem Verbands-Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine rüstig in Angriff genommen. Daneben hat die Einzelerforschung namentlich der klassizistischen Zeit, wie sie Verf. besonders empfohlen hatte, in den Werken eines Melhop, Struck, Scheibner, Priester, Klopfer, Göbel, Ebinghaus u. a. tüchtige Fortschritte gemacht. Nicht die flüchtige Vorliebe der Mode für das „Empire“, sondern die Tatsache, daß der aus den Stürmen der Revolution und der Ruhe innerer Erstarkung geborene selbständige deutsche Bürgerstand sich damals zuerst im eigenen Hause, so gut es anging, einrichtete, ist dabei das Entscheidende. Denn aus diesem Hause hat sich erst allmählich, dann immer schneller und sprunghafter unser heutiges Bürgerhaus entwickelt. Auch war es für die Baukunst zweifellos eine große Zeit, als sich wieder einmal als Renaissance der ewig jungen Antike die neuklassische Kunst entwickelte.

In Osnabrück hat die bürgerliche Baukunst jener Tage eine solche abgerundete Fülle des Bemerkenswerten hinterlassen, daß es sich wohl lohnte, dieses Erbe der Väter einmal im Zusammenhange darzustellen. Dabei leitete den Verfasser zunächst eine Art Pflichtgefühl, weil er glaubte, das in langen Jahren aus persönlicher Liebhaberei Gesammelte und Gezeichnete den Osnabrücker Bürgern, die das Buch als Jahrhundertgabe betrachten mögen, wie auswärtigen Kunstfreunden nicht vorenthalten zu sollen.

Die geschichtlichen Nachrichten sind so geordnet, daß das mehr Nebensächliche, welches zunächst nur Einheimischen beachtenswert erscheint, in die Fußnoten gebracht ist. Andererseits mußte zum Verständnis auswärtiger Leser manches aus der Ortsgeschichte erwähnt werden, was für den Einheimischen entbehrlich gewesen wäre. Benannt sind die Häuser in der Regel nach dem Bauherrn, unter dem sie erbaut wurden, doch sind, wo es sich nachweisen ließ, auch die späteren und die jetzigen Eigentümer erwähnt.

Der größte Teil des zeichnerischen Abbildungstoffes ist vom Verfasser nach eigenen Aufnahmen gezeichnet. Einige ältere Aufnahmen fanden sich in den Mappen des Königl. Hochbauamts Osnabrück, welchem Verfasser seit 1905 vorsteht. Andere, bereits im Inventarwerke der Osnabrücker Kunstdenkmäler erschienene Aufnahmen stellte das Landesdirektorium in Hannover bereitwilligst zur Verfügung (bezeichnet mit S). Die auf photographischem Wege gewonnenen Abbildungen stammen zum größeren Teile von Rudolf Lichtenberg, die übrigen meistens von Heinrich Brauckmann. All denen, welche den Verfasser mit Nachrichten unterstützten, sei an dieser Stelle nochmals gedankt.

Für jeden weiteren Beitrag zur Berücksichtigung bei Neuauflagen sowie für jede sachliche Berichtigung sind Verleger und Verfasser ganz besonders dankbar.

Osnabrück, 13. August 1913

Dr. Ing. Dr. phil. Wilhelm Jänecke,  
Regierungs-Baumeister.

Vertrag

Der Vertrag ist ein Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Papst, der die Rechte und Pflichten beider Parteien regelt. Der Vertrag ist in drei Teilen gegliedert: I. Die Rechte und Pflichten des Kaisers, II. Die Rechte und Pflichten des Papstes, III. Die Rechte und Pflichten der Kirche. Der Vertrag ist in drei Abschnitten gegliedert: I. Die Rechte und Pflichten des Kaisers, II. Die Rechte und Pflichten des Papstes, III. Die Rechte und Pflichten der Kirche. Der Vertrag ist in drei Abschnitten gegliedert: I. Die Rechte und Pflichten des Kaisers, II. Die Rechte und Pflichten des Papstes, III. Die Rechte und Pflichten der Kirche.

Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Papst, der die Rechte und Pflichten beider Parteien regelt.



## Inhaltsangabe.

---

	Seite
Kurze Entwicklungsgeschichte der Stadtanlage . . . . .	11
Allgemeine Zustände im Bistume und in der Stadt seit 1750. . . . .	18
Die Wohnhäuser der vorhergehenden Barock- und Rokokozeit bis 1780 . . . . .	27
Der neue Stil und die Osnabrücker Künstler, besonders Hollenberg . . . . .	51
Die Erbauung der Bischöflichen Kanzlei als Ausgangspunkt der klassizistischen Bewegung . . . . .	70
Größere Wohnhäuser im neuen Stile . . . . .	78
Das gewöhnliche Stockwerkhaus, besonders das fünffenstrige . . . . .	112
Das eingeschossige Haus und die Armenhäuser . . . . .	133
Die Stadttore und Torhäuser . . . . .	143
Die Gartenhäuser und Gartentore . . . . .	148
Einzelheiten des Äußeren und Inneren, Hausrat und Trachten . . . . .	167
Ergebnisse und Vergleiche . . . . .	190

---

## Abkürzungen.

---

A = Fensterachse, d. h. die Entfernung von Mitte zu Mitte Fenster, will gewöhnlich die Anzahl der Fenster bedeuten.

G = Geschoß.

Mitteil. = Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück („Historischer Verein“, 1847 von Stüve gegründet).

Ferner unter den Abbildungen:

S = Aufnahmen aus Siebern-Fink, Stadt Osnabrück (Kunstdenkmäler der Provinz Hannover IV, 1 u. 2).

L = „ Rud. Lichtenbergs.

B = „ Heinr. Brauckmanns.

H = „ des Kgl. Hochbauamts.

J = „ des Verfassers.

---



## Kurze Entwicklungsgeschichte der Stadtanlage

(s. hierzu den Stadtplan von 1767).

Die alte westfälische Bischofsstadt Osnabrück<sup>1)</sup> ist vor vielen anderen deutschen Städten dadurch ausgezeichnet, daß sie aus allen Zeiten deutscher Geschichte eine Fülle wertvoller Bau- und Kunstdenkmäler besitzt. Die zahlreichen Hünengräber und sonstigen Funde aus vorchristlicher Zeit weisen darauf hin, daß hier schon in den Urzeiten indogermanischer Geschichte eine bevorzugte Niederlassung, vielleicht eine alte Kultstätte sich befand. Die günstige Lage im breiten, fruchtbaren Hasetale zwischen den langgestreckten schützenden Bergketten des Wiehegebirges im Norden und des Teutoburger Waldes im Süden, welche hier nach Westen zu näher aneinanderrücken, gab zur Besiedelung die nächste Veranlassung. Unmittelbar vor dem Orte bildeten der Westerberg im Westen und der Gertrudenberg im Norden natürliche Schutzwehren für den von der Hase durchflossenen Engpaß, durch den die wichtige alte Handelsstraße: Bremen—Bramsche—Osnabrück—Iburg—Frankfurt hindurchführte. Gegen Osten deckte der Schlagvorderberg, gegen Süden der Morast der sog. Wüste gegen feindliche Angriffe.

So war der Ort vor Erfindung der Feuerwaffen zur wirksamen Verteidigung besonders gegen Westen hin geeignet. Die in der westlichen und nördlichen Umgebung (Barenau, Diepholz) entdeckten Überreste aus den Zeiten der Römerkriege, wie die Bohlenwege (*pontes longi*), Kastelle und Münzen beweisen zur Genüge, daß die Römer in dieser Gegend besonders hartnäckigen Widerstand gefunden haben. In späterer Zeit haben sich hier die entscheidenden Kämpfe zwischen den heidnischen Sachsen, die keine Städte kannten und das Land in vereinzelt Höfen bewohnten,<sup>2)</sup> und den christlichen Franken abgespielt. Noch heute sind im Volke Erinnerungen an seinen letzten Sachsenherzog, den tapferen Widukind und den großen Frankenkaiser lebendig.

Die für das neue sächsische Bistum bestimmte Gründung der Domkirche durch Karl den Großen (783) gab den Anstoß zur Entwicklung des Ortes (*locus*) Osnabruggi, der seinen Namen einer vermutlich uralten Hasebrücke, letztere am Herrenteichstore gelegen, verdanken wird. Neue Ansiedler, darunter auch Handwerker, zogen herbei, ein lebhafterer Verkehr war die Folge. Die ersten Bischöfe brachten die getrennt liegenden alten Einzelhöfe allmählich in

<sup>1)</sup> Osnabrück gehört mehr zu Westfalen als zu Hannover. Seine eigentümliche geographische Lage im äußeren Westen von Hannover, dem es erst 1813 einverleibt wurde, nach Osten zu von der Provinzialhauptstadt durch westfälische Kreise getrennt, sowie Geschichte, Art und Sprache der Bevölkerung berechtigen dazu, den Regierungsbezirk kulturgeschichtlich zu Westfalen zu rechnen, wie es in Schücking-Freiligrath, *Das malerische und romantische Westfalen* (1841) und in Lübke, *Die mittelalterliche Kunst in Westfalen* (1853) ganz selbstverständlich geschehen ist. Künstlerische Einflüsse von der Stadt Hannover her sind, besonders in früherer Zeit, kaum nachweisbar.

<sup>2)</sup> Diese Art der Siedlung ist heute noch für Westfalen und das Osnabrücker Land bezeichnend, welches geschlossene Dörfer im allgemeinen nicht kennt. S. Meitzen, *Das westfälische Bauernhaus*, ein altdeutsches Stallgebäude (*Germania* X, 55).



ihren Besitz und machten sich zu Herren des Grund und Bodens und mit dem Erwerbe des Oberhofes auch zu solchen der Gerichtsbarkeit. So entstand das ungeregt gruppierte Haufendorf und aus diesem wieder in langsam fortschreitender Entwicklung die mittelalterliche befestigte Stadt. Dieser Vorgang der Verbürgerung vollzog sich bei dem fest am Hergebrachten haltenden Charakter der Bewohner ganz allmählich.<sup>1)</sup> Die Felder der Ackerbürger weichen hinter die Stadt zurück, aber an den Obst- und Gemüsegärten im Rücken der Häuser und inmitten der Baublöcke hält man mit Zähigkeit fest. Noch heute zeichnet sich das Osnabrücker Stadtbild dadurch aus, daß es selbst in den am dichtesten bebauten Teilen der Altstadt überraschend große schöne Gärten aufweist.

Aus dem Kerne der ältesten Siedlung, dem Dome mit dem Bischofshofe und den Wohnungen der Geistlichen entwickelte sich die Stadt in der konzentrisch-einseitigen Erweiterungsart, wie sie sich vielfach bei Städten an Flüssen findet.<sup>2)</sup> Zunächst kommt die Markt- und Haseleyschaft mit dem Markte und der Bürgerkirche, letztere Markt-Stadt- oder Marienkirche genannt, hinzu und wird als „Binnenburg“ mit einer Befestigung in der halbbogenförmigen Linie: Herrenteichstraße—Krahnstraße—Lohstraße versehen (s. Abb. 1). Um die Mitte des 13. Jahrhunderts tritt hierzu die bisherige Vorstadt, die „Butenburg“, in welcher hauptsächlich die Handwerker wohnten, welche auch den Straßen der Großen und Kleinen Gildewart, der Krahnstraße (Kramerstraße), Bierstraße und Lohstraße die Namen gegeben haben und außerdem die Johannisleyschaft, welche die Gegend bei der Katharinenkirche umfaßte und vorzugsweise von Ministerialen, ritterlichen Dienstmännern und reicheren Bürgern bewohnt war. Die so vergrößerte Altstadt wurde mit einer neuen Schutzmauer umgeben, die am heutigen Kaiser-, Kronprinzen- und Kanzlerwall und am damals mit Wasser gefüllten Neuengraben entlang führte. Inzwischen hatte sich um die Freiheit der Johanniskirche in ähnlichem Vergrößerungsvorgange eine zweite, besonders von Ackerbürgern bewohnte Stadt, die Neustadt entwickelt, welche sich 1306 unter Vorbehalt gewisser Sonderrechte mit der benachbarten Altstadt zu einer einzigen politischen Gemeinde zusammenschloß. Dieses alte, mit starken Befestigungswerken umbaute Osnabrück (s. Lageplan von 1767 und Abb. 1) hat sich im Laufe der Jahrhunderte an Umfang kaum verändert, nur ist die Bebauung, besonders in den weniger dicht bebauten Stadtteilen der Johannisleyschaft und der Neustadt mit dem Anwachsen der Bevölkerung eine immer dichtere geworden. Ein Vergleichen der alten Stadtbilder aus den verschiedenen Jahrhunderten läßt das im einzelnen genauer erkennen.

Das Straßennetz im Innern spiegelt das allmähliche Anwachsen der Stadt getreulich wider. Die alte Handelsstraße zwischen dem Hasetore, Herrenteichstore und Johannistore und ihre Abzweigungen nach dem Natrupertore und Hegertore geben die Hauptverkehrsadern ab und führen sämtlich auf dem Marktplatze als dem Mittelpunkt städtischen Lebens zusammen. Dazu kommen nach und nach die schmalere Nebenstraßen und Gäßchen, die das Baugelände nach allen Seiten hin in mehr oder weniger regellosen, gekrümmt geführten Linien erschließen. Die so entstehenden unregelmäßigen Baublöcke, verbunden mit dem schrittweisen Ausbau der Straßen, ließen nur in seltenen Fällen rechteckige Baugrundstücke zu. Die Regel bildet das von der Straße schiefwinklig geschnittene und ganz unregelmäßig geformte Grundstück. Der mittelalterliche Sinn für Einheitlichkeit im Städtebau und andererseits die praktische Absicht, die Baugrundstücke möglichst auszunutzen und nicht mehr als notwendig für die Straße her-

<sup>1)</sup> Eingehend dargestellt in Philippi, Zur Geschichte der Osnabrücker Stadtverfassung. Hans. Geschichtsbl. XVIII, 155.

<sup>2)</sup> S. Forbat-Fischer, Bau der Städte an Flüssen in alter und neuer Zeit. Der Städtebau I, 49, 70, 89. Eine ähnliche Entwicklung zeigt z. B. Aschersleben.







zugeben, hat gleichwohl dazu geführt, daß die Vorderwand der Häuser in der Regel parallel zur Straßenflucht gestellt wurde. Als zweite Regel bildet sich bei den länglichen Grundstücken die Gewohnheit heraus, den steilen, meistens in Fachwerk ausgebildeten Giebel der Straße zuzukehren. Gegen die Nachbarhäuser schützen stets starke massive Brandmauern, die an der Straßenseite auf Konsolen vorspringen (s. Abb. 62), aber ein Übergreifen des Feuers von einem Dachstuhl zum andern doch nicht verhindern konnten. Besonders charakteristisch ist dann in Osnabrück noch der schmale Gang zwischen den Häusern, der „Tropfenfall“, der nicht nur das Regenwasser von beiden Traufen, sondern auch allerhand üble Abwässer sammelte und zur Straße abführte (s. S. 62). Durch alle diese gleichmäßig befolgten Regeln auch in den Grundrissen und der formalen Behandlung der Schauseiten erhielt das alte Osnabrück seinen wundervoll einheitlichen Aufbau.

Das Bedürfnis, den beengenden Ring der Stadtmauern zu sprengen, trat zuerst in der klassizistischen Zeit mit dem stärkeren Anwachsen der Bevölkerung und der dadurch gesteigerten Bautätigkeit hervor. Man begann mit dem Entfernen der beengenden Tortürme, die Mauern und Wälle folgten später. Auch fehlt es nicht an Versuchen in dieser Zeit, die Straßen, besonders die Hauptverkehrsstraßen, luftiger und zweckmäßiger anzulegen. Von besonderem Werte erscheinen uns heute Entwürfe, wie der breite „Boulevard du roi de Rome“, den während der Fremdherrschaft die französischen Behörden vom damaligen Herrrenteichstore der Hase entlang zum Zuchthause auf dem Neumarkt pflanzen und zum Geburtstage des jungen Königs von Rom (20. März 1811) auch feierlich einweihten.<sup>1)</sup> Leider wurde er nicht ausgeführt, er hätte der Großen Straße den Verkehr abnehmen können, den diese jetzt nicht mehr fassen kann. Ein anderer, weiter ausschauender Plan aus der Franzosenzeit ist wenigstens in seinem Grundgedanken später (1856) ausgeführt. Zur direkten Verbindung von Wesel und Hamburg bzw. von Iburg und Bohmte baute Napoleon damals die rd. 15 m breite Heerstraße, die später vollendet wurde und heute noch als Haupt Verbindungsweg zwischen Norden und Süden dient. Der vom „Oberems-Departement“ ausgearbeitete Lageplan ist, soweit er die Stadt betrifft, erhalten (s. Abb. 2). Statt des bisherigen krummwinkligen Verkehrsweges: Herrrenteichstor<sup>2)</sup>—Herrrenteichsstraße—Große Straße—Johannisstraße (A—A) wählte er eine neue breite Durchgangstraße von Bohmte her auf bisher fehlenden Brücken direkt zum Neumarkte, und von da weiter in die Johannisstraße (H—G—F—E). Abb. 2 zeigt den großzügigen Plan, der nebenbei in Einzelheiten für die damalige Bebauung dieses Stadtteiles von besonderer Wichtigkeit ist.<sup>3)</sup>

Es ist nicht nur für das damalige Osnabrück, sondern für die meisten kleineren deutschen Städte bezeichnend, daß man von solchen französischen Neuerungen im Städtebau nichts wissen wollte, während man doch den neuen Baustil und die Moden bereitwilligst von Frankreich übernahm. Erst viel später, mit dem Bau der ersten Eisenbahnlinien und dem völligen Niederlegen der Wälle hat Osnabrück sein Straßennetz den Forderungen des Verkehrs mehr angepaßt. Dabei sind leider viele der alten Häuser voreilig abgebrochen und der Stadt unersetzliche Verluste an geschlossener architektonischer und malerischer Schönheit zugefügt.<sup>4)</sup>

Eine Veröffentlichung des aus klassizistischer Zeit Überkommenen ist jetzt eben noch

<sup>1)</sup> Friederici-Stüve, Geschichte der Stadt Osnabrück Bd. 3 S. 35.

<sup>2)</sup> Nur hier war eine Brücke über die Hase, am Neumarkte (B) nicht.

<sup>3)</sup> Im Besitze des Apothekers Gustav Meyer, dem Verf. für Überlassung dieser und anderer Zeichnungen besonders dankbar ist.

<sup>4)</sup> Eingehender hat Verf. diesen Vorgang geschildert in dem Aufsätze „Das Verschwinden von Alt-Osnabrück“ in der Osnabrücker Zeitung vom 8. Sept. 1913.



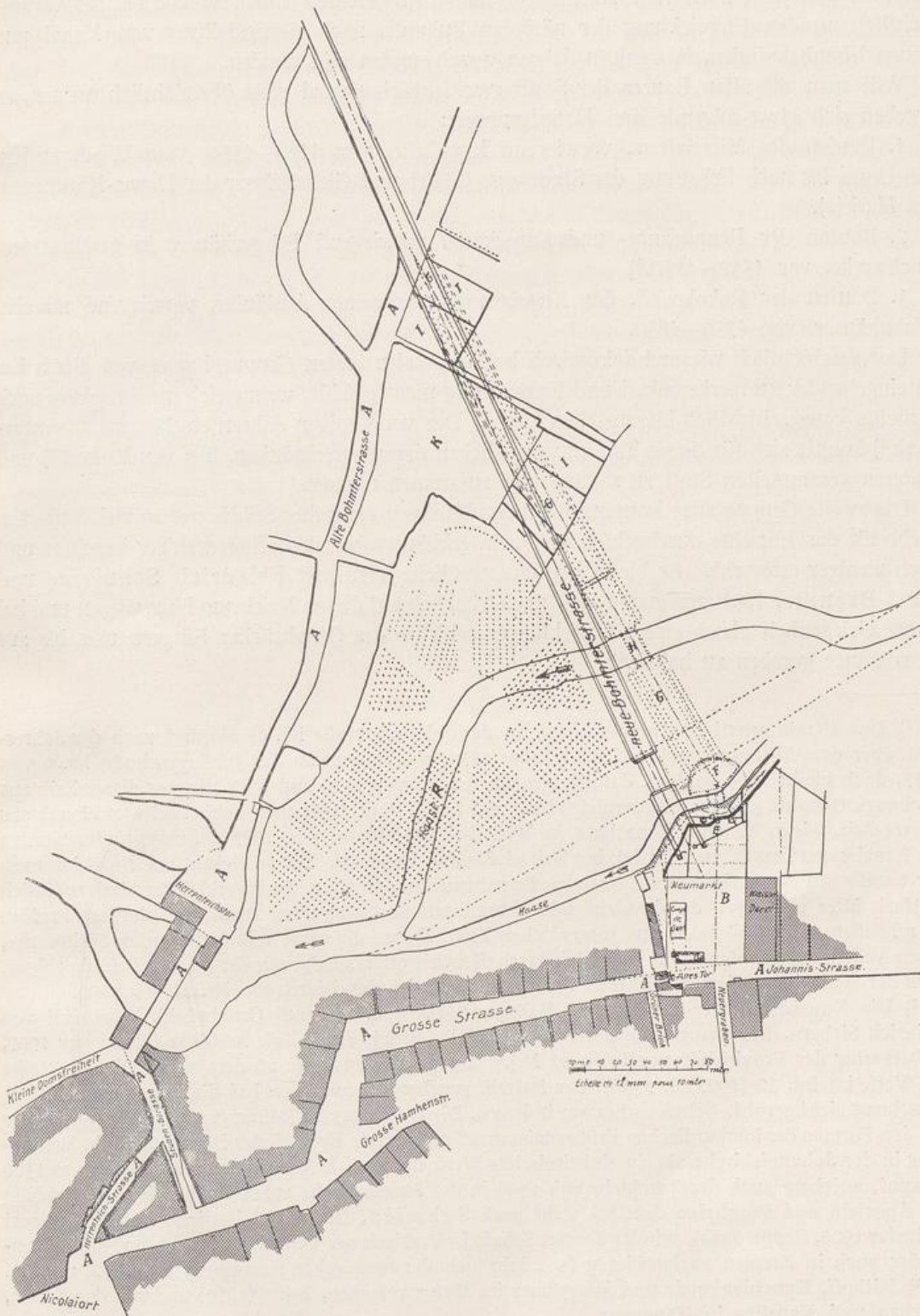


Abb. 2. Französischer Plan der neuen Bohmterstraße von 1812.



möglich, weil jetzt noch viele Häuser aufgenommen werden können, welche bei der voraussichtlich rapiden Entwicklung der nächsten Zukunft, nach Fertigstellung von Kanal und neuen Eisenbahnlinien, in wenigen Jahren verschwunden sein werden.

Will man die alten Bauten der Stadt geschichtlich einmal ganz übersichtlich ordnen, so ergeben sich etwa folgende drei Hauptgruppen:

1. Bauten des Mittelalters, vorwiegend kirchliche, von 1100—1550 (vom Wiederaufbau des Doms bis nach Erbauung der Stadtwaage [1532] und Giebelhäuser der Hansa-Kaufherren am Markte).

2. Bauten der Renaissance- und Barockzeit, vorwiegend Bürgerhäuser in geschnitztem Fachwerke, von 1550—1750.<sup>1)</sup>

3. Bauten der Rokokozeit, des Klassizismus und seiner Ausläufer, vorwiegend massive Wohnhäuser, von 1750—1850.

Der geschichtlich wie architektonisch bedeutsamsten ersten Gruppe hat es von alters her an eingehender Aufmerksamkeit und Erforschung nicht gefehlt, wenngleich im Einzelnen noch manches baugeschichtlich klarzustellen bleibt. Das vor wenigen Jahren erschienene Inventarwerk<sup>2)</sup> konnte sich für diesen Teil im wesentlichen darauf beschränken, den von Mithoff<sup>3)</sup> und anderen gesammelten Stoff zu sichten und zusammenzufassen.

Die zweite Gruppe alter Bauten, die in der Blütezeit deutscher Städte mit so viel deutscher Liebe für das Einzelne durchgebildeten Fachwerkhäuser, wurden schon weniger beachtet und noch weniger erforscht. Es bleibt das unvergeßliche Verdienst Friedrich Schultzes und Karl Brandis, 1891 zum ersten Male nachdrücklich auf diesen Reichtum hingewiesen und bei dieser Gelegenheit gleich eine Entwicklungsgeschichte des Osnabrücker Bürgerhauses bis zur Renaissance gegeben zu haben.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Das älteste erhaltene Fachwerkhaus an der Johannisstraße Nr. 95 stammt nach der Jahreszahl über dem Torbogen erst aus dem Jahre 1559, ein anderes an der Dielingerstraße Nr. 9 von 1575, doch bleibt zu bedenken, daß die großen Brände von 1530 und 1613 das vor dieser Zeit aus Fachwerk Gebaute größtenteils vernichteten. Auf dem Lande trifft man noch Fachwerkhäuser aus älterer Zeit, wie z. B. ein Kolonathaus in Wiek bei Teklenburg von 1555. Ausgeprägter werden die Renaissanceformen erst im letzten Drittel des Jahrhunderts. Die seitlichen, auf Konsolen nach der Straße zu vorspringenden massiven Brandmauern der alten Fachwerkhäuser sind natürlich vielfach älter als diese, da sie nicht mit abbrannten und stammen, nach den derben Profilen zu schließen, zum Teil noch aus romanischer Zeit, ebenso die nicht mit verbrannten Steinwerke, deren Außenseiten in der Farbe und Steinbeschaffenheit oft noch Spuren der großen Brände zeigen. Eins der spätesten datierten reicheren Fachwerkhäuser ist das Bierstraße Nr. 24 von 1690.

<sup>2)</sup> Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover (IV, 1 u. 2: Stadt Osnabrück), bearbeitet von Heinrich Siebern, Regierungsbaumeister a. D. und Dr. Erich Fink, Kgl. Archivar (Hannover 1907, Selbstverlag der Provinzialverwaltung, 12 M.). Einige Ergänzungen zu dem vortrefflichen Werke hat Verf. im Bd. 32 (1907) S. 355 ff. der Mitteil. gegeben. Inzwischen hat die kunstgeschichtliche Forschung nicht geruht. Schon vorher war in Born, Die Beldensnyder (Münster 1905, Copenrath) der „in den Formen der lombardischen Frührenaissance“ gearbeitete Epitaph des Dechanten Joh. Mellinghaus in der Johanniskirche als ein einheimisches Werk des Joh. Beldensnyder aus der Zeit um 1560 erkannt, welchem auch der Taufstein von 1560 in der Marienkirche zuzuschreiben ist, die Predella mit Aposteln und Propheten daselbst steht nach Schmitz, Die mittelalterliche Malerei in Soest (Münster 1906, Copenrath), mit der Soester Schule in Verbindung. G. F. Hartlaub hat die Beldensnyder auch in Bremen nachgewiesen (s. „Jahrbuch der bremischen Sammlungen“, 1912) u. a. m.

<sup>3)</sup> Mithoff, Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen, Bd. 6 (1879) und von demselben, Kirchen und Kapellen in Hannover.

<sup>4)</sup> Siehe Brandi, Das Osnabrücker Bauern- und Bürgerhaus (Mitteil. 1891) und Fr. Schultze, Bürgerhäuser in Osnabrück, zuerst in der Zeitschrift des Hannoversch. Arch.- u. Ing.-Vereins von



Was nun endlich die dritte, weniger stark ins Auge fallende Gruppe angeht, so lag sie mit einzelnen Ausnahmen der öffentlichen Aufmerksamkeit so fern, daß der Verfasser 1907 zuerst auf ihre stille Schönheit hinweisen konnte.<sup>1)</sup> Im Inventarwerke haben die Bauten dieser Zeit dann zwar eine Veröffentlichung erfahren, die bei dem vorgeschriebenen engen Rahmen jedoch allzu knapp ausfallen mußte. Der Stoff schien es wert, daß man ihn gebührend vervollständigte, wobei insbesondere die inzwischen verschwundenen Beispiele nicht vergessen wurden. Dabei mußten die einheimischen und auswärtigen Zeitumstände, aus denen die Entwicklung zu verstehen ist, wenigstens in aller Kürze gestreift werden. Auch war es nötig, die Bauten der Barock- und Rokokozeit, welche eine Sammlung für sich bilden würden, als Vorläufer der klassizistischen Bewegung in gedrängter Form nochmals mitzuerwähnen, wobei zugleich einzelne Lücken des Inventarwerks ausgefüllt werden konnten.

---

1891, dann in der Zeitschrift für Bauwesen 1894, endlich auch als Sonderabdruck bei W. Ernst & Sohn-Berlin. In der Folgezeit sind wertvolle Ergänzungen geliefert in Albrecht Haupt, Von germanischer Bauweise (Arch. Rundschau 1904, Heft 10 u. 11 und 1907, Heft 8 u. 9) sowie in Albrecht Haupt, Die älteste Kunst der Germanen, insbesondere die Baukunst (Leipzig 1910). Durch eine Fülle von Vergleichsmaterial konnte Haupt u. a. die überraschende Tatsache feststellen, daß die scheinbar der italienischen Renaissance entstammenden Schnitzmotive schon in den ältesten germanischen Formenkreisen vorkommen.

<sup>1)</sup> S. „Osnabrücker Patrizierhäuser“ in der „Denkmalpflege“ vom 16. Okt. 1907, ein Aufsatz, der in wesentlich erweiterter Form in der Osnabrücker Zeitung vom 23. u. 25. Nov. 1907 erschien.



## Allgemeine Zustände im Bistume und in der Stadt seit 1750.

Nach der „*successio alternativa*“ des in Osnabrück und Münster geschlossenen Westfälischen Friedens wechselte im Hochstifte Osnabrück<sup>1)</sup> ein katholischer Bischof mit einem evangelischen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg ab, ein ganz eigenartiger Regierungszustand, für den es keine geschichtliche Parallelerscheinung gibt. Seit 1728 war der katholische Clemens-August, aus dem Hause Bayern, Bischof von Osnabrück. Gleichzeitig war er Fürstbischof von Münster und Paderborn, Bischof von Hildesheim, Kurfürst von Köln und Hochmeister des Deutschen Ordens. Seine kunstsinnige Prachtliebe beschränkte sich auf seine rheinischen und münsterschen Lande. Für Osnabrück war seine Regierung weniger segensreich. Da er in den Österreichischen Erbfolgekriegen und dem Siebenjährigen Kriege auf Österreichs Seite stand, so behandelten die mit den Preußen verbündeten Engländer und Hannoveraner das Hochstift als Feindesland. Das gleiche taten die mit den Österreichern verbündeten Franzosen, nachdem Clemens-August 1761 gestorben und die Reihe wieder an einem Fürsten aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg war. Ungehindert durch das zu frühzeitig aufgelöste städtische Aufgebot fielen sie in die Stadt ein und wüteten bis zum Friedensschlusse mit Plünderungen und maßlosen Erpressungen.

Nur langsam vermochte sich nach dem Kriege die Stadt zu erholen. Es begannen jene vierzig Jahre der Ruhe und des steigenden Wohlstandes, wie man sie in der ganzen früheren Geschichte Osnabrücks vergebens sucht. Eine Reihe glücklicher Umstände wirkten zusammen, um in diesen letzten Jahrzehnten vor der Säkularisation einen Höhepunkt der wirtschaftlichen und geistigen Blüte herbeizuführen, der sich nicht zum wenigsten auch in den Bauten dieser Zeit kundgibt.

Da war zunächst die Person des letzten evangelischen Fürstbischofs (s. Abb. 3). Friedrich, Herzog von York und Albanien, zweiter Sohn König Georgs III. von England, wurde auf Betreiben seines klugen energischen Vaters schon 1764 als unmündiges Kind<sup>2)</sup> zum Bischof postuliert. In den 20 Jahren seiner Minderjährigkeit führte Georg III. von London aus die Regentschaft gegen den Willen des Domkapitels, welches dieselbe vergebens beansprucht hatte. Diese Verbindung mit einem freien großen selbständigen Reiche erwies sich insofern von Vorteil, als dabei manche politische Erfahrung des größeren, gereiften Staatswesens dem kleineren zugute kam. Im Lande selbst führten zwei, später drei „zur Regierung des Hochstifts ver-

<sup>1)</sup> Der Umfang des Bistums entsprach ungefähr dem der heutigen hannoverschen Kreise Osnabrück u. Iburg (ehemals Amt Iburg), Bersenbrück (ehemals Amt Fürstenau und Vörden), Wittlage (ehemals Amt Wittlage und Hunteburg) und Melle (ehemals Amt Grönenberg). Dazu kam das jetzt zu Westfalen gehörende Amt Reckenberg (mit Gütersloh, Reckenberg, Neuenkirchen, St. Viti und Wiedenbrück). Einen vortrefflichen Überblick über die Geschichte des Bistums gibt das Buch von L. Hoffmeyer: „Geschichte der Stadt und des Regierungsbezirkes Osnabrück in Bildern“ (1904).

<sup>2)</sup> Geb. 16. Aug. 1763, gest. 5. Jan. 1827, seit 1791 in kinderloser Ehe vermählt mit Ulrike Friederike, einer Tochter Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Es ist dieses die letzte Verbindung zwischen dem hohenzollernschen und dem welfischen Fürstenhause vor der in diesem Jahre geschlossenen segensreichen Heirat.



ordnete Geheime Räte“ die Verwaltung, deren Organ wiederum „die Bischöfliche Land- und Justizkanzlei“ bildete. Über alle wichtigeren Angelegenheiten war der Bischof auf Grund der „Kapitulationen“ seiner Vorgänger verpflichtet, das „rätliche Gutachten“ des Landtags zu hören, der zu Beginn eines jeden Jahres tagte.<sup>1)</sup>

Infolge alter Vorrechte, die sich der niedersächsische Freiheitsinn der Bürger von den Bischöfen in langen Jahrhunderten erkämpft hatten, bildete die Stadt einen dem Landesherrn fast ebenbürtigen Staat im Staate. War sie doch im Besitz aller jener Berechtigungen, welche das Wesen einer freien Reichsstadt ausmachten, wenn sie auch die Bezeichnung einer solchen nicht führte.

Die ganz eigenartigen Verhältnisse im Hochstifte, an dessen Spitze die englische Regierung fremde (sächsische u. a.) und wenig tüchtige Geheime Räte stellte, so daß die Arbeit dem Sekretariat überlassen blieb, machten es möglich, daß Justus Möser, Osnabrücks größter Sohn, den für das Land so überaus segensreichen maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung gewann (s. Abb. 4). Dank seiner geistigen Überlegenheit wie seiner guten Beziehungen hatte er es verstanden, nach und nach in seiner Person die wichtigsten Ämter zu vereinigen. Zu dem ständischen Amte eines Syndikus der Ritterschaft (1742) kam das eines „Advocatus patriae“ (1747) und als wichtigstes das Regierungsamt eines den Geheimen Räten bei-



Abb. 3. Friedrich, Herzog von York und Albanien, der letzte ev. Fürstbischof von Osnabrück (Galerie in Iburg).

<sup>1)</sup> Er bestand aus den 25 Mitgliedern des Domkapitels als dem ersten Stande, der „vorrahmlich“, d. h. zuerst, sein Urteil abgab und es an die beiden anderen Stände gelangen ließ, nämlich an die (bis 72) Mitglieder der Ritterschaft, als dem zweiten Stande und die (14) städtischen Deputierten der Städte Osnabrück (9), Quakenbrück (2), Wiedenbrück (2) und Fürstenau (1) als dem dritten Stande, letzterer auch „civitatusens“ genannt. Die eigentlichen Geschäfte jedes Standes besorgte ein beamteter, rechtsgelehrter Syndikus. Der Landtag versammelte sich an dem vom Bischofe festgesetzten Tage im Kapitelsaal des Domes, wo die feierliche Eröffnung stattfand. Sodann begab sich jeder Stand in sein besonderes, am Kreuzgange („Domportikus“) gelegenes Zimmer und beratschlagte für sich. Später gab das neue bischöfliche Kanzleigebäude einen Teil der Räume her. Näheres über Ort und Art der Verhandlungen enthält eine 1897 bei F. Nolte in Osnabrück als Manuskript gedruckte und mit Grundriß des alten Kreuzganges versehene Beweisschrift über die ehemalige Nutzung der Räume, auf Veranlassung des Domkapitels zusammengestellt. Die geschichtlich wichtigen Landtagsprotokolle des Domkapitels befinden sich im Domarchiv, die der Ritterschaft im Ritterschaftlichen Archive auf Gut-Barenau, die städtischen im Stadtarchive. Im übrigen s. über Verwaltung von Bistum und Stadt bei Bär, Abriß einer Verwaltungsgeschichte des Regierungsbezirks Osnabrück (1901).



gegebenen „Referendars“ (1768). Seine taktvolle weitsichtige Klugheit, die er besonders in den Wechselfällen des Siebenjährigen Krieges auf auswärtigen Kommissionen mit diplomatischem Ge-



Abb. 4. Jugendbildnis Justus Möser B  
(Galerie Schwartz).

schick zum Vorteile des Landes bewiesen hatte, wurden von der englischen Regierung bald erkannt.<sup>1)</sup> Seinen wohlgedachten Vorschlägen, die einer Gesinnung entsprangen, in der sich Aufklärung und Absolutismus sonderbar mischten, schenkte sie allmählich ein so unbedingtes Zutrauen, daß er als ungekrönter König das eigentliche Haupt der Regierung darstellte. Auch die Verwaltung der Stadt, deren damals aufkommenden rechtsgelehrten bürgerlichen Patriziate er den Weg zu den einflußreichsten Stellen der Verwaltung bahnte, hörte oft auf seinen Rat. Wie hoch ihn das ganze Land schätzte, zeigte die allgemeine Landesfeier von 1792, an welche u. a. das Denkmal erinnert, welches die Ritterschaft ihrem großen Syndikus nach 50jähriger Tätigkeit mit begeisterter Widmung weihte (s. Abb. 5 und die Zeichnung des Verf. auf dem Einbände).<sup>2)</sup>

Der Anfang der aufblühenden klassizistischen Baukunst fällt in dieses für Osnabrück klassische Zeitalter Möser's.

An diesem Übergewichte Möser's änderte sich auch nichts, als der großjährig gewordene Friedrich von York am 25. September 1783 seinen feierlichen Einzug in seine Residenz hielt, die er vorher als Prinz nur einmal flüchtig gesehen

<sup>1)</sup> U. a. wurde er zur Liquidation der Landesforderungen bei dem englischen Kriegskommissariat 1763 auf Staatskosten 8 Monate nach London geschickt und trat zu dem Hofe in direkte Beziehungen, studierte aber vorwiegend die allgemeinen Zustände Englands.

<sup>2)</sup> Das im Museum befindliche Holzdenkmal hat eine Höhe von etwa 1,20 m bei 0,80 m Breite. Der Formgebung nach stammt es zweifellos von dem Bildhauer Gerhard Georg Wessell (s. S. 65) und war vielleicht zur Ausführung im Großen bestimmt. Die von dem Osnabrücker Dichter Broxtermann (1771 bis 1800), einem Verehrer Klopstocks, verfaßten Widmungen an den vier Seiten des Sockels lauten:

1. Bekraenz't von des Verdienstes Genius empfange Justus Möser Deiner Mitbürger lautere Wünsche. Dankbar, dass du in deinem Berufe des Vaterlandes Wohl so mannigfaltig bewirktest, in bedenklichen Lagen dessen Schritte leitetest ohne Geräusch, doch dauerhaft, sein Glück begründetest. Stolz, dass durch deinen Geist und deine Werke es selbst dem Auslande sich rühmlichst zeigen konnte. Sehnsuchtsvoll deines Beystandes noch späthin sich erfreuen zu können, wird dein Name ihnen unvergeßlich sein.

2. Festlich sei dieser Tag geweiht dem edlen Manne, der fünfzig Jahre der Ritterschaft sich widmete. Ein Pfand der Dankbarkeit dies Denkmal, das unvergänglicher in ihren Herzen ruht. Durch sie bezeugt das ganze Land wie allen werth der biedere Möser sei.

3. Wonne dem Manne, der in des Vaterlandes Diensten grau ward. Dieses frohen Tages Einz'ger Wunsch erschalle: Lange lebe Möser. Wisse dann die Nachwelt, wie werth dem deutschen Lande, wie Einzig uns der Mann war, der so das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wußte.

4. Zur Feier des fünfzigjährigen Dienstes eines Mannes der, in allen Geschäften gleich tätig, das Wohl des Vaterlandes in jedem seiner Zweige ruhmvoll beförderte und als Syndikus des Landes Ritterschaft durch Eifer, Klugheit und tiefe Einsicht ihre Erwartung weit übertraf, widmete dieses Denkmal eines gerechten Dankes die Ritterschaft des Hochstiftes Osnabrück, d. 17. Jan. 1792.



hatte (1781). Eine angemessene fürstliche Wohnung fand er hier nicht vor. Das von seinen Vorgängern wenig benutzte und ziemlich verwahrloste Schloß erwies sich trotz anbefohlener Verbesserungen, die der Landbaumeister Schaedler mit Hilfe des aus Göttingen berufenen Malers und Bildhauers Nicolai Raineri seit 1773 durchgeführt hatte, als Residenz eines verwöhnten englischen Prinzen wenig geeignet. Weitere Umbauten und Verschönerungen, darunter die Einrichtung des Corps de Cögis im Seitenflügel („Küchenflügel“) der großen Säle im Mittelbau, des Haupttors am Neuengraben und anderes wurde unter Zuziehung des preußischen Hofmalers Verona aus Berlin seit 1785 vorgenommen, jedoch erst 1790 ganz beendet.<sup>1)</sup> Aber selbst dann ist das Schloß wegen des mit Frankreich ausbrechenden Krieges von dem neuen Herrscher nicht benutzt worden. Äußerlich wie innerlich blieb „Frederic“ nach wie vor seinen deutschen Untertanen fremd. Seine ständige Abwesenheit, nur von einigen Besuchen an den Höfen von Hannover und Berlin und flüchtigen Durchreisen durch Osnabrück unterbrochen,<sup>2)</sup> erwies sich im übrigen als weiterer Vorteil für die ruhige Entwicklung der Dinge im Lande, welchem seine Minderjährigkeit die langen Jahre hindurch die Kosten einer teuren Hofhaltung erspart hatte.

Unter Möser's fürsorglicher Leitung gelangten Handel und Gewerbe, die seit dem Dreißigjährigen und wieder nach dem Siebenjährigen Kriege schwer darniederlagen, noch einmal zur alten Blüte. Neue Absatzgebiete (Süddeutschland, Spanien und seine Kolonien) beförderten den lebhaften Aufschwung. Durch die Kriegszeiten der ersten 90er Jahre wurde Osnabrück mehr indirekt berührt und machte als Verkäuferin die besten Geschäfte. Der Druck der Fremdherrschaft in den folgenden Jahren hat neben der innerlichen Erstarkung auch manchen äußeren Fortschritt zur Folge gehabt. Die für das Einquartierungswesen und fortwährenden Truppendurchzüge gebildete ständische Konferenz mit David Stüve und Gruner sorgten für Straßenpflaster und Straßenbeleuchtung, Häusernummerierung, Einwohnerverzeichnisse, Feuerlöschordnung, Armenversorgung, Verbot der Bettelei und sonstige zeitgemäße Verbesserungen.

<sup>1)</sup> In den bei Wilh. Kießling & Sohn gedruckten Osnabrückischen „Intelligenz-Blättern“, durch deren „Nützliche Beiträge“ Möser in früher Erkenntnis der Bedeutung der Presse als Bildungsmittel seit 1766 in wirksamer Weise für Aufklärung sorgte, findet sich im August 1789 eine Anzeige des Landbaukondukteurs Paulsen, der demnach die Umbauarbeiten leitete, worin er alle, welche wegen des Schloßbaues noch Forderungen hätten, aufforderte, diese anzumelden. Juli 1790 verließ Paulsen Osnabrück.

<sup>2)</sup> Z. B. 28. Okt. 1791 und 1793 auf der Durchreise nach Holland zur hannoversch-englischen Armee, die er mit so wenig Glück gegen die französische Revolutionsheere befehligte, welche ihn 1793 bei Hondshooteen schlugen und 1795 durch Pichegru zu beschwerlichem Rückzuge nötigten. 1799 ging es ihm nicht besser. Er wurde bei Bergen und Alkmar geschlagen und hier zur schmachvollen und folgenschweren Kapitulation gezwungen.



Abb. 5. Möserdenkmal von 1792 B im Museum.



Wie nötig dies war, sehen wir u. a. aus den ergötzlichen Schilderungen des Senators Friedrich Wagner (1768—1840) aus jener Zeit um 1775.<sup>1)</sup>

Auf der einen Seite tun wir einen Blick in die damals noch einigermaßen vollständige Herrlichkeit an alten Bau- und Kunstdenkmälern, sehen das bunte Treiben auf den Märkten und Volksfesten und freuen uns an den vielerlei sinnvollen Gebräuchen der guten alten Zeit. Auf der anderen Seite zeigt sich manches Unerfreuliche in der am Alten hängenden verträumten Kleinstadt, in der man „in ruhiger Lethargie bei gefüllten Geldkasten“ dahinlebte und für gemeinnützige Verbesserungen wenig Sinn hatte. Viele Häuser standen nach den Kriegen leer, die Regierung mußte besondere Prämien aussetzen, um zum Wiederbewohnen anzulocken. Einstürze kleinerer baufälliger Häuser in der Gegend der Heger-, Loh-, Bier-, Hase- und Die-liegerstraße waren nach den Wagnerschen Schilderungen keine Seltenheiten.<sup>2)</sup>

Die engen Gassen waren mangelhaft gepflastert und noch schlechter gereinigt und erleuchtet. Bis 1795 mußte jeder, der abends ausging, sich selbst eine Laterne mitnehmen.<sup>3)</sup> Bürgersteige gab es nicht. Eine gefährliche Rinne in der Mitte der Straße diente als kümmerlicher Abfluß. Die Miststätten und Zuflußbrinnen aus den Höfen zur Straße lagen häufig in der Nähe der Brunnen.<sup>4)</sup> Der aus den Häusern geschaffte Kehricht und Mist lagerte friedlich unter den auf Böcken ruhenden Fensterläden, welche die engen Straßen noch mehr verengten und erst nach 1792 allmählich abgeschafft wurden. Das Vieh, welches die meisten der Handwerker und die Ackerbürger bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts hielten bzw. noch heute halten und zur Zeit des Westfälischen Friedens noch vor den Häusern auf der Straße untergebracht hatten, war seit dem 18. Jahrhundert zwar allmählich ins Innere der Häuser oder Höfe gebracht, doch finden sich bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts häufige Klagen, daß die Schweine und Ziegen auf den Gassen und Friedhöfen in der Stadt frei umherlaufen.<sup>5)</sup> Die Friedhöfe lagen nämlich neben ihren Kirchen innerhalb der Stadt,

<sup>1)</sup> Wagner: „Osnabrück vor hundert Jahren“ (1770—1800) und von demselben: „Osnabrück in den Jahren 1800—1811“. Einige Irrtümer sind von dem verdienstvollen Herausgeber Archivar Dr. H. Forst berichtet (1891 u. 1893). Über das gesellschaftliche und geistige Leben der Möserzeit s. die mit Benutzung des alten Tagebuchs von Lodtmann (Mösers Nachfolger) verfaßte lebendige und unparteiische Schilderung von Krusch: „Justus Möser und die Osnabrücker Gesellschaft“ in Bd. 34 der Mitteil. (1909). Im übrigen sei auf Möser's eigene Schriften sowie die von Stüve u. a. und die sonstigen Bände der Mitteil. verwiesen, die seit 1848 erschienen und ein reichhaltiges Material aus allen Zeiten Osnabrückischer Geschichte darbieten.

<sup>2)</sup> U. a. stürzte das Wirtshaus zum schwarzen Adler in der Hegerstraße, welches dem Kanzlei-prokurator Hollenberg, vermutlich einem Oheim des Architekten, gehörte, plötzlich ein (1775). Noch in den achtziger Jahren liest man von solchen Einstürzen in den Intelligenzblättern.

<sup>3)</sup> Später wurde städtische Ölbeleuchtung eingeführt, wobei man die Laternen direkt am Hause oder an Drähten aufhing, die über die Straße gespannt wurden (s. Titelbild). Die Gasanstalt wurde erst 1857 gebaut.

<sup>4)</sup> Der Mangel einer planmäßigen Kanalisation hatte schwere gesundheitliche Nachteile. Erst als die Cholera 1859 hier auftrat, ging man energischer an ihre Beseitigung.

<sup>5)</sup> Eine Osnabrücker Besonderheit bilden die „Leyschaften“, ursprünglich politische, später nur wirtschaftliche Vereinigungen über gemeinsamen Grundbesitz außerhalb der Tore, der alle 7 Jahre durch einen „Schnatgang“ festlich besichtigt wurde. Die Leyschaftshirten, welche in der Regel in den Stadttürmen wohnten, trieben das Vieh, das sich nach dem „Tuten“ dort oder an anderen Sammelplätzen von selbst einfand, auf die Wiesen vor den Toren. Von den fünf Leyschaften, deren Geschäfte besondere Sekretäre führten, besteht heute nur noch die Heger-Leyschaft. Das Austreiben des Viehes fand bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts statt. Das Altosnabrücker Schnatgangsfest hat u. a. der heimische Dichter Hermann Schröder in seinen humorvollen plattdeutschen Aufsätzen „Olle use“ beschrieben, welche die Osnabrücker Zeitung anläßlich des diesjährigen Schnatgangs wieder abgedruckt hat (2. Aug. 1913 ff.).



nahmen viel Platz weg und erschwerten den Verkehr. Ihre Verlegung nach außerhalb im Jahre 1808 gegen den Widerspruch der Bürger ist eine der Errungenschaften unter französischer Herrschaft. Die Festungswerke mit ihren langen dunklen Zwingern, den mit altersschwachen Kanonen besetzten Bastionen und hohen, dicken Türmen gaben dem Städtchen allerdings ein schmuckes, wehrhaftes Aussehen (s. Abb. 6), wenngleich die völlige Unzulänglichkeit der ganzen Befestigungsanlage, die nach der Vervollkommen der Feuerwaffen von den umgebenden Höhen mit Leichtigkeit beschossen werden konnte, längst erkannt war. Außerhalb der Tore sah es mit Reinlichkeit und Ordnung noch schlimmer aus, einigermaßen fahrbare Straßen und Wagen für den Personenverkehr gab es vor 1770 wenige. Die 1714 gebaute „Frankfurter Straße“, von welcher noch Teile erhalten sind, zeigt die damaligen mangelhaften Zustände.

Ein wesentlicher Fortschritt in der ganzen äußeren Lebensführung trat durch den in den



Abb. 6. Osnabrück um 1780, vom Westerberge gesehen, gezeichnet von Reinhold.

langen Friedensjahren stetig angewachsenen Wohlstand besonders der großen Tuch-, Kolonial- und Tabakhandlungshäuser nach 1780 ein. Die lohnenden überseeischen Bestellungen nach dem amerikanischen Freiheitskriege (1775—1783) trugen nicht wenig dazu bei. „Die Zeit von 1785 bis 1800 war in pekuniärer Beziehung der Kulminationspunkt der Osnabrücker“ (Wagner). Die unmittelbare Berührung mit französischer Wohnkultur nach der Revolution durch die fortwährenden langsamen Durchzüge französischer und brabanter Emigranten, die ihre Möbel mit sich führten, beschleunigte die zunehmende Verfeinerung des Geschmacks. Der revolutionäre Geist der Zeit tat das seinige dazu. „Man fühlte sich beengt in den Häusern, wollte besser wohnen, und mit Recht. Wie hatten sich nicht die Alten beholfen! Ein großer Dielenraum, zwei Stuben mit finstern Schlafkammern und darüber zwei niedrige Kammern, endlich ein Steinwerk war den meisten Häusern eigen. Die Häuser der Handwerker waren durchaus auf Arbeitsstube und Schlafkammer beschränkt.“

Nach dem Neubau der Bischöflichen Kanzlei (1785), deren Louis-seize-Formen bereits unverkennbar sind, mehr noch nach dem in ausgeprägter „antikischem Geschmack“ gehaltenen



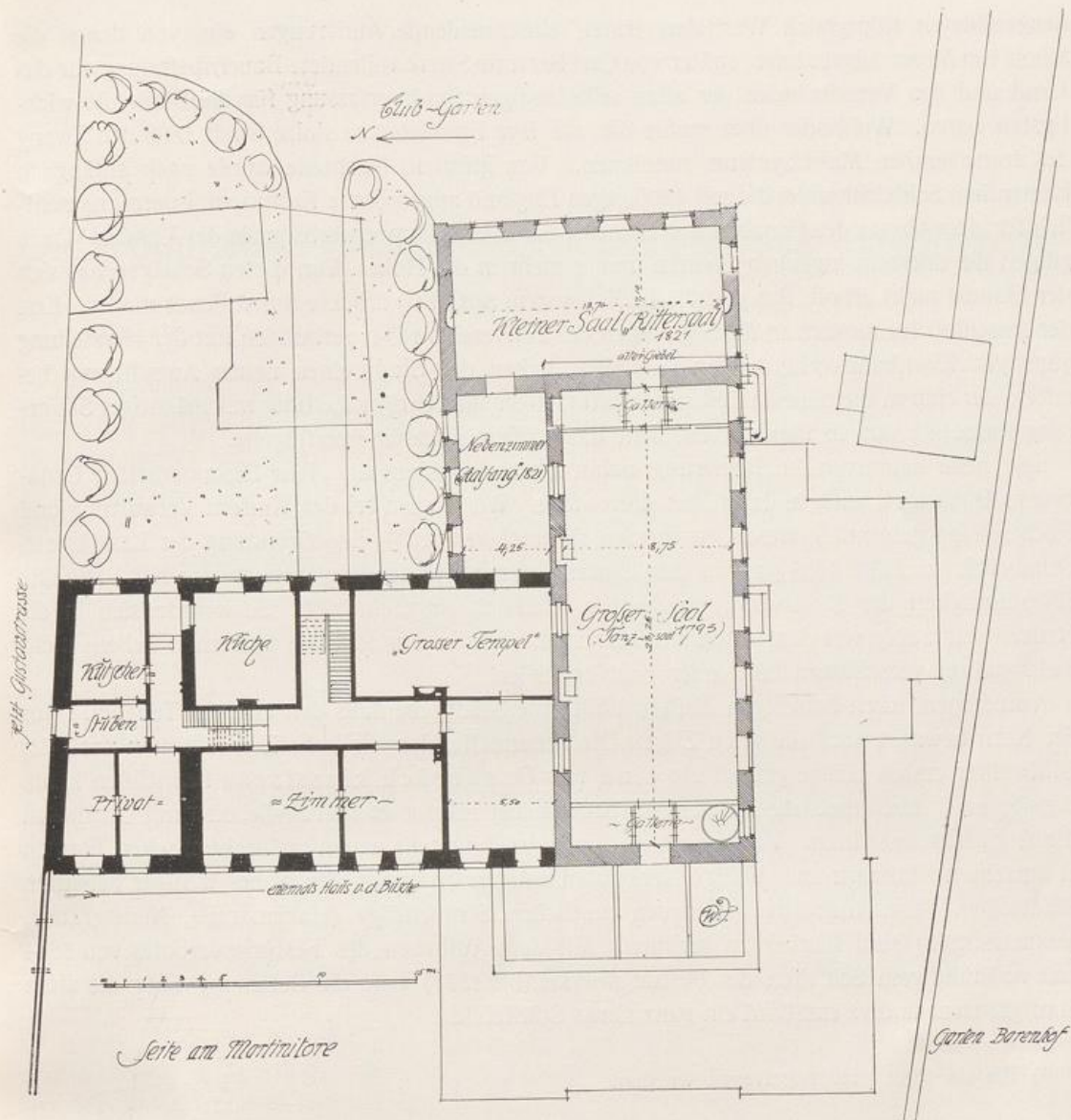
von Hollenberg erbauten und ausgeschmückten neuen Klubsäle (1793, s. Abb. 7),<sup>1)</sup> begann der eingeschlummerte Baugeist sich mächtig zu regen. „Mit dem Jahre 1793 begann eine neue Ära. Der große, schöne Saal des Klubhauses erzeugte neue Freuden, neue Genüsse und neue Ausgaben. Der französische Freiheitsschwindel fuhr in die junge Welt; die Alten mußten folgen. Was der Klub nicht aufnahm, fand Zuflucht in den Weinhäusern. Es wurde gesungen, gejubelt; das ‚Ça ira‘, die Carmagnole, das ‚Allons enfants de la patrie‘ bezauberte.“ Der anwachsenden Bevölkerung wurde die Stadt zu enge. Die aus den vorhergehenden Jahrhunderten überkommenden alten Häuser genügten weder an Zahl noch an Größe und Bequemlichkeit. Viele wurden abgebrochen oder wenigstens umgebaut und mit neuer Fassade in den neuen klassizistischen Formen versehen. Zum mindesten schaffte man sich neue Möbel, Kanapees, Bergeren u. dgl. an, deren Bequemlichkeit man bis dahin noch nicht gekannt hatte. Der Vorgang des Veränderns der Außenansichten, der von alters her bis auf den heutigen Tag sich beim Aufkommen jeder neuen Stilrichtung in unseren alten Städten vollzogen hat, ging wieder einmal vor sich. Manche architektonisch oder geschichtlich wertvollen Bauteile mögen damals verschwunden sein. In der Folgezeit bis etwa 1840 wurden so erst in schnellerer dann langsamer Folge an 400 Häuser ganz oder in größerem Umfange teilweise neu gebaut. Eine gesteigerte Bautätigkeit, die man um so beachtenswerter finden wird, wenn man die geringen Zahlen von rund 1500 Häusern und 8000 Einwohnern (um 1790—1800) dagegen hält.<sup>2)</sup> Von dem damals Gebauten steht heute kaum noch die Hälfte. Das übrige ist der Neuzeit zum Opfer gefallen, zum größeren Teile in den letzten 20 Jahren.

Die Säkularisation des Jahres 1802 vernichtete die politische Selbständigkeit des Staates Osnabrück im Augenblick seiner vollen wirtschaftlichen Blüte. Die folgenden unruhigen Kriegsjahre mit den großen ständigen Einquartierungslasten und Ausgaben für die durchmarschieren-

<sup>1)</sup> Das Klubhaus ist ein ehemals v. d. Buschesches Haus, an welches 1793 der neue Saal angebaut wurde. Es ward von einer geschlossenen Gesellschaft nebst dazu gehörigem Garten auf dem von ihr erstandenen Platze neu eingerichtet. Vorher lag hier der ehemalige Struckmannsche Hof und der alte Hakener Hof oder die langen Armenhäuser (nach Friederici-Stüve, Die Stadt Osnabrück). Unter Ernst August II. (1716—1728) hatte hier eine Versuchs-Porzellanfabrik gestanden. Der Grundriß gibt ungefähr den ursprünglichen Zustand des Hauses, indem u. a. Jérôme, als er sich im September 1808 in Osnabrück feierlich huldigen ließ, mit Osnabrücks schönen Frauen tanzte. Die Anbauten stammen aus späterer Zeit, die dunklen Teile sind die ältesten. Ein abgewalmter Fachwerkgiebel (der Clubstraße zugekehrt) zeigt noch den alten Zustand. Der heutige Hintergarten war früher Vorgarten. Die heutige Gustavstraße war nicht vorhanden, dagegen ein Weg zwischen dem Clubhause und dem Barenhofe (heute Dienstwohnung des Regierungspräsidenten). Auch konnte man vom Martiniwall das Haus erreichen. Durch die veränderte Zugänglichkeit und verschiedene Erweiterungen hat der ursprünglich klare Grundriß sehr gelitten. Die letzten größeren Umbauten erfolgten 1905 und 1911, letzterer unter Mitwirkung des Verf. Näheres über die Geschichte des Großen Clubs, welche gleichzeitig eine höchst wertvolle Geschichte der Osnabrücker Gesellschaft überhaupt darstellt, findet sich in den reichhaltigen Akten des Clubs, für die Zeit von 1793—1843 von dem Sekretär Dr. jur. G. Schmedes zusammengestellt.

<sup>2)</sup> 1790 gab es 1506 Häuser in der Stadt. Im einzelnen gibt darüber Auskunft das im Stadtarchive (Stadtsachen 31/32 Nr. 16 a) befindliche, allerdings — wie bei allen Reinholdschen Arbeiten — nicht immer zuverlässige „Register der sämtlichen Gebäude in der Stadt Osnabrück nebst einer Charte, worin die nemlichen Nummern befindlich. Ausgefertigt von Mag. Reinhold 1790.“ Dies Register ist für die Feststellung der Hausbesitzer bei denjenigen Häusern maßgebend, die vor 1790 erbaut sind. Über die später erbauten geben die seit 1809 aufgestellten Einwohner-Verzeichnisse (Stadtsachen 31/32, 34/32 u. a.) Auskunft. An der Hand dieser nach Straßen aufgestellten Verzeichnisse läßt sich an der Hand alter Stadtpläne und durch Vergleich mit dem heutigen Zustande noch heute in den meisten Fällen der Besitzer jedes Hauses bestimmen. Als Hilfsmittel dienen dabei auch die Grundbücher des Amtsgerichts.





(1793, 1821) Abb. 7. Ehemaliger Grundriß des „Großen Club“, Gustavstr. 7  
(nach alten Zeichnungen).

J

den Truppen brachten dem Lande dann wieder die drückendsten Lasten. Handel und Gewerbe gerieten ins Stocken. An den bestehenden besonderen Verhältnissen änderte die abwechselnd hannoversche, preußische und französische Herrschaft<sup>1)</sup> zunächst weniger. Erst im

<sup>1)</sup> 1802 ging das Bistum an das Kurhaus Hannover (zunächst Georg III.) über, 1803 nach den schwachvollen Verträgen von Sulingen und Artlenburg an Frankreich, 1805 nach dem Verträge von Schönbrunn an Preußen, 1806 nach Jena und Auerstädt wieder an Frankreich. Von 1807 an gehörte es als Hauptstadt des Oberweser-Departements zum Königreich Westfalen, 1811 als Teil des Oberems-Departements wieder zu Frankreich, bis es 1813 endgültig in den Besitz des hannoverschen Fürstenhauses gelangte und mit diesem an Hannover, das 1814 Königreich wurde, überging. Die Ereignisse des Jahres 1866 brachten es wieder an Preußen.



neugebildeten Königreich Westfalen traten einschneidende Änderungen ein, von denen die schon von Möser angebahnte, später von Carl Bertram Stüve vollendete Bauernbefreiung für das Land und das Verschwinden der alten selbständigen Stadtverfassung für die Stadt die wichtigsten waren. Wohl oder übel mußte die auf ihre Freiheiten so stolze Stadt 1808 den Zwang des französischen Mairiesystems annehmen. Von größtem Nachteile wurde nach anfänglich blühendem Schleichhandel die seit 1806 gegen England angeordnete Kontinentalsperre, namentlich für den Absatz des Osnabrücker Leinens, der alten Haupterwerbsquelle des Landes. Dazu gingen die unerschwinglichen Steuern immer mehr in die Höhe. Von diesen Schlägen hat sich der Handel nicht erholt, das preußische Zollsystem seit 1819 drückte ihn vollends nieder. Erst der Anschluß Hannovers an die Segnungen des Zollvereins 1854, verbunden mit der Herstellung günstiger Eisenbahnverbindungen seit 1855, haben der Stadt einen neuen Aufschwung bereitet, der sich in die neueste Zeit unter tatkräftiger umsichtiger Leitung mit mächtiger Steigerung fortsetzte und in mancher Hinsicht das größere Münster überflügelte.

Die neue hannoversche Regierung nahm nur anfangs auf die alten Besonderheiten Osnabrücks Rücksicht, änderte dann aber doch vieles. War bisher bei den Ämtern Verwaltung und Rechtspflege getrennt gewesen, so wurden sie jetzt vereint.<sup>1)</sup> Die Gründung der Landdrostei Osnabrück im Jahre 1823 gab ihr den Umfang, den heute der Regierungsbezirk hat. Die alte Selbständigkeit der Stadtverfassung wurde erheblich eingeschränkt. So konnte sich in die Neuzeit nur wenig von dem Alten hinüberretten. Was in den Rahmen modernen Lebens nicht mehr paßte, verschwand langsamer oder schneller.

Von seinem alten behäbigen Äußern büßte die Stadt ebenfalls den größten Teil ein. Nur der Kern bewahrt noch die alten Züge. Die behandelte klassizistische Zeit, die man nach der Blüte ihrer ersten Hälfte getrost als eine für Osnabrück klassische bezeichnen kann, begnügte sich noch meistens mit dem Aufbauen neuer Häuser an alter Stelle, oder mit Umändern der alten Hausansichten. Vielfach wendete man auch nur die neuen architektonischen Formen in einzelnen Zimmern an. Völlige Neubauten entstanden nur in den bisher weniger bebauten Stadtteilen. Die Adelshöfe der neuen westlichen Straßenzüge (Hakenstraße, Neuergraben, Seminarstraße) sind hierher zu rechnen. Mit dem Aufheben des Festungsverbotes von 1843 und vollständigem Schleifen der Festungswerke (bis 1877) griff die Bebauung über die alten Stadtgrenzen, und es entstand ein ganz neues Städtebild.

<sup>1)</sup> Bis sie 1852 wieder getrennt wurden.



## Die Wohnhäuser der vorhergehenden Barock- und Rokokozeit bis 1780.

Die Wirkungen des unseligen Dreißigjährigen Bruderkrieges zeigen sich in der geringen und geringwertigen Bautätigkeit bis tief ins 18. Jahrhundert hinein. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist in Osnabrück wenig gebaut, ein ganz neu gebautes irgendwie bedeutenderes Wohnhaus jedenfalls nicht erhalten.<sup>1)</sup> Auch finden sich nur wenig Häuser aus dieser Zeit, welche bis heute im Innern unverändert blieben, äußerlich aber ein neues Gewand anlegten. Häufiger ist schon der umgekehrte Vorgang bei den alten Steinwerken, den starken Wohntürmen des mittelalterlichen Osnabrück, welche im Innern wohnlicher umgebaut, äußerlich aber kaum verändert wurden.<sup>2)</sup> Im größeren Umfange setzten beide Vorgänge erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nach dem Siebenjährigen Kriege ein. In dieser Zeit vollendete sich die wichtige Umbildung der typischen, aus den Bedürfnissen des Ackerbaues entstandenen Bauernhaus-Grundrißform mit der breiten Einfahrt, dem durch zwei Stockwerke reichenden hohen Dielengeschosse, den niedrigen und engen zweigeschossigen Wohnräumen zu beiden Seiten und dem festen Steinwerke im Hinterhause. Gleichzeitig verschwindet der Fachwerkbau, der bis dahin bei Vorderhäusern üblich gewesen war, fast vollständig und wird nur noch bei nebensächlichen Bauten angewandt. An seine Stelle tritt im Äußern der massive Steinbau,<sup>3)</sup> der, zuerst in einfacher Weise bei den romanischen und gotischen Steinwerken der Hinterhäuser gepflegt, dann in spätgotischer Zeit als Vorderhaus zum ersten Male an die Straße getreten war. Die stattlichen Staffelgiebel der Hansa-Kaufherren am Markte (s. Abb. 55), die in der übrigen Altstadt

<sup>1)</sup> Der weitläufige Wohnflügel am Carolinum, 1703 für das Jesuitenkollegium erbaut, mit der anschließenden, 1708 neu geweihten kleinen Paulskirche, ist nicht als reiner Wohnbau dieser Zeit der Gegenreformation zu rechnen, die sich vor allem in der Herstellung kirchlicher Geräte, Kelche, Altäre, Grabsteine und zahlloser Epitaphien erschöpfte. Der Stilreinheitsfanatismus der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hat hiervon viel vernichtet. Einige alte Stücke befinden sich im oberen Geschosse des Domkreuzganges, andere (besonders aus der Katharinenkirche) im Museum, vieles ist aufs Land gewandert oder an Händler verschleudert.

<sup>2)</sup> Ein frühes Beispiel bietet der v. Moltkesche Hof Süsterstraße 3 von 1697, heute im Besitze der Lederfabrik C. P. Wiemann. Im Steinwerke sind die gotischen Gewölbe mit alten Türen u. dgl. noch erhalten. Eine systematische Aufnahme aller noch vorhandenen Osnabrücker Steinwerke, von denen Brandi-Schultze nur einige herausgegriffen haben, wäre eine lohnende und verdienstvolle Arbeit und würde manches Typische zutage fördern.

<sup>3)</sup> Die Bruchsteine lieferten die Brüche des benachbarten Wester- und Schölerberges, deren harter Kalkstein noch heute mit Vorliebe entweder unbearbeitet zu Grund- und Kellermauern oder in mehr bearbeitetem Zustande („Schichtsteine“) zu gefugten Außenmauern verwandt wird. Letztere Behandlung hat der Architekt Börgemann mit dem eigenartigen, ganz gefugten Bau der Lutherkirche 1909 neu belebt. Gute Sandsteine, die im Bereiche des Bistums häufig sind, lieferten damals meistens die Brüche bei Ösede und Lüstringen, heute werden sie mehr aus der Gegend von Ibbenbüren bezogen.



nur vereinzelt auftreten (s. Abb. 12), sind Überreste dieses letzteren Vorganges, der in der Renaissancezeit vor dem fast ausschließlich blühenden Fachwerkbau dann wieder ins Stocken geriet. Nur ganz wenige Vorder-Steinhäuser sind in dieser Zeit gebaut worden. Jetzt kehrt sich der Vorgang um: Das Vorderhaus erscheint im dauerhafteren Steingewande, und das Fachwerk wird an die Nebenbauten verwiesen. Zweifellos ist dies für den, der aus der Geschichte lernen will, nachahmenswerter. Zu dieser dauerhafteren Bauart drängten die häufigen großen Brände. Noch 1720 hatte ein Großfeuer das fast ganz aus Fachwerk gebaute Melle in Asche gelegt. Auf Möser's Betreiben war 1755 die Brand-Assekurations-Societät der Osnabrücker Stiftsstände gegründet, in welcher man sich gegen Feuerschäden versichern konnte. Jedenfalls ist der Massivbau als eine besonders zu rühmende Osnabrücker Eigenart in dieser und der folgenden Zeit anzusehen, wo viele andere Städte — z. B. die an Holz reichen Harzstädte — in der Regel sich mit oft mangelhaftem Fachwerkbau begnügten. Nur die Innenwände werden auch in Osnabrück nach wie vor aus Fachwerk hergestellt.

Die ziemlich spät einsetzende Spätbarock- und Rokokozeit (etwa 1765—1785) vollendete den ersten modernen Wohnhausgrundriß, zu dem sich in Osnabrück die ersten Ansätze in der späten Renaissance finden. Die Diele verliert ihre unförmigen Bauernhausabmessungen, wird flurähnlicher, eingeschossig und nur zur Aufnahme der Treppe erweitert. In den Wohnzimmern auf beiden Seiten verschwindet das Enge, Butzenartige. Sie erhalten die für eine verfeinerte Wohnkultur angemesseneren größeren Abmessungen und Geschoßhöhen. Der dreischiffige Bauernhaus-Grundriß wird beibehalten: in der Mitte Eingang und Flur, zu beiden Seiten die Zimmerreihen. Der Wirtschaftsbetrieb mit Stallung, der keineswegs aufgegeben wird, wandert in einen angebauten niedrigen Flügel, „das Beihaus“ auf den Hof, der durch die „Beifahrt“ oder „Beifuhr“ zugänglich gemacht wird. Gleichzeitig stattete der Barock Äußeres und Inneres des Hauses mit den vornehmen Architekturformen aus, die bei allem Bemühen, sich bürgerlich behaglich zu geben, doch ihre Herkunft von den festlichen Prachtbauten des Adels nicht verleugnen. Die Außenmauern, aus den guten heimischen Bruchsteinen hergestellt, werden entweder geputzt oder mit Quaderschichten, die nicht immer gleichmäßig hoch sind, verblendet. Gefugter Ziegelrohbau wie im benachbarten Münster, wo er von Holland direkt beeinflußt ist, kommt in Osnabrück nicht vor. Allenfalls werden Tür- und Fenstersturze in Ziegelmauerwerk hergestellt, dann aber stets überputzt.<sup>1)</sup> Umrahmungen der Türen und Fenster, sowie Gesimse und andere Architekturteile werden aus Werkstein hergestellt, die Ecken mit Lisenen oder Quadern besonders geschützt und hervorgehoben. Als obere Abschlußlinie der Öffnungen herrscht um 1770 der Flachbogen, bei reicheren Beispielen mit verziertem Schlußsteine, der mit dem Bogen aus einem Steinstücke besteht. Daneben läuft der einfache wagerechte Sturz her, gewinnt aber erst gegen Ende der Epoche allgemeinere Verbreitung. Zunächst behilft sich diese Spätzeit mit einer Mischung. Die Sturzlinie wird wagerecht, der Flachbogen darüber aber gleichwohl beibehalten und beide durch eine Schräge verbunden (s. Abb. 10, 26, 27). So konnte man das hölzerne Fenster innen viereckig gestalten, was die Tischlerarbeit erleichterte, und außen doch die lebhaftere und ansehnlichere Bogenform beibehalten. Breitere Fenster werden als gekuppelte (s. Abb. 10, 12), kleinere als Ovale geformt. An den Türen sieht man die so ganz auf Schattenwirkung eingestellten Profile oder die bekannten im Grundriß über Eck heraustretenden Pilaster mit Begleitlinien (s. Abb. 9). Es vollzieht sich also in der Außenarchitektur die natürliche Entwicklung von der

<sup>1)</sup> In Ermangelung der heute üblichen eisernen Träger deckte man bei den gewöhnlichen Rechtecksfenstern die Öffnung mit Holzbalken ab oder wölbte einen Entlastungsbogen darüber; auch kommen wohl beide Konstruktionen übereinander vor. Bei den flachbogig geschlossenen Fenster-nischen des Inneren („embrasure“) konnten die Holzbalken fehlen.



Spätrenaissance<sup>1)</sup> zum Barock. Dazu treten nach der Mitte des Jahrhunderts die geschnörkelten Rokokoformen, die sich aber im Äußeren — wie überall in dieser Zeit — auf vereinzelte verzierte Punkte wie Schlußsteine, Füllungen, Kartuschen, Vasen, eiserne Gitter u. dgl. beschränken und im eigentlichen Sinne Verzierungsstil des Innern bleiben.<sup>2)</sup>

Die Herkunft des Osnabrücker Barock, der in den durch das Hauptgesims verkröpften Lisenen und manchem anderen seiner zierlichen Einzelformen (s. Abb. 9—12, 24, 26) viel Eigenes Osnabrückisches zeigt, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Außer Schaedler, dessen Urheberschaft bei einem der damaligen Wohnhäuser nicht feststeht, sind Namen von Baumeistern dieser Zeit nicht überliefert. Aus dem Darniederliegen des Gewerbes unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege geht hervor, daß man zunächst Handwerker und vermutlich auch Baumeister von auswärts zuzog. War doch in der ersten Zeit nach dem Kriege nicht die gewöhnlichste Tischlerarbeit in der Stadt selbst zu haben. Man könnte hier an eine Einwirkung der Münsterschen Architekten, besonders an den damals in ganz Westfalen wirkenden großen Barockkünstler Johann Conrad Schlaun denken. Während der Lebenszeiten seines Gönners Clemens August ist Schlaun<sup>3)</sup> auch im Osnabrücker Lande gelegentlich tätig gewesen, so beim Lustschlosse Clemenswerth, das damals im Bistum Münster lag (1736—1749), beim gräflichen Schlosse Bentheim und zwar bei der Gartenanlage (um 1736), in Iburg beim Klosterbau (1752—1755) und in der Stadt Osnabrück bei dem 1759 gegen das Räuberunwesen erbauten Gefängnisse am Neumarkt, dessen Lage Abb. 2 („Maison d'arrêt“) zeigt. Es scheint aber, als wenn Schlaun<sup>4)</sup> nach Clemens Augusts

<sup>1)</sup> Als deren bedeutendste Leistung im Wohnbau das Haus des Kanzlers v. Fürstenberg von 1611, Johannisstraße 70, an der Ecke der Seminarstraße, zu betrachten ist (s. Abbildung bei Siebern-Fink S. 271). Ende des 18. Jahrhunderts gehörte das Haus dem Sattler Greve; der Kanzleidirektor Hartmann wohnte darin.

<sup>2)</sup> In Frankreich, dem führenden Lande in Sachen der Kunst im 18. Jahrhundert, blieb die Außenarchitektur bekanntlich mehr in den Bahnen der klassischen Hochrenaissance, aus welcher sich dann der durch die Neuentdeckung Pompejis und Griechenlands neuerstandene Klassizismus gegen Ende des Jahrhunderts viel folgerichtiger entwickelt als bei uns, wo zwischen Barock und dem fertig übernommenen französischen Klassizismus eine unausgefüllte Lücke bleibt. In Kürze unterrichten über Entstehung und Vielfältigkeit der verschiedenen architektonischen Strömungen des 18. Jahrhunderts, besonders in Frankreich, die nicht nur zeitlich nacheinander folgen, sondern auch zeitlich nebeneinander vorkommen — selbst bei demselben Künstler —, das vorzügliche Büchlein von Graul, *Das 18. Jahrhundert, Dekoration und Möbel* (Berlin 1905, Reimer), woselbst nähere Literaturangaben (Dohme, Gurlitt, Schmarsow, Jessen u. a.) und Pinder, *Deutscher Barock* (Langewiesche 1912).

<sup>3)</sup> In der Monographie von Heinrich Hartmann, *Johann Conrad Schlaun* (Münster 1910, Coppenrath), ist die Gartenanlage in Bentheim nicht erwähnt, die Verf. nach einem von ihm im Landesmuseum zu Münster gefundenen Lageplan, auf dessen Rückseite Entwürfe zu Clemenswerth von Schlauns Hand gezeichnet sind, glaubt, Schlaun zuschreiben zu dürfen. Auch den Osnabrücker Gefängnisbau, über den Siebern-Fink (S. 192) berichten, scheint Hartmann nicht gekannt zu haben. Er wurde auf Beschluß der Landstände mit einem Kostenaufwande von 60000 Reichstalern auf den Grundmauern des alten, von Franz Wilhelm 1630—1632 erbauten Jesuitenkollegiums, der „Akademie“, letztere wieder auf den Grundmauern des alten Augustinerklosters, erbaut. Die Akademie ging schon 1633 nach Eroberung Osnabrücks durch die Schweden wieder ein und verfiel infolgedessen. Gegen die auf Clemens Augusts bzw. der Landstände Auftrag von Schlaun erbaute besondere Gefängnis-kirche erhob der Magistrat Einwendungen, worauf durch Möser's Vermittlung 1767 ihre Beseitigung geschah. Das Bezirksgefängnis, ein ansehnlicher, aber ganz einfacher Bau, dem von Schlaun 1734 für Münster erbauten ähnlich, aber ohne dessen feine künstlerische Belebung, verschwand erst 1876 nach dem Neubau des Justizgebäudes, wobei die alten Grundmauern teilweise benutzt werden konnten.

<sup>4)</sup> In einem Briefe an Nikolai vom Jahre 1782 spricht Möser nur von Schlauns Zuchthausbau in Osnabrück, im übrigen aber nur von seinen Münsterschen Bauten. Veröffentlicht ist der Brief von Fink in Bd. 30 der Mitteil.



Tode keine direkten Beziehungen zu Osnabrück mehr gewonnen hat.<sup>1)</sup> Auch weicht die Formgebung des Osnabrücker Barocks von der im Maßstabe größer und persönlicher gehaltenen



Abb. 8. Gertrudenberg, Klosterflügel von 1763.

B



1768

Abb. 9. Haus Berghoff, Große Straße 43.

L

<sup>1)</sup> Unter den Abschriften der Kanzlei findet sich um 1785 vielfach die Unterschrift „Wittwe Schilgen, geb. Schlaun“. Ob diese mit Schlaun (Schwester?) und mit dem Maler Schilgen (Mutter?) verwandt war, bleibt dahingestellt.



Schlauns bei näherer Betrachtung nicht unwesentlich ab<sup>1)</sup> und zeigt mehr süddeutsche Färbung, vielleicht eine Folge der damals (um 1770) neu angeknüpften Handelsbeziehungen.

Zu den zehn im Inventarwerke kurz beschriebenen und teilweise (3) abgebildeten Beispielen soll das Folgende eine sich auf die bemerkenswertesten Häuser beschränkende Ergänzung bieten. Der erste größere Bau, der nach dem Kriege fertig wurde, ist der von der Äbtissin Salome von Raigersberger erbaute schlichte Wohnflügel von 1763<sup>2)</sup> des Klosters Gertrudenberg (11 A 2 G). Abb. 8 zeigt die Mittelachse mit der Freitreppe, die übrigen, enger gestellten Fenster sind ganz schmucklos. Die kräftige barocke Formengebung an Freitreppe und Portal ist in ihrer an Schlaunsche Bauten erinnernden Art eine vereinzelte Besonderheit in Osnabrück. Sie ist ganz verschieden von den späteren Wohnhäusern, die eine ausgeprägte Osnabrücker Eigenart in den Barockformen aufweisen.

An der Großenstraße, als der Hauptstraße, begannen die Verschönerungen zuerst. Das 1768 für den Bürgermeister Dr. Berghoff

erbaute (heutige Finkenstädt & Breusingsche) Haus Nr. 43 ist eins der ältesten (s. Abb. 9). Der sichere Aufbau und die fein abgewogenen, fertig durchgebildeten Einzelformen legen beim Fehlen früherer Beispiele aufs neue den Gedanken an eine fertig von auswärts eingeführte Kunst nahe.<sup>3)</sup> Von ähnlicher Feinheit, vermutlich von demselben Baumeister, ist das 1769 für den Prokurator H. Früchte erbaute Nachbarhaus Nr. 44, an dessen Stelle 1910 eins der neueren gemütlosen Warenhäuser getreten ist (s. Abb. 10).<sup>4)</sup> Auch das weitere Nachbarhaus



1769 Abb. 10. Haus Früchte, Großstraße 44.

L

<sup>1)</sup> Zu der kräftigeren Formenbildung des Münsterschen Barocks trug die Verbindung mit dem Backsteinrohbau, der einen anderen Maßstab bedingt, zweifellos bei.

<sup>2)</sup> Nicht 1726, wie bei Siebern-Fink irrtümlich (S. 188) vermerkt ist.

<sup>3)</sup> Maßstäbliche Abbildung bei Siebern-Fink S. 276. Ende des 19. Jahrhunderts sind an Stelle der früheren kleineren die heutigen großen Ladenfenster eingebaut. Die Außenfront ist zuletzt 1910 unter Leitung des Verf. instandgesetzt, wobei leider zum Anstriche mit Ölfarbe gegriffen werden mußte, weil die Mittel für das entschieden vorzuziehende Abwaschen bzw. Abbläuen und Abscharrieren der Sandsteine oder Abblasen mittels Sandstrahlgebläses nicht langten.

<sup>4)</sup> Das alte Portal hat Verf. beim Neubau des Wohnhauses Wittkoppstraße 1c wieder eingebaut und die Wetterfahne (Jahreszahl 1769) im Museum deponiert. Die besonders reich geschnitzte Tür war schon 1903 an das Haus Natruper Straße 1 gewandert, welches sich der damalige Eigentümer (Finkenstädt) kaufte, als er das kleine Haus an der Großen Straße verkaufte. Derartig sinn-



Nr. 45, ehemals im Abekeschen, dann im Brüggemannschen Besitze, ist nach Wagner um 1770 umgebaut (s. Abb. 11). Im Gegensatz zu den beiden vorgenannten hat es in den beiden Untergeschossen noch die Gliederung des Bauernhauses mit breitem Einfahrtstore und niedrigen Zwischengeschoßen beibehalten. Nur das hohe Obergeschoß und die beiden Dachluken er-



(1770)

Abb. 11. Haus Abeken, Großestraße 45.

L

scheinen als wesentliche Zutaten der Barockzeit. Hinter den drei Mittelfenstern lag der typische „große Saal“.

gemäße Wiederverwendungen alter Bauteile, die durch Inschriften möglichst als solche zu kennzeichnen sind, an Häusern der Stadt oder ihrer Umgebung, sind jedenfalls weiteren Verschleppungen vorzuziehen. Sie finden sich in Osnabrück häufiger. Das schöngeschnitzte barocke Einfahrtstor von 1666, vom ehemaligen Stüveschen Vorderhause, später vom Hinterhause Krahnstraße 25 stammend, hat z. B. seit 1900 auf Gut Ostenwalde bei Melle (Freiherr v. Vincke) pietätvoll eine Stätte gefunden. Das ebenfalls barocke steinerne Einfahrtstor mit oberem Eisengitter des „Pottschapp“ genannten ehemaligen städtischen Polizeigefängnisses am Dom (s. Abb. 130) ist auf Gut Leye (Freiherr Ostmann v. der Leye) wieder aufgebaut. Ein Erker des alten Rathauses von 1566 be-



Dieselbe Anwendung der durch Zwischenpfosten gekuppelten Fenster, wie bei Abb. 10, findet sich u. a. am Eckhause Osterbergerrei<sup>1)</sup>-Kamp 22. Das kleine Haus (3 A) zeigt die typische Anordnung des mit Krüppelwalm endigenden Giebels, dessen steile Form an die Entstehung aus dem mittelalterlichen Giebel erinnert und auch in der folgenden klassizistischen Zeit wieder aufgenommen wird. Das in der Nähe befindliche Haus Kamp 3 (im Hintergrunde des Titelbildes an seinen gekuppelten Fenstern erkennbar) ist ein größeres Beispiel dieser Art aber mit überbauter „Beifahrt“. Hier befand sich früher Schaumburgs-Hotel „Zum Krummen Ellenbogen“. <sup>2)</sup>

Etwas reicher ist Hasestraße 35<sup>3)</sup> mit der typischen, auch in der Folgezeit beibehaltenen Zusammenziehung der breiteren Tür mit dem schmaleren Fenster darüber durch geschwungene Linien (s. a. Abb. 9) und (späterem) Wappen in dieser Brüstungsfläche. Ferner sind hervorzuheben das Vespersche vormals Kempersche Haus Herrenteichstraße 24 (4 A 3 G + 2 A i. Giebel) von 1777 und das im Inventarwerke näher beschriebene Markt 13 von 1772.<sup>4)</sup> Ein kleineres mit vollständigem Giebel und besonders schöner Tür ist Kamp 5 (heute Heckhoff), welches im Innern noch einfache, teilweise unberührte Stuckdecken enthält. Die Ohren der Sandsteintürumrahmung, wie sie auch Schlaum so häufig anwandte, kehrt bei dem Hause Barfüßerkloster 1 wieder (s. Abb. 105).

Aus den Jahreszahlen scheint hervorzugehen, daß man sich auf die geschwungenen Formen als das Neue zuerst stürzte und erst im weiteren Verlaufe zur alten steilen Giebelform zurückkehrte, ein Vorgang, der sich in klassizistischer Zeit in ähnlicher Weise wiederholt. Eine vereinzelt Form bildet der gerade, oben schwach abgestumpfte und mit bekrönender Vase gezielte Giebel des Hauses Großstraße 53 mit altem Wappen der Schepeler und Grave,<sup>5)</sup> hier wie

findet sich seit 1876 am Hause Weißenburger Straße 16. Die alten Wappensteine von den Portalen des Stüveschen Hauses Krahnstraße 25 von 1767 (1903 abgebrochen, heute Budde), ist im Garten des neuen Stüveschen Hauses Bergstraße 22, wieder aufgebaut u. a. m. (Näheres s. bei August Stüve, Geschichte der Familie Stüve, S. 64—68.) Von gänzlich verschwundenen Bauten, wie dem genannten Stüveschen Hause oder dem alten Mörserschen Hause Hakenstraße 10, sind wenigstens Photographien (im Museum) oder Zeichnungen vorher angefertigt. Seit 1889 hat die Stadtverwaltung solche Photographien (von Rud. Lichtenberg) systematisch gesammelt und zum Teil im Osnabrücker Zimmer des Museums ausgestellt. Sonstige ältere Abbildungen finden sich vereinzelt im Privatbesitz der alteingesessenen Familien Schwartz, Gosling, Pagenstecher, Buff, Abeken, Westerkamp, Stüve, Dütting, Kießling-Meyer, Apotheker Meyer, Ringelmann u. a.

<sup>1)</sup> Die kleine Gasse führt ihren Namen nach dem im Kirchspiel Lotte gelegenen Kloster zum Osterberge, welches hier 8 kleine Häuser besaß. Im Volksmunde heißt die Gasse noch heute „Die sieben Schornsteine“ oder „Die sieben Wasserlöcher“. Letztere seltsame Bezeichnung rührt von der alten Gerechtsamkeit her, welche sieben daselbst gelegene Häuser an einem Brunnen des gegenüberliegenden Eckhauses Kamp 23 hatten. Solche gemeinsame, oft architektonisch reizvoll ausgebildete Brunnen gab es früher viele in der Stadt. Das Wasser wurde mittels eines „Staken“ geschöpft, der mit doppelt geringeltem Eisen versehen war.

<sup>2)</sup> So genannt nach der Krümmung der Gasse (s. Lageplan von 1767), seit den 60er Jahren im großen Neubau an der Schillerstraße.

<sup>3)</sup> Ecke Jakobstraße (v. Neheim?). Die monumentale Eingangstür, die schönste dieser Barockzeit in Osnabrück, ist beim letzten Umbau entfernt und befindet sich in Abekens Besitz.

<sup>4)</sup> Siebern-Fink S. 275 u. 276, woselbst eine Zeichnung der ebenfalls bei neueren Umbauten verschwundenen neuen Tür.

<sup>5)</sup> Das Haus war im 18. Jahrhundert im Besitze der Lüpkeschen Familie. Die Giebelform des Goslingschen Nebenhauses Nr. 54 ist in der jetzigen Gestalt aus neuer Zeit. Wagner (a. a. O. S. 13) schreibt über beide Häuser: „In dem Goslingschen und Lüpkeschen Hause wurden die hohen, mit kleinen Fenstern bespickten Giebel vergrößert und in die jetzige Form gebracht (um 1775).“ Die dann noch von Wagner erwähnten Neubauten an der Großen Straße, Moll Nr. 38 (heute Schauenburg), Klövekorn Nr. 34 (heute Stern), sind durch neuere Bauten verdrängt.



auch beim Hause Markt 23 offenbar eine Erinnerung an ähnliche Lösungen aus spätgotischer Zeit. Während diese Giebelform in Osnabrück später nicht mehr auftritt, ist sie z. B. in den Küstenstädten wie Bremen besonders in der folgenden Zopfzeit häufig.<sup>1)</sup> Die daneben liegende etwa 3 m breite überbaute Beifahrt (Großstraße 53) zeigt geschweifte Giebelformen von 1777. Größere geschweifte Barockgiebel durch aneinander gereihte Voluten haben Häuser wie Krahnstraße 6, hier in eindrucksvollen Abmessungen (6 A, 3 G + 4 + 2 A im Giebel).<sup>2)</sup> Kleinere geschwungene Giebellinien haben auch die vielfach in dieser Zeit an die alten Häuser erkerartig angebauten mehrstöckigen „Ausluchten“, so Kamp 17, Hegerstraße 15, Großstraße 34.<sup>3)</sup> Auch die in mannigfachen Schwingungen ausgeführten größeren Verdachungen gekuppelter Fenster sind hier zu erwähnen. Auf Abb. 12 von Großstraße 61 sind solche in besonders reichen Formen an einem heute verschwundenen Beispiele dargestellt. Zugleich sind



Abb. 12. Großstraße 62 und 61.

L

diese Einbauten hier bezeichnend dafür, wie man die alten gotischen Hausfronten des 16. Jahrhunderts damals vielfach veränderte. Auf die um 1790 gebaute Nachbarfront (Nr. 62) wird noch zurückzukommen sein (s. S. 94).

Eine besondere Gruppe bilden die Häuser mit giebellosen Traufen, von denen das heute Lüersche in der Johannisstraße 37/38 (13 A, 2 G) das längste ist.<sup>4)</sup> Kleinere Beispiele bieten Hasestraße 32 (4 A, 2 G), Redlingerstraße 10. Besonders hervor tritt das in diese Gruppe gehörige

<sup>1)</sup> S. bei Priester, Bremische Wohnhäuser um 1800 S. 53.

<sup>2)</sup> Wagner bezeichnet das damals Mollsche Haus (heute Prenzler) als das schönste der Straße.

<sup>3)</sup> 1903 abgebrochen, Abbildung s. bei Siebern-Fink S. 26.

<sup>4)</sup> Es ist aus Umbauten des alten Rathauses der Neustadt entstanden und hat dessen zwei Giebel an der Schmalseite sowie manche mittelalterliche Einzelheiten (Spitzbogentür an der Nebengasse, verlängerte Pfaffenstraße) beibehalten. Verschiedene kleine Wappen (auch das Osnabrücker Rad) zeigen Rokokoformen.



v. Hammerstein-Equordsche Stadthaus Johannisstraße 63/64 (8 + 14 A, 3 G) an der Ecke vom Neumarkt und Neuergraben von 1775.<sup>1)</sup> Zu den feinen Architekturüberresten im Erdgeschoße wollen die reichlich vierschötig wirkenden Fenster der beiden Obergeschoße nicht recht passen.

Geschichtlich und architektonisch von besonderer Bedeutung ist das leider verschwundene Wohnhaus Mösers an der Hakenstraße Nr. 10, welches er um 1776 aus einem älteren Bau vollständig neu errichten ließ und in welchem er bis zu seinem Tode (1794) wohnte.<sup>2)</sup> Zu Mösers

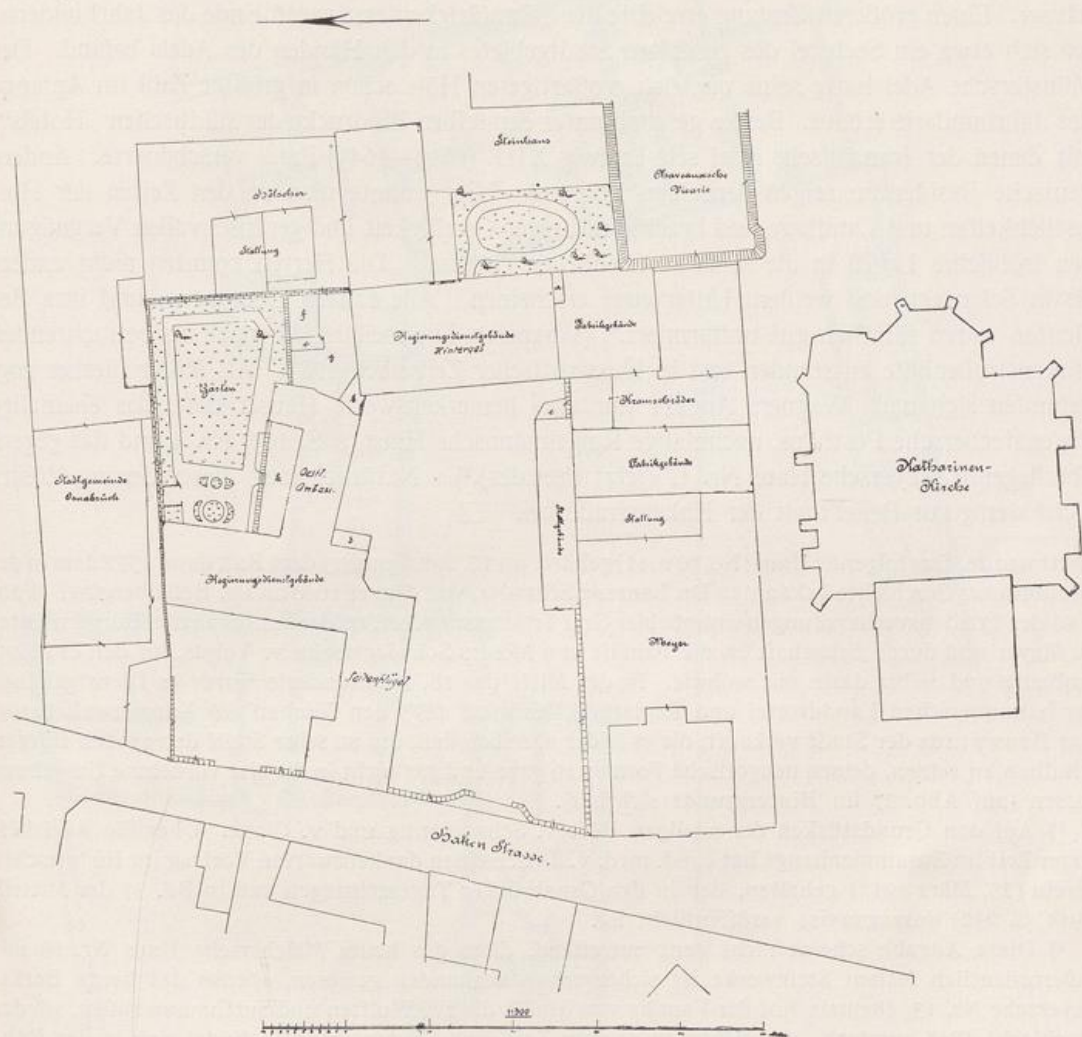


Abb. 13. Lageplan der alten Landdrostei (Regierung), Hakenstr. 10/11 (ehemaliger Hof Möser). H

<sup>1)</sup> Näheres mit Abbildung s. bei Siebern-Fink S. 278—279. Statt Ea mußte es Eq. als Abkürzung von Equord (bei Peine, wo die Familie früher ansässig war) heißen. Nach der Säkularisation ging das Haus in anderen Besitz über. Von 1808—1813 diente es als staatliches Postkontor. Spätere Eigentümer waren Dr. Hikenkamp und Mühlenbesitzer Gosling, bis das alte Adelshaus Hotel wurde. Von den verschiedenen Besitzern dieser Zeit, die bauliche Änderungen vornahmen und u. a. die Kaiser-Wilhelms-Halle (mit Bildern des älteren Lichtenberg) einrichteten, war Rewwer der bekannteste. Im Innern des Hauptgeschosses lag vor Einrichtung des „Hotel Bavaria“ noch unberührt der typische Saal und die breiten Zimmerfluchten mit Treppenhaus.

<sup>2)</sup> Vorher wohnte er Hakenstraße 5, davor Hasestraße 1 (Krusch a. a. O. S. 327 u. 333). Nach der Katharinenkirche zu lag ursprünglich der Hof v. Haren, der später an das Barfüßerkloster ver-



Zeiten galt die Hakenstraße, so genannt nach der einst hier wohnenden Familie v. Hake, als vornehmste der neueren Straßen. Seitdem es Ernst August I. nach der Erbauung des Bischöflichen Schlosses (1675)<sup>1)</sup> gelungen war, den Adel des Landes, der seit dem Ende des 16. Jahrhunderts fast ganz aus der städtischen Verwaltung ausgeschieden war, wieder mehr in die Stadt zu ziehen, baute dieser sich mit Vorliebe an der Hakenstraße, dann auch in der Kampstraße (heute Seminarstraße) und am Neuengraben (heute teilweise Klubstraße) eigene Stadthäuser. Einen größeren Umfang erreichte diese Bautätigkeit erst gegen Ende des Jahrhunderts, wo sich etwa ein Sechstel des gesamten Stadtgebietes in den Händen des Adels befand. Der Münstersche Adel hatte seine ungleich großartigeren Höfe schon in größter Zahl im Anfange des Jahrhunderts erbaut. Beides geschah unter demselben Eindrucke der städtischen „Hotels“, mit denen der französische Adel seit Ludwig XIII. (1610–1643) Paris verschönerte. Andere deutsche Residenzen zeigen denselben Vorgang. Hier wohnte man zu den Zeiten der Hoflichkeiten und Landtage und brachte mit reger Geselligkeit und geräuschvollen Vergnügungen fröhliches Leben in die sonst so friedlichen Gassen. „Die Herren konnten nicht anders als in Scharlach und weißem Unterzeuge erscheinen. Alle hielten Equipagen, und ihre Bedienten waren sämtlich gut uniformiert.“ (Wagner.) Die meisten der noch zu betrachtenden Hakenstraßenhöfe entstanden erst in klassizistischer Zeit nach 1785. Als Möser hierher zog, befanden sich nach Wagners Angabe nur zwei bemerkenswerte Häuser dort, das ehemalige Pagenstechersche Posthaus, nachmalige Ringelmannsche Haus (s. S. 103) Nr. 4 und das gegenüberliegende Meyersche Haus Nr. 17 (jetzt Prenzler).<sup>2)</sup> Natürlich trug dieser Umzug Möser nicht wenig zur Beliebtheit der Hakenstraße bei.

kaufte wurde. Das folgende Haus (No. 10 u. 11) gehörte im 16. Jahrhundert dem Rat, dann 1572 dem in der Osnabrücker Geschichte bekannten Dr. Laurenz Schrader, von dem es 1640 an Dr. Heß überging. Während der Friedensverhandlungen wohnte hier Graf Trautmannsdorf, später kam es an den Bürgermeister O. Meyer und durch Erbschaft an die Familie von Möser's Schwiegersohn v. Voigts, für den es Möser umbaute und selbst darin mit wohnte. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde es Dienstgebäude der hannoverschen Landdrostei und Regierung, bis diese 1895 den Neubau am Kanzlerwall bezog. Das Haus wurde der Stadt verkauft, die es leider abreißen ließ, um an seine Stelle den großen Bürgerschulbau zu setzen, dessen neugotische Formen so ganz und gar nicht in die alte vornehme Umgebung passen (auf Abb. 27 im Hintergrunde sichtbar).

<sup>1)</sup> Auf den Grundstücken der adeligen Höfe v. Schwietering und v. Glane. Über die Adelshöfe dieser Zeit im Zusammenhange hat cand. med. v. Bruch einen dankenswerten Vortrag im Historischen Verein (25. März 1912) gehalten, der in den Osnabrücker Tageszeitungen und in Bd. 37 der Mitteil. (1911, S. 252) auszugsweise veröffentlicht ist.

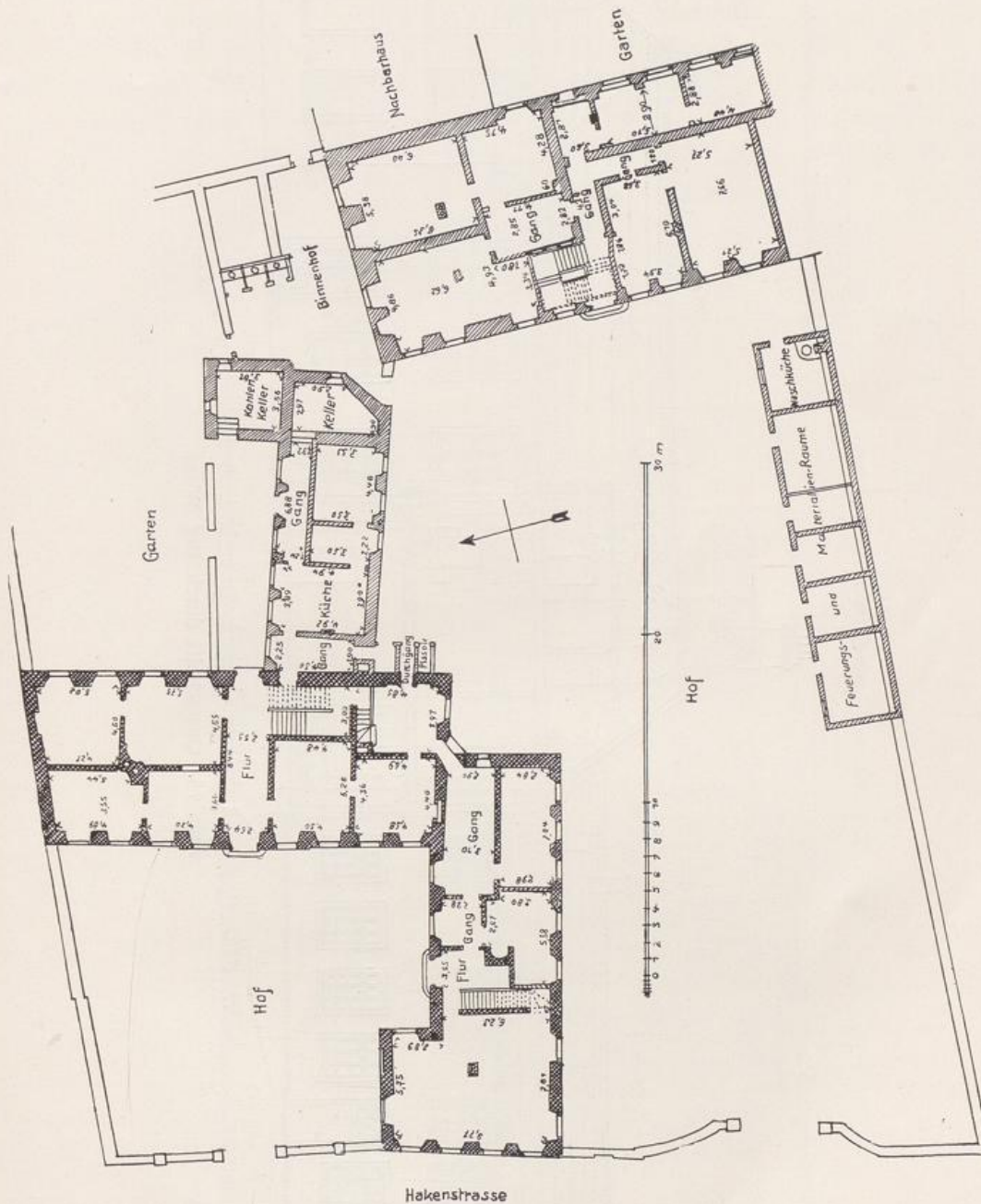
<sup>2)</sup> Diese Angabe scheint nicht ganz zutreffend, denn das heute Melchersche Haus Nr. 16 mit außerordentlich festem Steinwerke ist sicher schon vorhanden gewesen, ebenso das heute Berke-meyersche Nr. 13, ehemals Hof der Familie von Staëll, die auf Wulften und Sutthausen saßen, wo das Geschlecht 1848 ausstarb. An diesem in neuerer Zeit umgebauten Hause befindet sich in der Nähe der Tür eine in den Formen der Spätrenaissance mit Engelsköpfen u. dgl. ausgebildete Kartusche, deren durch Kursivschrift mit willkürlich gestellten großen und kleinen Buchstaben unklar gemachte Inschrift folgendes Distichon ergibt, bei dessen Entzifferung Prof. Dr. Hollander den Verf. unterstützte:

„Anno, quo princeps Lotharingicus urbe receptus  
 Caraque quo causat tempora ubique Ceres  
 Auspiciis, mi Christe, tuis h[ab]e[re] fabrica surget  
 Ipsa sub auspiciis stet volo Christe tuis.“

Darunter: „Hermann Staell und Christ. Helena de Wrede.“ Karl von Lothringen, Sohn des kriegsberühmten Kaiserlichen Generals war 1698–1715 Bischof von Osnabrück. Die Jahreszahl 1698 ergibt sich aus den großen Buchstaben der Inschrift, soweit diese zugleich Zahlen bedeuten. Auch der gegenüberliegende Neheimsche Hof Nr. 7 muß nach der Jahreszahl 1714 des auf S. 105 erwähnten Wappens ebenfalls schon in irgend einer Form vorhanden gewesen sein.



Die Aufnahmezeichnungen von 1890 (s. Abb. 13—16) zeigen zwar manche spätere Veränderungen, geben aber doch im ganzen ein klares Bild der ersten Anlage. Die Lage des rund 15 m tiefen Cour d'honneur an der Straße, von dieser durch ein schön geschmiedetes Gitter



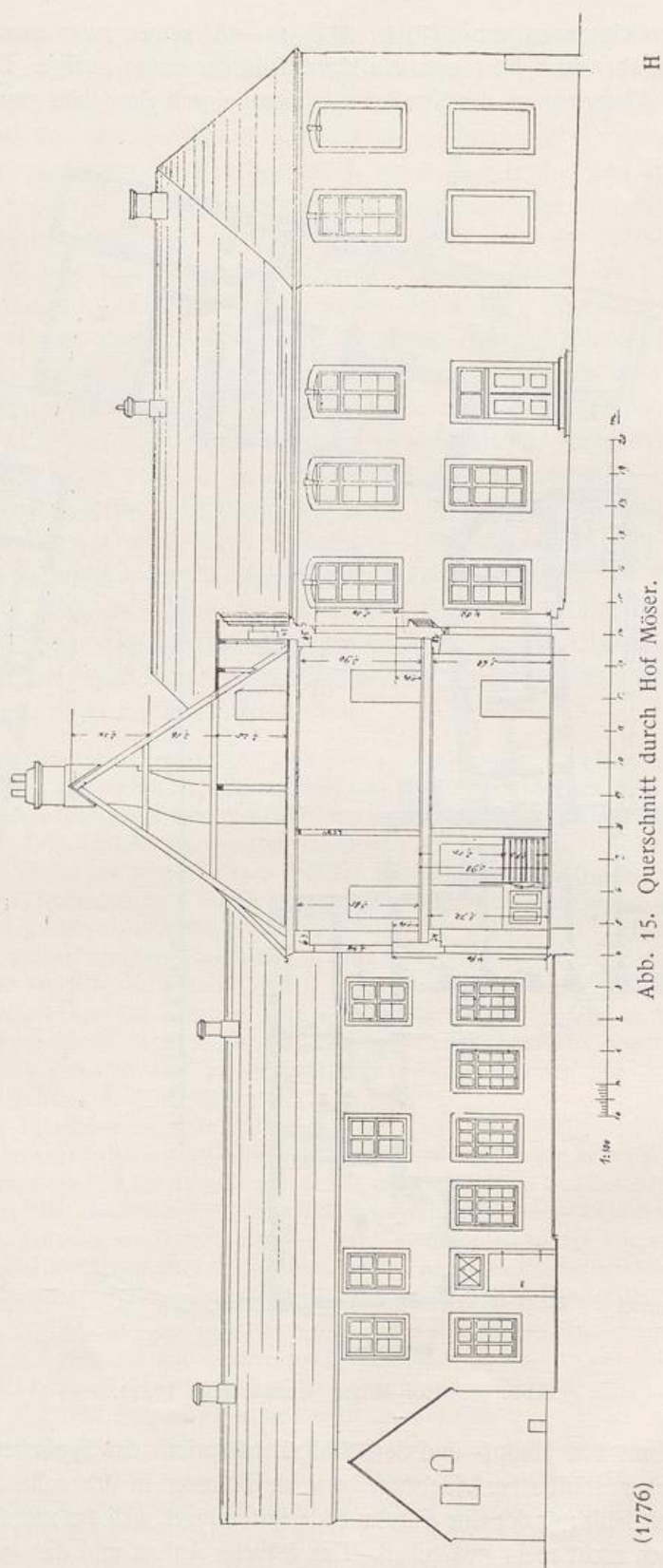
(1776)

Abb. 14. Hof Möser, Hakenstraße 10/11.

H

getrennt, eingerahmt von Haupt- und Seitenflügel, entspricht der typischen Ausbildung damaliger westfälischer städtischer Adelshöfe, wie sie Münster in der vollendetsten Art zeigt. Zur Vollständigkeit fehlt nur der eine einrahmende Seitenflügel, weil das nur 25 m breite Grundstück einen solchen nicht mehr gut zuließ. Der östliche Anbau und das vom Hauptgebäude







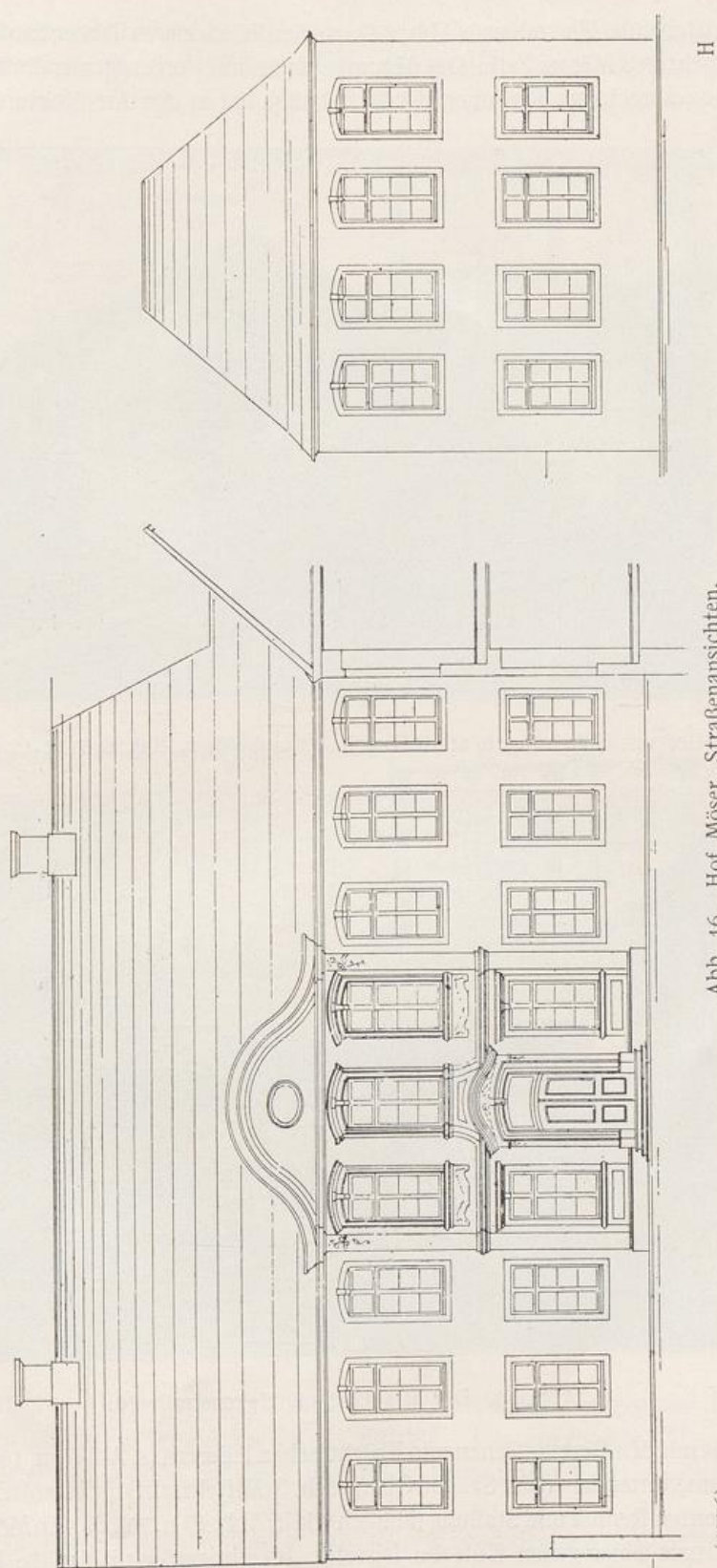


Abb. 16. Hof Möser, Straßenansichten.

(1776)



getrennte freistehende Hinterhaus (Abb. 18), sowie die kleineren Nebenbauten stammen teilweise nicht mehr aus Möser's Zeit. Das Hauptgebäude mit vorgezogenen dreifenstrigem Mittelrisalit und ausgesprochener Betonung der Mittelachse hat in den Architekturformen die engste

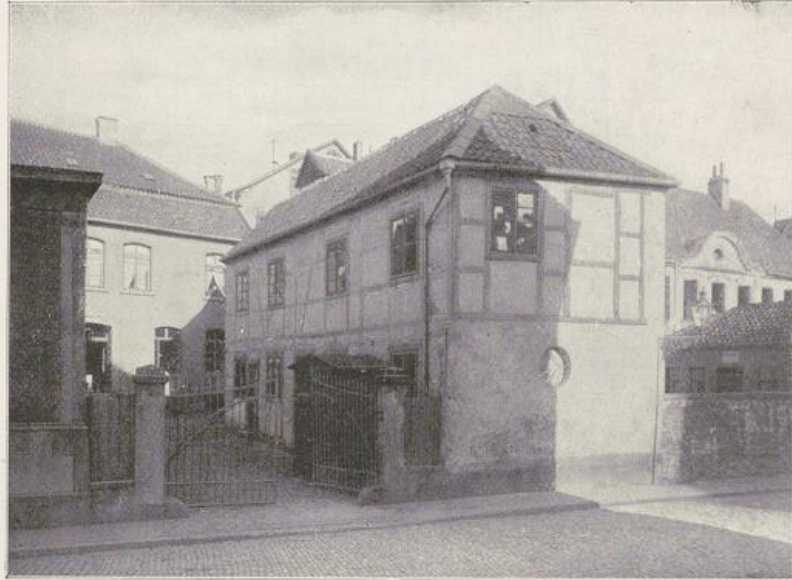


Abb. 17. Hof von Gülich (heute städt. Lesehalle) und Möser, Hakenstraße 12 und 11/10. L



Abb. 18. Der alte Posthof, Hakenstraße 10. L

Verwandtschaft mit den Berghoffschen und Früchteschen Häusern (s. Abb. 9 u. 10). Es enthielt die Hauptwohnräume, unter denen der Saal im Obergeschoß (Mittelrisalit) nicht fehlte. Im Seitenflügel lag vermutlich unten Remise und Stallung (ähnlich wie in Abb. 19 u. 20), da sich Möser nach Wagner den seltenen Luxus einer guten Kutsche leistete. Im übrigen wird hier die Dienerschaft ge-



wohnt haben. Als eine kleine Osnabrücker Besonderheit, die sonst in Westfalen seltener ist, erscheint die kleine hakenförmige Umbiegung des Seitenflügels an der Straße, die sich auch bei Abb. 19 u. 20 wiederholt.<sup>1)</sup> Im Anschluß hieran sei noch die Abbildung des im großen Neben-

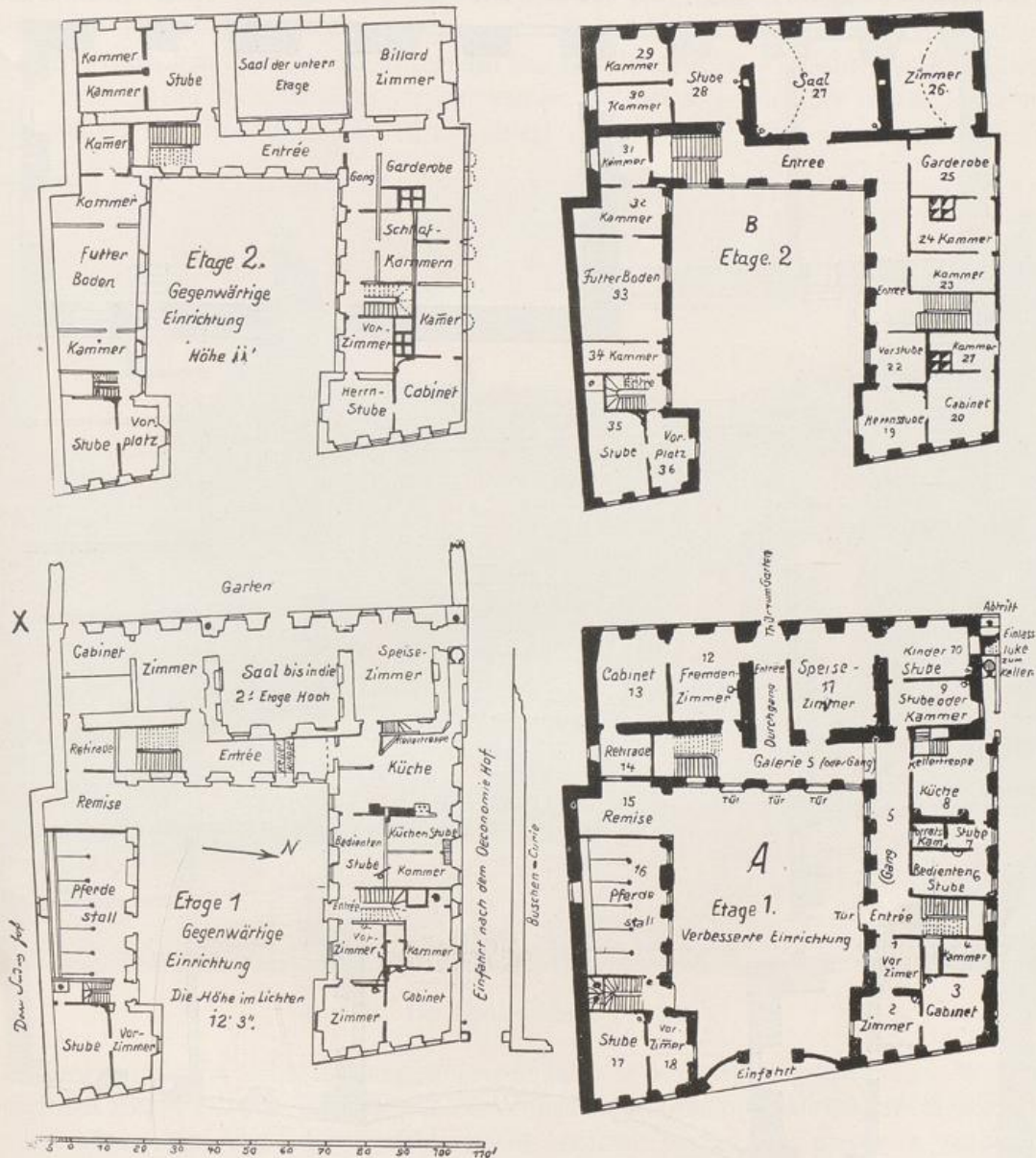


Abb. 19. Grundrisse der Domdechanei, Domhof 5 (1806 von Wellinghoff gezeichnet).

hofe liegenden einfachen Hinterhauses (10 A, 2 G) aus klassischer Zeit gegeben (s. Abb. 18). Seit den 30 Jahren diente der große Vorhof als Posthof. Das zugehörige „Postkontor“ der hannoverschen Regierung, welche seit 1827 die früher verpachtete Postverwaltung selbst in

<sup>1)</sup> Findet sich häufiger in Süddeutschland an großartigen Beispielen wie dem Schlosse in Würzburg und weist wiederum auf süddeutschen Einfluß hin.



die Hand nahm, lag vorne im Seitenflügel des Mörserschen Hauses.<sup>1)</sup> Später gehörte alles zur Landdrostei.

Ebenfalls in die klassizistische Zeit hinein ragt das Haus ehemals Domhof 5, die vormalige Domdechanei (s. Abb. 19–22).<sup>2)</sup> Der Grundriß hat Ähnlichkeit mit dem 1703 gebauten Wohn-

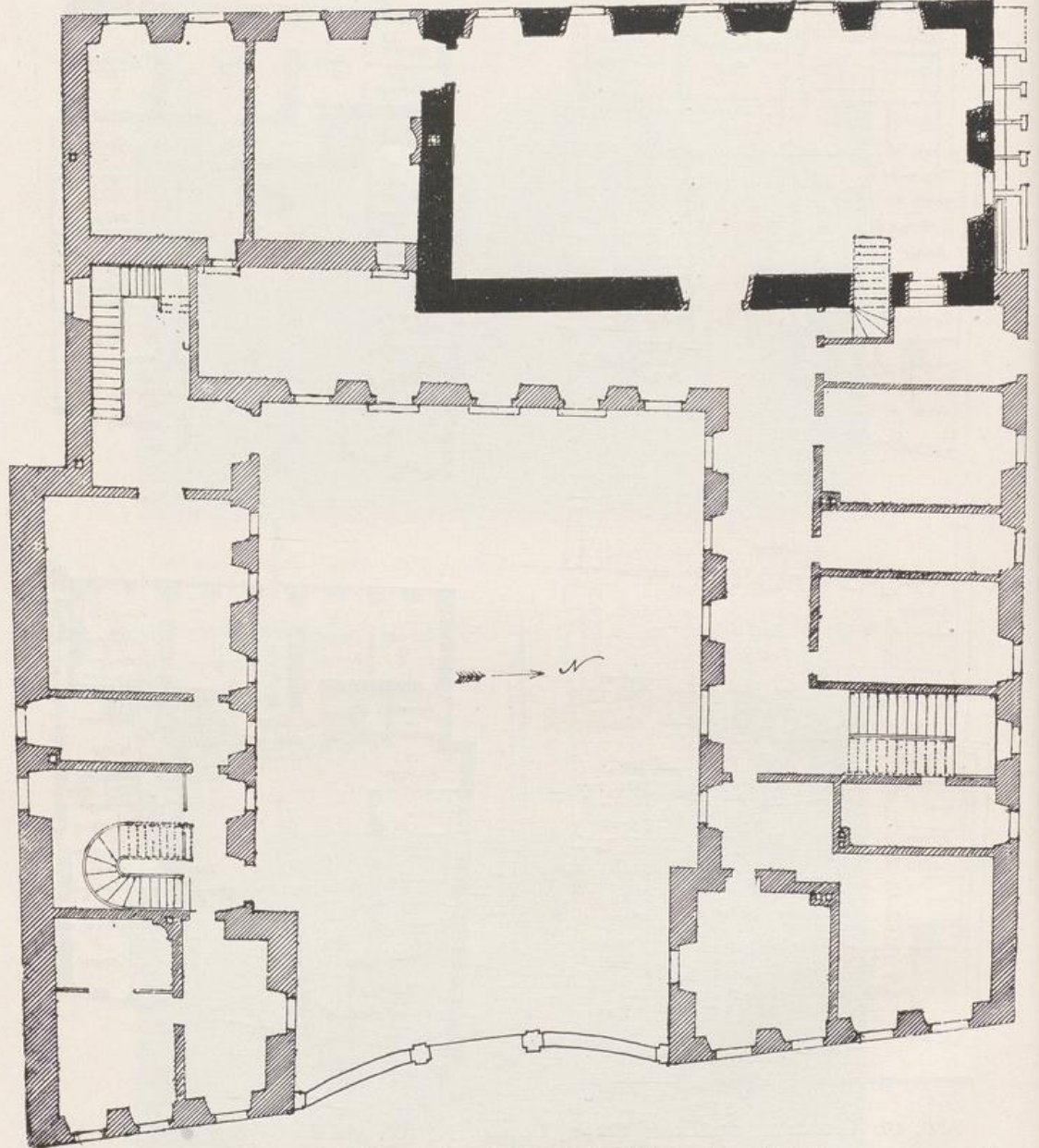


Abb. 20. Die Domdechanei, Domhof 5 (Zustand um 1879).

H

<sup>1)</sup> Vor Erbauung der großen Hauptpost an der Wittekindstraße 1882 war die Post u. a. im Vesperschen vormals Kemperschen Hause, Herrenteichstraße 24, untergebracht.

<sup>2)</sup> Der Hof, zu welchem ein großer Garten mit weitläufigem, teilweise heute noch stehenden Nebengebäude (s. Abb. 22) gehörte, war im 15. Jahrhundert von dem Dechanten Heinrich v. Sögelen dem Kapitel geschenkt. Der letzte Domdechane vor der Säkularisation war v. Hake. In hannoverscher Zeit wurde es Amtsgebäude des 1814 neu gegründeten, vom Amte Iburg abgetrennten Amtes



flügel des Carolinum und dem Möerschen Hofe und geht teilweise auf deren Entstehungszeiten, in den ältesten, dick gezeichneten Mauern noch weiter zurück. Die Zeichnung auf Abb. 19 ist 1806 von Wellinghoff angefertigt, als das Gebäude für einen neuen, offenbar verheirateten Besitzer („Kinderstube“!) umgebaut wurde. Wie weit sich der Umbau erstrecken sollte, geht aus den beiden Grundrissen auf Abb. 19 hervor. Die wesentlichste Änderung bestand darin, daß in dem früher durch zwei Stockwerke reichenden Saal des Mittelbaues — offenbar Teil eines alten Steinwerkes — eine Zwischendecke gezogen werden und der so entstehende untere Raum in Speisezimmer und Durchgang zum Garten zerlegt werden sollte. Auch scheint nach dieser



Abb. 21. Die Domdechanei, Domhof 5.

L

Zeichnung damals erst die bogenförmig geführte Einfahrt an der Straße angelegt zu sein. Weitere Umbauten fanden statt, als das Gebäude zur Aufnahme des Amtes Osnabrück (1814) und des Amtsgerichts (1852) und Schwurgerichts (1866) bestimmt wurde. Das Steinwerk wurde zu letzteren Zwecken als durch zwei Geschosse reichender Saal wieder hergestellt und das ganze Gebäude mit Zentralluftheizung versehen. Der Keller — dieser nur unter dem Steinwerke und dem

Osnabrück, später nahm es das 1852 gegründete Amtsgericht auf, während das gleichzeitig gegründete Obergericht in dem Kanzleibau Unterkunft fand. 1866 wurde es zur Aufnahme des in der Kanzlei nicht mehr unterzubringenden Schwurgerichtssaales hergerichtet, wie Zeichnungen des Kgl. Hochbauamtes ausweisen. Das Amt Osnabrück ward damals nach der Hakenstraße 7 verlegt (s. Abb. 67). Nach Gründung des Museum-Vereins 1878 diente es auch als Museum, bis dieses 1884 in den Neubau am Kanzlerwall verlegt wurde. 1892 fiel es bei Durchlegung der Lortzingstraße dem modernen Verkehr zum Opfer.



Steinwerke und dem nördlichen Flügel vorhanden — wurde hierbei entsprechend umgebaut. In nicht besonders glücklicher Weise ist ausgerechnet diese eigenartige Baugruppe in jüngster Zeit (1892) dazu ausersehen worden, als Ausgangspunkt der neuen Lortzingstraße (s. Abb. 22) zu dienen.

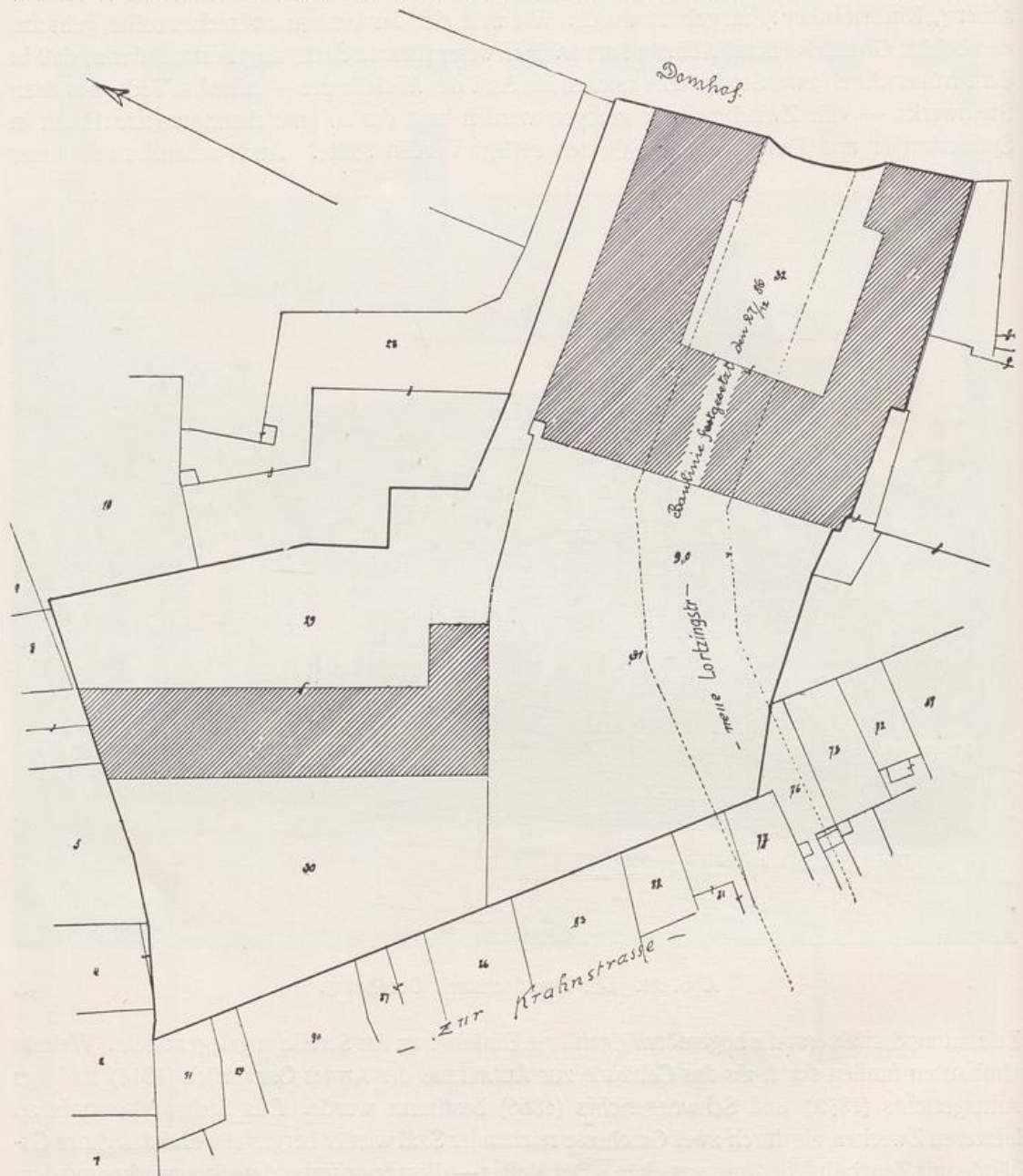


Abb. 22. Grundstück der Domdechanei, Domhof 5, mit der projektierten Lortzingstraße. H

Abb. 20 zeigt den Grundriß und Abb. 21 die Ansicht vor dem Abbruche. Die geschweifte Verdachung über dem Eingange ist zweifellos ein barockes Motiv. Die schlichten Fenster und Türgehänge, sowie die flachen Giebel der Hakenflügel weisen dagegen in das beginnende 19. Jahrhundert. Die steilen Dächer geben der herrschaftlichen Bauanlage wirkungsvolle Besonderheiten. Im damaligen Osnabrück war dieser Typus bei Kurien und Adelshöfen häufiger (s. Abb. 23, 14).



Auf dem Lageplane (s. Abb. 22) fällt die Größe des ehemals geistlichen Besitzes gegenüber den schmalgeschnittenen Baustellen der Bürger in der anstoßenden Krahnstraße als soziale Verschiedenheit dieser Zeit ins Auge.

Von ähnlichem Winkelgrundrisse ist der ursprünglich v. Ledeburs gehörige, später an die v. Bars übergegangene und noch heute als „Barenhof“ bezeichnete Hof an der Klubstraße 20, die heutige Dienstwohnung des Regierungspräsidenten (s. Abb. 23 u. 24). Doch sind bei diesem schrittweise erweiterten Bau (s. die punktierten Linien des Grundrisses) ältere Bauteile in größerem Umfange stehen geblieben. Wie weit die gotische Zeit reicht, zeigen die dicken Kellermauern mit Kreuzgewölben und das gotische Gurtgesims an dem stallseitig gelegenen Giebel.

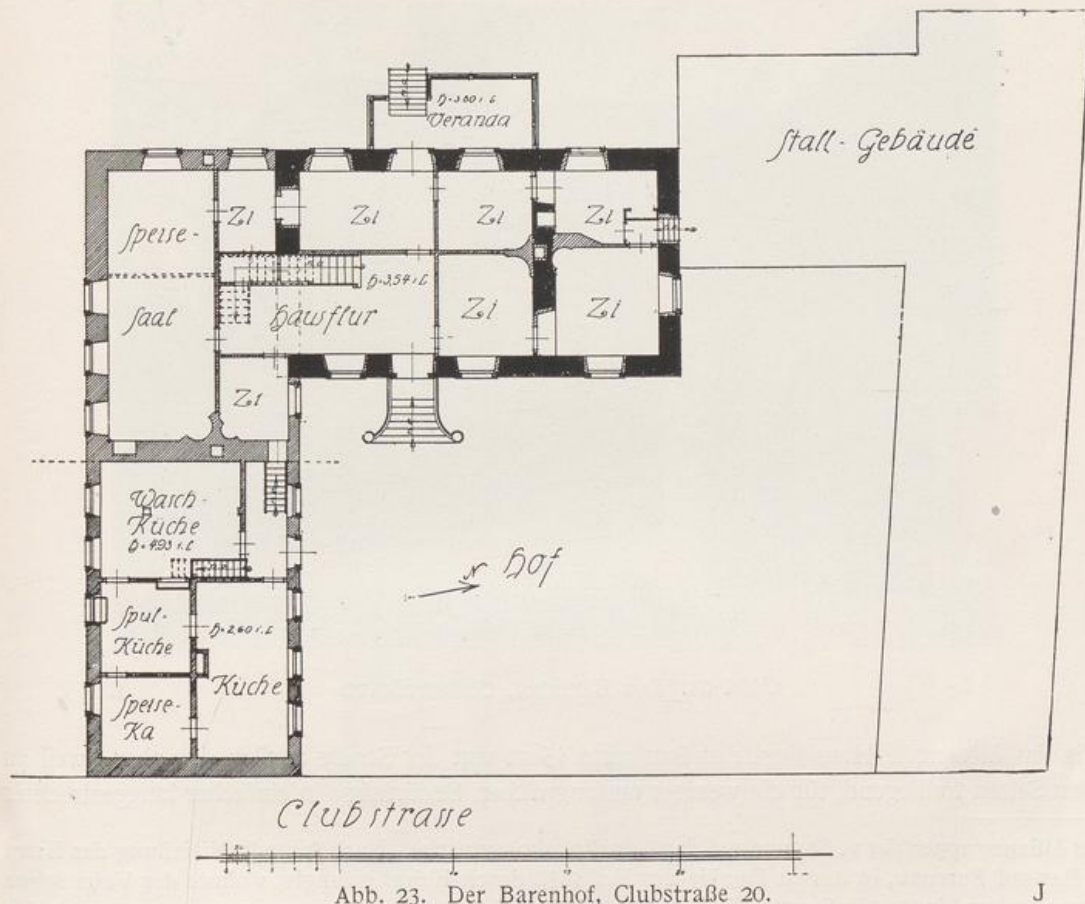


Abb. 23. Der Barenhof, Klubstraße 20.

J

Der Seitenflügel an der Straße, die Stallungen und Einfriedigungen entstammen erst der barocken und der klassizistischen Zeit. Für erstere bilden die flachbogig überwölbten Fenster gegenüber den klassizistisch geraden Stürzen gewöhnlich das Erkennungszeichen. Auch hier ist das im 18. Jahrhundert auftretende Bedürfnis nach mehr Weiträumigkeit in den neu hergerichteten Wohnräumen, dem Treppenhause und dem Saale des Obergeschosses (nördl. Giebelseite) deutlich wahrzunehmen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Das alte Wappenschild von 1580 ist bei den späteren Umbauten an der Hofseite des Hauptflügels wieder eingemauert. Unter den abgeschlagenen 4 Wappen der v. Leeden, v. Ledebur, v. Dinklage und v. Baer steht in gotischen Minuskeln die Inschrift: „Do men schref Gade to Eeren 1580 hebbe de Erbar und dogentsam Gerdt Ledebur, der Empter Iborch Gronenb. u. Wittlage und Hunteburg Droste und Benedicta va Leden Ehelude dit hues gebauwet“. Über der Tür befindet sich



Von besonderem Werte für die Beurteilung der verfeinerten Wohnkultur und Architekturformen ist das im ganzen Umfange fast unverändert erhaltene, um 1780 als völliger Neubau errichtete, reizende Mansardenhaus an der Hakenstraße 8a (s. Abb. 25—27). Es war nicht das Wohnhaus Möser's, wie im Inventarwerke irrtümlich bemerkt ist, sondern von Möser's liebstem Freunde Dr. Christian Gruner, Vizekanzleirektor und Vorsitzenden des damaligen evangelischen Konsistoriums, bewohnt. Der Umstand, daß sein großer Freund gegenüber wohnte, wird für die Wahl des Bauplatzes bei Gruner bestimmend gewesen sein. Seine Anfangsbuchstaben C. F. G. sieht man noch am Rokoko-Schlußsteine der Gartenseite (s. Abb. 27).<sup>1)</sup>



Abb. 24. Der Barenhof, Clubstraße 20.

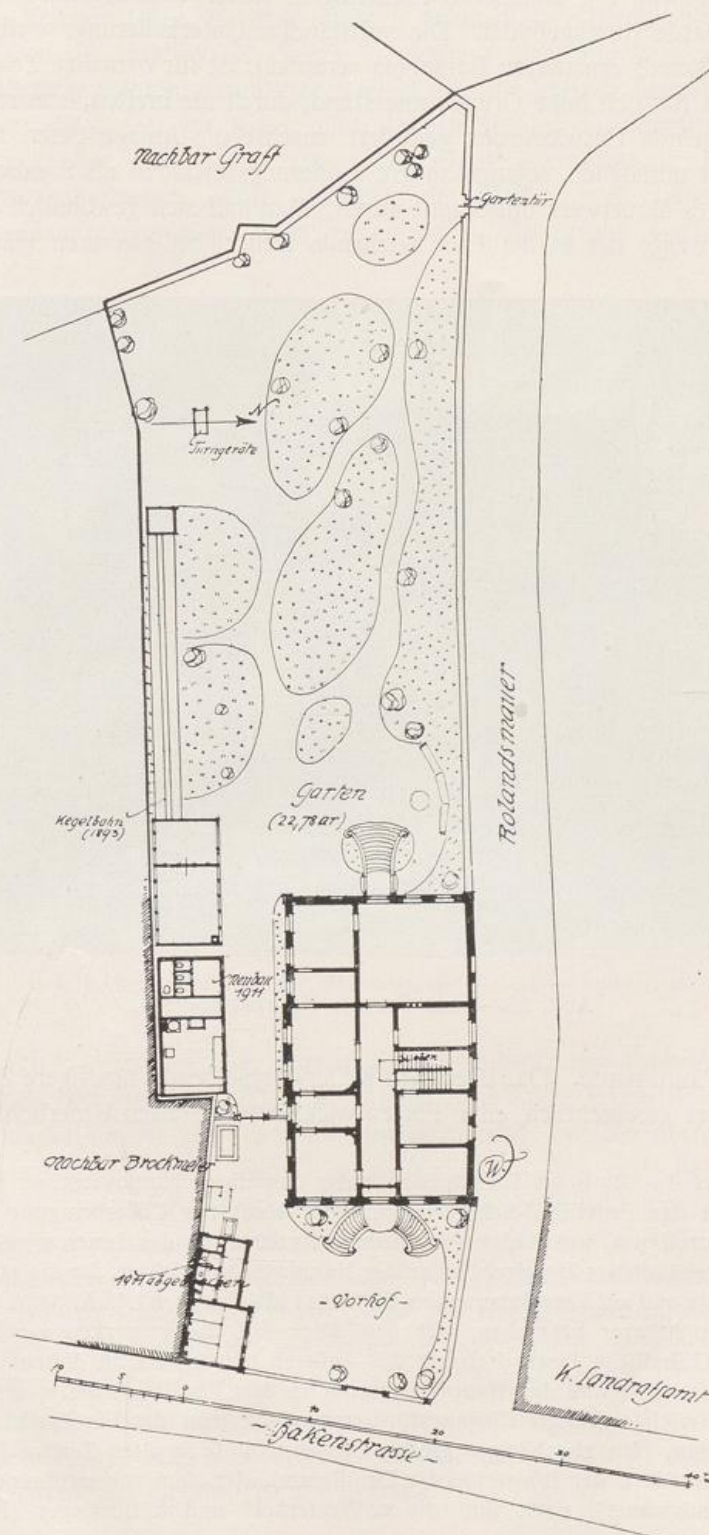
L

Wie das Möser'sche Haus liegt der Bau rund 15 m von der Straße zurück, ist aber, weil an allen Seiten freiliegend, für die weniger umfangreichen Bedürfnisse in einfacher langgestreckter

das Allianzwappen der v. Bar und v. Scheele in Rokokokartusche. Nach freundl. Mitteilung des Herrn v. Bar auf Barenau, in dessen Familie der Hof 1652 durch Heirat gelangte, wohnte der Vater seines Urgroßvaters bis 1767 in Borgwedde (s. S. 67 u. 189) und ist dann nach Barenau gezogen, von wo er sich oft nach Osnabrück begab und den Hof umbaute, der dann in klassizistischer Zeit um 1790 nochmals umgebaut und erweitert wurde. Eine durchgreifende Instandsetzung des in der Mitte des 19. Jahrhunderts an den Fiskus verkauften Hauses hat unter Leitung des Verf. 1909 stattgefunden. Dabei wurden verschiedene einfache Wandmalereien klassizistischer Zeit aufgedeckt, aber nicht wieder hergestellt, dagegen der in derselben Zeit überputzte Fachwerkgiebel an der Straße wieder bloßgelegt. Die Deckenkonstruktion der gotischen Zeit mittels sehr weit (1,70 m) gelegter starker Balken (30 : 34 cm) auf von Steinkonsolen getragenen Wandbalken ist in einigen Zimmern noch vorhanden. Diese typische mittelalterliche Konstruktion sollte bekanntlich das Faulen des Holzes in der Wand verhindern.

<sup>1)</sup> Näheres über den köstlichen kleinen Bau bietet der Aufsatz des Verf. vom 14. Nov. 1911 in der Osnabrücker Zeitung: „Die Perle der Hakenstraße“. Gruner starb 1787, seine Witwe 1831, wie aus einer Mitteilung des Urgroßvaters, Justus v. Gruner in Berlin, hervorgeht. Der nächste Eigentümer war der Landdrost v. d. Busche, der letzte Bewohner in hannoverscher Zeit der Oberamt-





(1780) Abb. 25. Haus Gruner, Hakenstraße 8 A. J



Rechteck-Grundrißform, mit annähernd ebenerdigem Keller, hochliegendem Erdgeschoß und ausgebauter Mansarde durchgebildet. Die vollständige Unterkellerung, vielleicht durch das alte Beispiel des damals erneuerten Barenhofs veranlaßt, ist für damalige Zeit eine Besonderheit. Der an und für sich hohe Grundwasserstand, durch die breiten, wassergefüllten Stadtgräben und mangelnde Entwässerung gefördert, machte die Anlage tiefer, trockener Keller in Osnabrück fast unmöglich, solange andere Isolierungsverfahren als Sandschüttungen oder dickes, kostspieliges Mauerwerk unbekannt waren. Man half sich gewöhnlich damit, daß man nur wenige und wenig tief in die Erde reichende Keller, bei kleineren Häusern nur einen



(1780)

Abb. 26. Haus Gruner, Hakenstraße 8 A.

L

einigen solchen Raum baute. Das über dem Keller verbleibende niedrigere Zimmer des Erdgeschosses bedeutet geschichtlich eine Fortentwicklung der alten bäuerlichen „Upkamer“<sup>1)</sup>

mann Reinecke, der das Haus als Dienstgebäude des damaligen hannoverschen Klosteramts innehatte. 1878 kaufte das Provinzial-Schulkollegium das Haus zur Unterbringung externer Schüler des Gymnasium Carolinum, was leider verschiedene Änderungen des Inneren nach sich zog. Um 1870 war das Stallgebäude aus Ziegelrohbau an der Hakenstraße errichtet, der die graziöse Baugruppe nicht wenig entstellte und auf Veranlassung des Verf. 1911 abgebrochen ist. An seine Stelle trat ein von der Straße nicht sichtbarer Ersatzbau, der den Blick auf die bemerkenswerte Längsfront des Gartens freiläßt. Gründliche Instandsetzung des Äußeren leitete Verf. in diesem Jahre (1913), wobei sich u. a. herausstellte, daß das Hauptgesims nur in den Risaliten massiv, sonst aus Holz hergestellt ist und die reichgeschnitzte Eingangstür ursprünglich grün, das Türoberlicht und die Fenster weiß gestrichen waren. Im zugehörigen großen Garten wohnte in alten Zeiten die Familie v. Anchem, im 16. Jahrhundert der Bürgermeister Dr. Roland, der dem vorbeiführenden Gäßchen den Namen gab (Rolandsmauer), nach ihm die v. Westerholt und v. Böselager (heute auf Eggermühlen).

<sup>1)</sup> Näheres über die Upkamer in Jostes, Westfälisches Trachtenbuch; Lindner, Das niedersächsische Bauernhaus u. a.



bzw. des Steinwerks. Es hieß noch in klassizistischer Zeit allgemein die Aufkammer und war durch einige Treppenstufen von den übrigen Räumen des Erdgeschosses zu erreichen. In den Wohnungen der Handwerker diente es meistens als Handwerksstube. Im Äußern zeigen die Kellerfenster mit den darüberliegenden, gegen die übrigen Erdgeschoßfenster höher gerückten Fenster die Lage von Keller und Aufkammer leicht erkennbar an. Die hohe Lage des Erdgeschosses gab beim Grunerschen Hause Veranlassung zu der hübschen zweiläufigen Rokokofreitrepppe, unter welcher der Keller von außen direkt erreichbar ist. Die Hauptwohnräume lagen nach Süden, der große Gartensaal aber nach



1780 Abb. 27. Haus Gruner, Hakenstraße 8 A (Gartenansicht).

L

Westen mit direktem Ausgange zum Garten durch eine einläufige Freitrepppe, unter welcher wiederum ein Kellerzugang liegt. Die vollständig ausgebaute Mansarde enthält außer den Schlaf- und Gesindezimmern über dem unteren noch einen zweiten oberen Gartensaal, der die ganze Hausbreite einnimmt. Sämtliche Wohnräume haben einfache oder reichere mit figürlichen Motiven durchsetzte Stuckdecken von ähnlicher Ausbildung wie im Kapitelsaal des Doms und dem ehemaligen Stüveschen Hause in der Krahnstraße 25.<sup>1)</sup> Ungemein praktisch ist die Anlage der Treppe. Unter dem zum Obergeschosse aufsteigenden Laufe ließ sich die Küche sehr geräumig (rund  $6 \times 8$  m groß) anlegen. Die zu möglichst ausgiebiger Erhellung sehr groß angelegten Fenster an der Rolandsmauer werden hier teilweise durch das Podest durchschnitten, was in keiner Weise als Nachteil der Außenarchitektur hervortritt. Die damalige Zeit, noch mehr die folgende klassizistische, sah zunächst auf ruhige Fassadenbildung. Der Gedanke, alles was im Hause steckt, nach außen zu zeigen, ist in heutiger Zeit oft zum Nachteile der Gesamtwirkung übertrieben.

<sup>1)</sup> Von beiden Photographien im Museum. Abbildung der Kapitelsaaldecke bei Siebern-Fink S. 38. Als Stukkateure kommen die damals am Schloßbau tätigen Italiener in Betracht.



Daß es im alten Osnabrück noch manch andere Fassade der Barock- und Rokokozeit gab, die dem Hause Gruner an feiner Durchbildung nicht nachstand, geht u. a. aus älteren Zeichnungen und Photographien<sup>1)</sup> hervor, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann. Wenn man die rein künstlerischen Begabungen und die von ihnen geschaffenen Werte vergleicht, kann man jedenfalls zweifelhaft sein, ob der Barock oder der Klassizismus in Osnabrück Bedeutenderes geschaffen hat.

Gegen Ende der ersten Epoche macht sich eine größere Vorliebe für den wagerechten Sturz bemerklich, den beim Grunerschen Hause nur die Kellerfenster haben. Schlicht regelmäßige Anlagen dieser Art sind die Kurien an der kleinen Domsfreiheit 2 (5 A, 2 G) mit dem Wappen v. Bars, Große Domsfreiheit 2 und 3 (Doppelhaus mit 5 + 6 A, 2 G), 4 (2 A, 2 G), 7 (5 A, 2 G), 15 (5 A, 2 G). Unregelmäßig sind die Häuser an der Katharinenkirche 1 („Zum grünen Jäger“), Redlingerstraße 10 (9 A), Kamp 5 (9 A) und Schwedenstraße 1 (5 A, 2 G) und 4a (3 A, 1 G und Hinterhaus)<sup>2)</sup>. Diese und andere Häuser haben bereits den geraden Sturz der ausgehenden Barockzeit, Profilierungen und sonstige Zieraten verraten ein stilistisches Übergangsstadium. Den Schluß der hier kurz betrachteten Wohnhäuser mag die Erwähnung des vormals v. Bothmerschen, heutigen Henricischen Hofes Kamp 76 machen, welcher nach den Jahreszahlen über Tor und Tür um 1771 im Bau begonnen und bis 1785 verändert wurde. Hier erscheint, sicher datierbar, zum letzten Male der Rokokoschnörkel, der nach 1785 in Osnabrück nicht mehr nachweisbar ist. Am Eckhause Hasestraße 3 steht über dem geraden Sturze, der nach dem Vitihof gelegenen Eingangstür schon die Jahreszahl 1787.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> U. a. besitzt eine reichhaltige, geschichtlich unschätzbare Sammlung von Photographien heute verschwundener Bauten, die bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreicht, der Kaufmann Wilh. Piepmeier (Johannisstr. 130), nebenbei einer der besten Kenner Alt-Osnabrücker Zustände.

<sup>2)</sup> Beim Hause Nr. 1 (offenbar eine alte Kurie) befindet sich neben dem Oberlichte der Tür ein Wappen im Stile des v. Staëllschen (s. S. 36) mit noch schwerer lesbarer Inschrift. Bei dem Vikarhause Nr. 4 A steht im Sturze des Torweges, der zu dem kleinen Vorhofe führt, die Inschrift: „HenrICVs IosephVs zuM Venne VICarl Has aeDes sIbl et posterIs reparaVIt.“ Die großen Buchstaben ergeben die Jahreszahl 1733.

<sup>3)</sup> Vollständig lautet die Inschrift: „I. R. Hidebrandt Wittwe R. N. G. Meyern von Atter 1787.“



## Der neue Stil und die Osnabrücker Künstler, besonders Hollenberg.

Wieder einmal vollzog sich der in der Architekturgeschichte so oft beobachtete Vorgang des Wechsels im Geschmacke. Der Reiz lebhafter Formen, die besonders zu Anfang fesseln, ruft schließlich den Gegenreiz ruhiger Formen hervor. Hat man sich an diesen satt gesehen, so äußert sich wieder der Wunsch nach mehr Bewegung, und so fordert das menschliche Abwechslungsbedürfnis fortwährende Veränderung.

An die Stelle des reichen, phantasievollen Barock und Rokoko tritt die „edle Einfalt und stille Größe“ der Antike. Und wieder einmal wie in den Zeiten der Gotik und des Rokoko kam die Anregung zu dem neuen Stile aus Frankreich. Hier machte sich schon um 1745 gegen das Rokoko eine Strömung geltend, gefördert durch das an den Ausgrabungen von Herculaneum (seit 1738) und Pompeji (seit 1748), an den Tempeln von Pästum u. a. neubelebte Studium des klassischen Altertums. In Deutschland knüpft sich diese erste Zeit der Entwicklung bekanntlich an den Namen Winckelmanns, dessen klassische „Geschichte der Kunst des Altertums“ 1764 erschien.

An den 1762 begonnenen „Gardes-meubles“ am Konkordienplatze in Paris und dem ersten Bau der „Madeleine“ von 1764 ist der neue klassizistische Stil bereits vollendet. Dagegen läuft der alte freiere „Style Louis quinze“<sup>1)</sup> allerdings noch eine Zeitlang her oder bildet mit der neuen strengeren Richtung mannigfache Mischungen.

Zahlreiche zeichnerische Veröffentlichungen sorgten für die Verbreitung der neuen Richtung. Viele deutsche Architekten und Handwerker wanderten nach Paris, manche kamen nicht wieder. Deutsche Möbelkünstler wie Riesener (bis 1806) schwebten sich im neuen Lande zu Führern des Geschmacks auf. Nach Osnabrück gelangte diese Strömung u. a. durch den in der Architektur dilettierenden Kanonikus Clemens Lipper (s. S. 54), den Bruder des großen Münsterschen Architekten und Schlauns Nachfolger Wilhelm Ferdinand Lipper, welcher den Prachtbau des Münsterschen Schlosses von 1773 an im Innern in den neueren Formen, die er in Paris studiert hatte, zu Ende führte. Bei der Hauptschöpfung des Style Louis seize in Osnabrück

<sup>1)</sup> Die Franzosen bezeichnen die verschiedenen Stile bekanntlich nach ihren Königen. Der „Style Louis quatorze“ (1640—1715) ist das, was wir französische Spätrenaissance nennen (der Barock faßte in Frankreich keinen festen Fuß), es folgt die freiere Stilart während der Regentschaft des Herzogs von Orleans (1715—1723), die „regence“ als Übergang zum „style Louis quinze“ (1715 bis 1774), dem eigentlichen Rokoko. Die klassizistische Gegenströmung des „style Louis seize“ (1774 bis 1793) setzte schon wesentlich früher als 1774 ein, die Bezeichnung „style Louis seize“ ist daher für die neuklassische Richtung nicht ganz zutreffend. Sie entspricht unserem „Zopfstil“, der auch mit dem folgenden schmucklosen „Directorial“ und „Consulat“ gleichbedeutend ist. Das monumentale reichere „Empire“ (seit 1804) findet bei uns seine Nachblüte in Schinkelscher Zeit, bis das vereinfachte bürgerliche „Biedermeyer“ (bis gegen 1840) den Schluß der ganzen klassizistischen Strömung bildet und von der Romantik, die in Deutschland schon im Anfang des 19. Jahrhunderts als starke Unterströmung auftrat, abgelöst wurde.



brück, der Bischöflichen Kanzlei, ist der Entwurf Clemens Lippers allerdings nicht zur Ausführung gelangt. Viel französischer Einfluß zeigt sich naturgemäß in der „Franzosenzeit“ vor den Befreiungskriegen, hier allerdings mehr in den Möbeln (s. S. 23).

Der Hauptvertreter des Klassizismus in Osnabrück, Georg Heinrich Hollenberg, schöpfte in der Zeit seiner Reife (Hirschapotheke 1797) vornehmlich aus einer anderen Quelle: der italienischen Hochrenaissance, vor allem dem von ihm gründlich studierten Palladio. Er folgt darin mehr den Spuren der Engländer. Die Regierung eines englischen Prinzen in Osnabrück trug natürlich nicht wenig dazu bei, daß auch in der Architektur die in England herrschenden Kunstanschauungen nach dem westfälischen Festlande übergingen: Der palladianische Klassizismus, der das ganze 18. Jahrhundert England beherrscht.<sup>1)</sup> Hierzu kam in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die bekannte Beimengung altgriechischer Formen, hervorgerufen durch die von Stuart und Revett begonnenen Veröffentlichungen über das antike Athen (1754) und übrige Griechenland und griechische Kleinasien (Palmyra, Baalbeck).<sup>2)</sup> Es folgte die Zeit, wo das britische Museum die Schätze Lord Elgins gewann (1816), von denen allein die Zeichnungen den Altmeister in Weimar mit solcher Gewalt packten, daß er den Plan zu einem Verein deutscher Bildhauer entwarf, der regelmäßig in London studieren sollte.<sup>3)</sup> Weniger gelangten nach wie vor architektonische Einflüsse nach Osnabrück aus Holland, mit welchem man in Handelsbeziehungen stand, obwohl hier der reine Werksteinbau jetzt mehr gepflegt wurde als früher. Vielleicht sind die seltenen, mit schwerem plastischen Kranzwerk geschmückten Beispiele wie Krahnstraße 48 und 53 hierherzurechnen.

Endlich drangen, nachdem Osnabrück seit 1813 dauernd mit Hannover vereinigt war, mehr als früher Einwirkungen hierher von der Stadt Hannover<sup>4)</sup> und von der in ganz Norddeutschland verbreiteten Berliner Schule. Bedeutende Osnabrücker Wohnhäuser, welche diesen Einfluß deutlich zeigen, sind die Mohrenapotheke Johannisstraße 52 (s. Abb. 58), das Eckhaus Kamp 81/82, Großstraße 80/81 (s. Abb. 76). Auch die deutschen Architekten hatten ja durch eine umfangreiche, wenngleich weniger bedeutende architektonische Literatur für Verbreitung in die Masse gesorgt.<sup>5)</sup> Eigenartig zu verfolgen ist, wie man sich nach den Freiheitskriegen be-

<sup>1)</sup> Beispielsweise finden sich in den Beiträgen der Osnabrückschen Intelligenzblätter häufig „Briefe aus London“ und andere Plaudereien aus England. Der Bildhauer Wessel (s. S. 65) studierte dort und brachte u. a. die Kenntnis freitragender massiver Treppenkonstruktionen von dort mit, die Hollenberg in seiner „Praktischen Baukunst“ aufgriff.

<sup>2)</sup> Die begeisterte „society of dilettanti“, eine Vereinigung englischer Kunstsammler, gab 1769 bis 1797 die „Antiquities of Jonia“ heraus und unterstützte Stuart und Revetts „Antiquities of Athens“ (1790—1816).

<sup>3)</sup> S. Jubiläumsausgabe Bd. 35 S. 215 ff.

<sup>4)</sup> Wo der unter englischen Einflüssen ausgebildete große Laves der Hauptmeister des Klassizismus wurde (Leineschloß 1817, Wangenheimsche Palais 1831 [später Königliche Residenz dann „neues Rathaus“, Ecke Friedrichstraße], Waterloosäule 1832, Stadterweiterung seit 1834, Theater 1845—1852 und vieles andere).

<sup>5)</sup> Viel studiert wurden die seit 1797 erscheinenden Bücher des besonders als Lehrer bedeutenden älteren Gilly (David, 1745—1808, Sohn eines französischen Auswanderers), dessen genialer, frühverstorbenen Sohn (Friedrich, 1771—1800) ihn und vielleicht sogar Schinkel als Architekt übertrug. An Tafelwerken über architektonische Verzierungen waren in Preußen besonders die von Geh. Oberbaurat Riedel (1803) und der Technischen Deputation für Gewerbe (1821—1836) verbreitet. Im letzteren tritt neben Schinkel und Bötticher besonders der vielseitige Mauch als Zeichner hervor. In seiner „Praktischen Baukunst“ von 1804 empfiehlt Hollenberg besonders folgende Bücher, die demnach im Osnabrücker Lande wohl häufiger waren:

1. Penther, Anleitung zur bürgerlichen Baukunst. 4 Teile. Fol.
2. Succow, Erste Gründe der bürgerlichen Baukunst.



mühte, den Empirestil seiner internationalen Färbung zu entkleiden, und wie aus dem kaiserlichen Prunkstil<sup>1)</sup> durch Vereinfachung der Formen ein schlicht-bürgerlicher Wohnstil entwickelt wird. Das geht hinunter bis zum Ornamente, wo aus den Lorbeerkränzen solche aus Eichenlaub werden. Die Verarmung und der Druck der Reaktion nach 1815 zwangen den neuaufgekommenen dritten Stand zu bescheidener Lebenshaltung. Der Gefahr, dabei in gedankenarme, philiströse Simpelei zu geraten, ist das so entstandene Biedermeier keineswegs immer entgangen (s. Abb. 94 u. 95). Die Kraft zu einer neuartigen Um- und Weiterbildung des klassischen Erbes namentlich in den Einzelformen, im Ornamente, war erloschen. Erst die letzten Jahrzehnte neuester Zeit haben uns eine dritte kraftvollere Renaissance der Antike beschert und starke Begabungen der Weiterentwicklung derselben zugewandt (Messel, Dülfer, Bonnatz, E. v. Seidl, Poelzig u. a.). Auch von den heutigen Osnabrücker Architekten haben sich verschiedene mit Glück einer Weiterentwicklung des Klassizismus hingegeben.<sup>2)</sup>

Damals war man zufrieden, für das Bedürfnis friedlichen Wohnens an die überall bequem verwendbaren antiken Formen anzuknüpfen und ihre Zierate in sinniger etwas sentimentaler Einfachheit und Sparsamkeit zu verwenden. Und doch ist dieser neue Stil wertvoll als erste volkstümliche Kunstäußerung des neuen, sich selbständiger fühlenden Bürgerstandes, reich an vaterländischen Erinnerungen und stiller Familienpoesie. Wertvoll erscheint er uns an dieser Stelle vor allem wegen der Fülle gesunder entwicklungsfähiger Keime für den heimischen Hausbau.

### Architekten.

(Zeitlich geordnet.)

Schaedler, hochfürstlicher Landbaumeister, u. a. vor 1765 beim Residenzschlosse in Iburg,<sup>3)</sup> und 1773—1782 beim Umbau des Schlosses in Osnabrück<sup>4)</sup> tätig, gehört noch der vorher-

3. Keferstein, Anfangsgründe der bürgerl. Baukunst für Landleute.
4. Borheck, Entwurf einer Anweisung zur Landbaukunst.
5. Schmidt, Bürgerl. Baumeister.
6. Meinert, Landwirtschaftl. Bauwissenschaft. 2 Bände.
7. Manger, Nachrichten von dem neuen Grundbaue zu Potsdam.
8. Gilly, Handbuch der Landbaukunst. 2 Bände.
9. Penther, Bauanschlag.
10. Huth, Allgemeiner und gründlicher Unterricht zu Bauanschlügen.
11. Reuß, Zimmermannskunst.
12. Stieglitz, Enzyklopädie der bürgerl. Baukunst.
13. Sulzer, Theorie der schönen Künste.
14. Klügel, Mechanik und Baukunst.
15. Büsch, Baukunst.

Man sieht aus der großen Zahl, mit welcher Gründlichkeit man damals die Baukunst, und zwar fast ausschließlich die bürgerliche, studierte. Zu manchen, namentlich der kleineren Osnabrücker Wohnhäuser, lassen sich in diesen Werken denn auch tatsächlich die Vorbilder finden.

<sup>1)</sup> In seiner geistvollen „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst“ (I S. 61) weist Meier-Gräfe darauf hin, wie widersinnig eigentlich die Neubelebung eines antiken Stils für die alles umstürzenden Revolutionsgeister war. Er findet als Grund dafür, daß die Antike, zumal die römische, als geschlossene Äußerungsform dem einfachen Ideal ungeheurer Würde der heraufziehenden neuen Volkskunst am meisten entsprach. Jedenfalls wird der Stil aber schon ein halbes Jahrhundert vor der Revolution langsam vorbereitet.

<sup>2)</sup> Der begabte Architekt Schneider der viel bauenden Firma Thor ist hier besonders zu nennen.

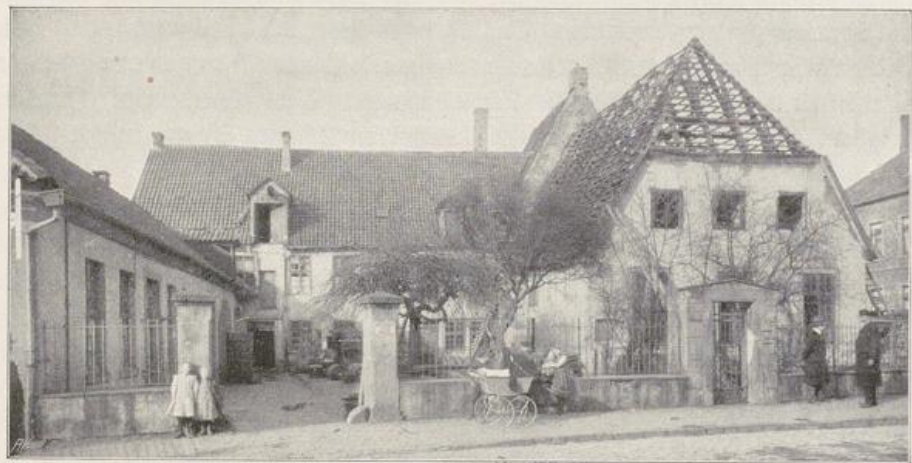
<sup>3)</sup> Jänecke, Die Baugeschichte des Schlosses Iburg S. 63 ff.

<sup>4)</sup> S. Siebern-Fink S. 241.



gehenden Barockzeit an, zeigt aber in seinem Iburger Einfahrtstore von 1781 neben Rokoko-schnörkeln bereits starke Neigungen zum Klassizismus. Er kann als frühester Klassizist Osnabrücks bezeichnet werden, weil der Entwurf von 1782 zur bischöflichen Kanzlei nachweisbar von ihm herrührt (s. S. 74). Noch in demselben Jahre zog er von Osnabrück aus bisher unbekannten Gründen fort.<sup>1)</sup> Die Vermutung liegt nahe, daß der Entwurf nicht in seinem Sinne oder von anderen aufgeführt werden sollte.

Clemens Lipper, Kanonikus von St. Johann und Architekturautodidakt, wurde geboren 5. September 1742 in Münster (Pfarre Überwasser) und starb am 25. Mai 1813 in Osnabrück. Er wurde auf Vorschlag des Kaisers in das Kapitel von St. Johann aufgenommen und am 21. Juli 1768 (laut Protokoll) daselbst als Kanonikus eingeführt. Der Eintrag ins Sterberegister von der Hand des Pastor Pieper hat den Zusatz „vir in omni genere scientiarum eruditissimus“. Möser schreibt, daß Lipper lange Jahre in Italien gewesen ist und sich dort viele Kenntnisse erworben haben soll.<sup>2)</sup> Im Gegensatz zu Hollenbergs italienisch-englischer Geschmacksrichtung erscheint



1791

Abb. 28. Die Lippersche Kurie, Johannisfreiheit 8.

L

er aber mehr als Vertreter der französischen Strömung. Für den Bruder des großen Münsterschen Louis seize-Architekten Wilhelm Ferdinand Lipper, der seine entscheidenden Eindrücke in und aus Paris empfang, war das natürlich. Ein dritter Bruder Hermann war hochfürstlicher Münsterscher Oberkriegskommissar.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> In den Intelligenzblättern findet sich unter dem 18. März 1782 die übliche Aufforderung an alle, welche noch private oder amtliche Rechnungen für ihn hätten, „weil der Landbaumeister Schaedler seinen bisherigen Wohnort verläßt“. Wohin er gezogen, steht nicht fest, vermutlich aber nach Hannover, wo der heutige Architekt gleichen Namens wahrscheinlich von ihm abstammt.

<sup>2)</sup> In dem S. 29 genannten Briefe an Nicolai.

<sup>3)</sup> Das verwandtschaftliche Verhältnis geht u. a. hervor aus Schrötter, Die Kirche d. heilig. Elisabeth in Nürnberg (1903) S. 25. Wilhelm Ferdinand starb über diesen von ihm seit 1789 geleiteten Bau der ehemaligen Deutschordenskirche 29. Okt. 1800 hinweg und die beiden Brüder werden hier als Erben bezeichnet. Andere Werke Wilhelm Ferdinands sind bekanntlich in Münster: Schloß im Innern (1773—1787), das ehemalige Theater am Roggenmarkte (1773—1775), der Romberger Hof jetzt Zivilklub (1780), die Fassade des Gymnasiums (Teil der Universität, 1788—1790), vielleicht der Druffelsche und v. Kettelersche Hof (oder von Boner oder Vagedes?) in der Königstraße. In dem Prachtwerke „Alt-Westfalen“ des Freiherrn v. Kerckerinck zur Borg (1912) werden ihm noch zugeschrieben: Schloß Velen (1780) und das Haus Gerichtsstraße 1 (um 1780). Als Nachfolger des



In dem Vorschlage des Domkapitels von 1780, Lipper um einen neuen Entwurf zum Kanzleibau zu ersuchen (s. S. 71), heißt es in starker Übertreibung, „weil bekannter Maaßen der hiesige Canonikus Lipper zu St. Johann in der Architektur sehr geübt ist, und zufolge zuverlässiger Nachrichten seinem Bruder, dem Canonikus Lipper zu Münster in dieser Kunst nicht nachstehen soll“ usw. Daß er sich selbst als Dilettant fühlte, geht u. a. aus seiner späteren Erklärung bei diesem Bau hervor, „daß er kein praktischer Baumeister sei und sich, da er die Preise der Materialien und die Art der hiesigen Handwerker nicht kenne, mit keinem Bauanschlage abgeben möchte“. Seine Urhebererschaft ist bis jetzt nur an seinem eigenen Wohnhause, der Kurie an der Johannisfreiheit Nr. 8, nachzuweisen, einem äußerlich unscheinbaren Bau, der im Innern einige barock gefärbte Stuckdecken aufwies (s. Abb. 28). Das Haupthaus (rechts) wurde 1911 abgebrochen, ein ebenfalls noch barocke Einzelheiten aufweisender Wappenstein von der Gartenseite gelangte ins Museum (s. Abb. 29). Der streng architektonisch entworfene Garten mit Springbrunnen ist leider auch vernichtet. Schriftstellerisch betätigte sich Lipper u. a. durch eine noch vorhandene Baugeschichte von St. Johann.<sup>1)</sup>

Die Hauptbedeutung Clemens Lippers liegt in der engen verwandtschaftlichen und fachlichen Beziehung zu seinem großen Münsterschen Bruder Wilhelm Ferdinand. Auch Möser stand ja mit dem glänzenden Kreise, der sich in Münster seit 1779 um die geistvolle Fürstin Gallitzin und den edlen Minister Franz Freiherrn v. Fürstenberg scharte, und zu dem auch der erste Architekt Münsters, der u. a. auch als Lehrer an der neu gegründeten Universität wirkte, gehörte, in Gedankenaustausch.<sup>2)</sup> Daß durch diese beiden

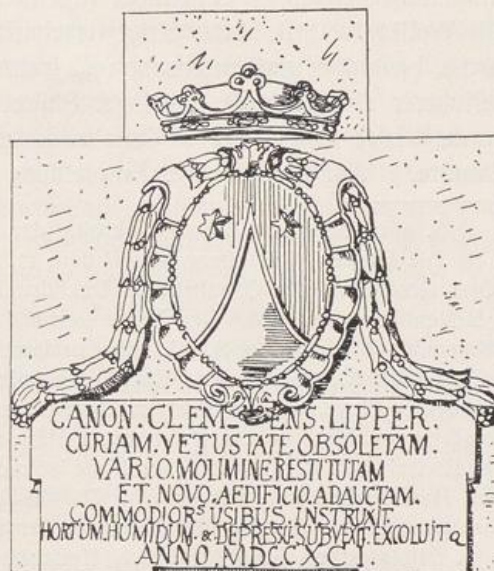


Abb. 29.  
Wappenstein von der Lipperschen Kurie,  
Johannisfreiheit 8.

Münsterschen Lipper erscheint Arnold Boner, Artilleriehauptmann, bis 1803 nachweisbar. Er arbeitete unter Schlaun und Lipper mit beim Schloßbau in Münster, auch in Sassenberg. Beglaubigte Arbeiten von ihm sind das Klostergebäude Überwasser (1787), heute durch einen Neubau ersetzt, und des Freiherrn v. Kerckerinck großen Bispinghof (1789—1793), den 1906 ein Brand vernichtete. Wahrscheinlich stammt von ihm der Hof auf der Engelschanze (um 1790) und Bürgerhäuser am Aegidiiplatze, Prinzipalmarkte sowie der Bocholtz-Asseburger Hof in der Neubrückenstraße. Ein zweiter Nachfolger Vagedes schuf in der katholischen Kirche in Elberfeld sein Hauptwerk und ist vom Freiherrn v. Kerckerinck als Erbauer von Haus Harkotten (1805—1806) nachgewiesen. In knapper und lebendiger Form unterrichtet über die gleichzeitigen Störungen in der Nachbarstadt Münster das im Rahmen der „berühmten Kunststätten“ 1911 erschienene vortreffliche Büchlein von Hermann Schmitz: „Münster“ (4 M.).

<sup>1)</sup> Auf die Form der 1769 auf den südlichen Domturm zur Jahrtausendfeier des Bistums (1772) gebauten Barockhaube scheint weniger er als der Domprobst v. Asseburg, späterer Bischof von Paderborn, Einfluß ausgeübt zu haben, s. a. Domarchiv unter littera T. Das würde weitere Einflüsse von Paderborn her, wo der bedeutende Architekt J. M. Gröninger wirkte, nahelegen.

<sup>2)</sup> In dem S. 29 angeführten Briefe an Nicolai von 1782 schreibt er z. B., daß die Fürstin ihn vor kurzem besucht habe, erwähnt auch in Verbindung mit dem Kanzleibau beide Lippers.



Fäden von Wilhelm Ferdinands Kunst etwas nach Osnabrück gedrungen sei, kann man wohl vermuten. Das um 1790 gebaute Schwarzesche Haus (s. Abb. 61) oder das Hammersensche Haus in der Johannisstraße (s. Abb. 81) würden z. B. der gewöhnlichen Formengebung des Münsterschen Lippers durchaus entsprechen.

Georg Heinrich Hollenberg,<sup>1)</sup> die bedeutendste Erscheinung unter den Osnabrücker Klassizisten, wurde geboren am 19. Dezember 1752 in Osnabrück und starb daselbst als Oberlandbaumeister am 15. September 1831 (s. Abb. 30). Zuerst im Geschäfte seines Vaters,<sup>2)</sup> der eine Wollkratzfabrik hatte, tätig, verschaffte er sich durch eisernen Privatfleiß derartige technische, besonders mathematische und französische Kenntnisse und Zeichenfertigkeit, daß kein Geringerer als der große Göttinger Philosoph und Satiriker Lichtenberg aufmerksam auf ihn wurde, als er 1771—1772 in Osnabrück im Auftrage Georgs III. die Polhöhe der Stadt bestimmte.<sup>3)</sup> Auf Lichtenbergs Empfehlung bewilligte die Regierung Hollenberg die Mittel zu

<sup>1)</sup> S. auch Schmidts, Neuer Nekrolog der Deutschen, 9. Jahrg. (1831), 2. Teil, S. 817—820.

<sup>2)</sup> Die Familie Hollenberg ist seit dem 17. Jahrhundert bis heute in Osnabrück nachweisbar. In seiner Geschichte des Osnabrücker Buchdrucks (Mitteil. Bd. 17) nennt Runge einen Dichter Joh. I. Hollenberg von 1704. Der Name kommt in damaliger Zeit u. a. in Westerkappeln vor (s. Intelligenzblätter von 1777 S. 14). Eine andere Linie stammt nach freundl. Mitteilung des Stuttgarter Malers Felix H., welcher eine Familienchronik erwähnt, aus der unteren Rheinprovinz, dem alten Herzogtum Cleve, wo der älteste nachweisbare Vorfahr, Caspar auf dem Hollenberg, in einer vor dem Vorsteher in Mülheim a. d. Ruhr am 22. März 1638 abgeschlossenen Kaufurkunde genannt wird. Verwandtschaft mit der Osnabrücker Linie ist nicht nachweisbar. Über letztere gibt die Grabstelle auf dem Hasefriedhof einige Auskunft. Die Inschriften auf den vier Seiten des in spätklassizistischen Formen gezierten Sandsteinobelisken, unter welchem H. schlummert, lautet:

1. „Hier ruhet Georg Heinrich Hollenberg, Oberlandbaumeister, geboren zu Osnabrück den 19ten Dezember 1752, gestorben daselbst den 15ten September 1831. Vereint mit ihrem Vater ruhet hier dessen Tochter Anna Sophie von Knapp, geb. Hollenberg, geb. d. 1. November 1785, gest. d. 21. Juni 1857.

2. Dem Ehegatten und Vater weihet dieses einfache Denkmal die Liebe seiner treuen Gattin und dankbaren Kindern.

3. Von unbescholtenem Wandel, der Wissenschaften und Künste Freund und Verehrer.

4. Heiterer Laune, als Greis noch in rastloser Tätigkeit, dies ehrt sein Andenken.“

Ferner liegen dort begraben, Georg Bernhard H. (1788—1819), Patenkind Lichtenbergs, „im Schoße seiner Mutter, deren Ebenbild er war“. Diese Mutter scheint hiernach annähernd gleichzeitig mit ihm zusammen gestorben zu sein. Die Frau Bernhards war Johanne, geb. Stüve, Schwester des späteren, 1798 geborenen berühmten Bürgermeisters und März-Ministers Johann Carl Bertram Stüve, mit dessen weitverzweigter Familie H. besonders befreundet war (s. August Stüve, Geschichte der Familie Stüve S. 92). Ein zweiter Sohn H.s, der Konsistorialsekretär F. W. H., lebte 1790 bis 1850, zuletzt in Hannover und Aurich und war verheiratet mit Friederike geb. Tannen. Deren Kinder scheinen folgende zu sein, die ebenso wie ihre Eltern auf derselben Grabstelle liegen: Helene Louise H. (1819—1821), Sophie Dorothea H. (1825—1904), Johanne Mariette H. (1827—1843) und Theodor Ludwig H. (1833—1850). Wie die ferner dort begrabenen Henriette Hirsche (1799—1848) und Lauthe (unleserlich) mit H. verwandt sind, erscheint fraglich. — Ein dritter dort nicht begrabener Sohn H.s, Hermann, geb. 1793, ist in Hannover als Jurist gestorben, ein Sohn desselben starb ohne Nachkommenschaft, vielleicht war dieser der Staatlich Hannoversche Ingenieur, welchen Rohde in seiner Geschichte der Steinkohlenförderung im Amte Iburg seit 1859 erwähnt (s. Mitteil. Bd. 27) und von welchem auf dem Kgl. Hochbauamte noch eine Entwurfszeichnung vom Amtshause des Amtes Grönenberg in Melle (jetzt Amtsgericht), unterzeichnet C. L. Hollenberg, sich findet.

Das Bild H.s verdankt Verf. der Liebenswürdigkeit des Geh. Sanitätsrats Dr. C. Lodemann (Hameln), der ein Enkel Bernhard H.s ist. Von ihm stammt die Angabe, daß H. zweimal verheiratet gewesen ist und die zweite Frau eine geborene Heye (aus Quakenbrück) gewesen.

<sup>3)</sup> Zur Vervollständigung einer vom Oberstleutnant v. d. Busche unter Beihilfe des Kapitänleutnants v. Benoit aufgenommenen und 1772 herausgegebenen Karte des Hochstifts (s. Krusch



einem Aufenthalte in Göttingen. Der Mangel schulwissenschaftlicher Kenntnisse, besonders im Lateinischen und der Tod seines Vaters trieben ihn noch im selben Jahre (1773) nach Osnabrück zur vereinsamten Mutter zurück. Ein größeres Geldgeschenk der Regierung veranlaßte ihn nach Lichtenbergs aufmunternden Briefen<sup>1)</sup> zum zweiten Male und mit besserem Erfolge zum Studium der Mathematik in Göttingen (1774—1776), wo er besonders mit Lichtenberg und Kästner in engere Beziehung trat und neben Mathematik auch Physik, Chemie, Geschichte, Englisch und Latein trieb.

Eine Abhandlung über das Leben Daniel Speckles, eines alten deutschen Ingenieurs,<sup>2)</sup> welche er kurz vor seinem Abgange von der Universität in der „Königl. Deutschen Gesellschaft“ vorgelesen hatte, verschaffte ihm die Mitgliedschaft dieses gelehrten Vereins der Gottschedschen Richtung,<sup>3)</sup> dem auch Möser angehörte. Nach vollendetem Studium hat er bei vielseitiger Begabung in der Berufswahl längere Jahre geschwankt. Hofmeisterstellen, 1776 bei einem Generalssohne in Minden, 1781 bei den Kindern eines Bankiers in Paris, schlug er aus, trug sich aber noch 1783 mit dem Gedanken, Jura zu studieren. In Osnabrück beschäftigte ihn die Regierung mit Kartenzeichnen und sonstigen technischen Arbeiten und gewährte ihm auf Möser's Vorschlag die Mittel zu einer Studienreise, die ihn 1779 nach Braunschweig, dem Harz, Berlin, Dresden führte, und deren Eindrücke er 1782 in einem Reisetagebuche veröffentlichte. Sein Gesuch von 1781 an die Stiftsstände, ihm die Stelle eines Bauführers beim Kanzleineubau zu übertragen, wurde zwar wegen der noch ungeklärten Sachlage abgewiesen, ihm aber zur Vermehrung seiner Wege- und Wasserbaukenntnis die Mittel zu einer neuen Reise bewilligt, die ihn zu den Gebrüdern du Plat, von denen der eine hannoverscher Wegebaudirektor und Ingenieurhauptmann war, führte, mit zeitweisigem Aufenthalte in Göttingen. Ende 1781 (2. November) erfolgte seine Ernennung zum Landkondukteur<sup>4)</sup> und 1784 (28. August), nach Schaedlers Fortgange, zum „Bauverwalter für die vakante Direktion des Bauwesens“. Die ersten Jahre amtlicher Tätigkeit verbrachte er mit großen Entwässerungsanlagen, besonders im Amte Vörden, in der Nähe von Quakenbrück. 1784 verheiratete er sich zum ersten Male.

a. a. O. S. 349 ff.). Ebenso bestimmte Lichtenberg, der über seinen Aufenthalt im Lande des Schinkens und Pumpnickels in witzigen Briefen plaudert, die Polhöhe in Stade und Hannover.

<sup>1)</sup> S. Lichtenbergs Briefe, herausgegeben von Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf (Leipzig 1901). 3 Bände (1766—1799), darunter 28 an H. gerichtete, der erste vom 15. Juni 1773 mit der Anrede „Hochedelgebohrener Hochzuehrender Herr!“, der letzte vom 2. Sept. 1793 mit „Liebster Freund!“ L. schätzte H. von Anfang an sehr hoch, wie Briefe über ihn an andere (Ljungenberg) beweisen. Er nennt ihn anfangs „einen jungen Gelehrten“, dann „einen Schriftsteller und Weltweisen“, spricht scherzhaft von „Höllenberg“ oder „Leuten, wie Sie, von Eisen“. Nach H.s Verheiratung (1784) wurde der Briefwechsel von seiten des unverbesserlichen Jungesellen L., den mit H. auch die Erinnerung an gemeinsame Liebesabenteuer verbunden zu haben scheint, allmählich spärlicher und hört seit 1793 ganz auf. Der prachtvolle, gelegentlich etwas derbe Humor Lichtenbergs in diesen geistvollen, zum Teil englisch geschriebenen und vielfach mit Skizzen versehenen Briefen, stempeln Lichtenberg zu einem geistesverwandten Vorläufer Wilhelm Buschs, von dessen Phantasie und Gemütsstärke er allerdings entfernt bleibt. Nach freundl. Mitteilung Prof. Leitzmanns (Jena) haben sich Briefe von H. im Nachlasse L.s leider nicht vorgefunden. Ein näheres Eingehen auf diesen Briefwechsel, der hier nur erwähnt werden kann, wäre ein dankbare Aufgabe.

<sup>2)</sup> Lebte 1536—1589 und war als Festungsbaumeister bahnbrechend, seine „Architectura von Festungen“ mit gereimter Lebensbeschreibung erschien 1589 in Straßburg.

<sup>3)</sup> Näheres über diese wissenschaftliche Vereinigung s. bei Otto, Die deutsche Gesellschaft in Göttingen (Muncker, Forsch. z. neueren Litt. Gesch. 1898).

<sup>4)</sup> Das zugehörige Promemoria, eine Art Anstellungsurkunde, in welcher sein Anfangsgehalt auf 8 Taler monatlich festgesetzt wird, befindet sich in den Stadtakten (Nr. 258, Landtagsverhandlungen 1782).



Während der ersten Franzosenzeit war er zwei Jahre (1803—1805) ohne Anstellung und fand besonders reichliche Muße zu schriftstellerischer Tätigkeit. Auch reiste er um diese Zeit nach Oberitalien, vielleicht aber schon einmal vor der Erbauung der Hirschapotheke. Jedenfalls kannte er Vicenza und Venedig (s. S. 59). König Jérôme machte ihn zum Distriktsbaumeister und die spätere französische Regierung zum „Ingénieur des ponts et chaussées“ auf der großen Militärstraße von Wesel nach Hamburg (s. S. 14). Nach Wiederherstellung der hannoverschen Regierung wurde er Landbaumeister und starb 1831 als Oberlandbaumeister.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gibt es keine größere Bausache im Bistum wie in der Stadt, bei der er nicht irgendwie mitgewirkt hätte. 1784 veranschlagte er die beabsichtigte Niederlegung des Martinswalles, 1788 erbittet er Lichtenbergs Rat bei Anlage der damals aufkommenden Blitzableiter am Schlosse, 1793 baut er den neuen Saal im „Großen Club“, 1799 und 1801 zeichnet er die Herrenteichsbastion und veranschlagt die Abbruchskosten, 1806 finden wir ihn beim neuen Torhause am Johannistore, 1816 beim Abbruche des Hegertores, 1824 des Natrupertores, 1828 bei Umbauten im Schlosse Iburg<sup>1)</sup> usw. Daneben wirkte er gelegentlich als Privatarchitekt (Haus Wessell, sein eigenes Haus, Hirschapotheke 1797 u. a.) und entfaltete außerdem noch eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit, und zwar nicht nur in Fachsachen. In Buchform erschienen:

- „Rechenbuch“ (Neubearbeitung des Westerkampschen Buches, Osnabrück 1778),
- „Bemerkungen über verschiedene Gegenstände auf einer Reise durch einige deutsche Provinzen“ (Stendal 1782),
- „Nachrichten von dem Leben und den Erfindungen der berühmtesten Mathematiker“ (Münster 1788),
- „Vorübung zur praktischen Geometrie“ (Göttingen 1791),
- „Über die vorteilhafte Anwendung der praktischen Geometrie bei Teilung offener und gemeiner Feldmarken“ (Stendal 1803),
- „Beitrag zur praktischen Baukunst“ (Göttingen 1804),
- „Deutsche Sprichwörter“.

Aus dem Briefwechsel mit Lichtenberg geht hervor, daß er sich auch dichterisch versuchte in Romanzen und Allegorien. Außerordentlich zahlreich endlich sind die von ihm in Zeitschriften über die verschiedensten Gegenstände verfaßten größeren und kleineren Aufsätze.<sup>2)</sup>

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, die erstaunliche Fruchtbarkeit Hollenbergs auf den verschiedensten Gebieten, zugleich aber seine offenbare Veranlagung für das Verstandesmäßig-Praktische, den Zug, den er mit Lichtenberg gemeinsam hat. In seinem Gesuche um Bauführung beim Kanzleibau sagt er, daß er sich vorzüglich „den praktischen Teilen der Mathematik, wohin besonders auch die Baukunst gehört“, gewidmet habe. Diese für die ganze klassizistische Bewegung so bezeichnende An-

<sup>1)</sup> Siehe Jänecke, a. a. O. S. 67.

<sup>2)</sup> Es seien erwähnt: „Von Benennung der Wochentage“ (1777), „Das alte Pantheon oder die jetzige Maria Rotunda zu Rom“ (aus dem Französischen übersetzt, 1782), „Nachricht von den Wasserableitungen, welche bei Quakenbrück und im Kirchspiele Menslage gemacht worden sind“ (1784). Diese sämtlich in den Nützlichen Beiträgen der Osnabrückschen Intelligenzblätter. Ferner in Lichtenbergs Magazin: „Über die Verbesserung der Gradierwerke“ (Magazin I, 2, 205), „Etwas zur Verbesserung der Feldgestänge“ (Magazin II, 2, 108), dann „Das Neueste aus Japan“ und „Erste Assembleengesetze in Rußland“ (Götting. Taschenkal. 1782, I, 42), ferner „Klagen zweier Reisenden über das Postwesen“ (Schlözers Staatsanzeigen 12, 229), „Das Tönen langer Drähte“ und vieles andere in Beckmanns „Beiträgen zur Technologie“, „Arends Osnabrückischem Bürgerblatt“, „Schlägers gemeinnützigen Blättern“ (mit Unterschrift O\*\*\*) u. a. m.



sicht von der Baukunst als einer Art angewandter Mathematik verrät deutlich das Übergewicht nüchterner Wissenschaftlichkeit über die künstlerische Phantasie. Seine Zeichnungen (siehe Abb. 38) zeigen denn auch keinen Schwung, der mit fortreißt, sondern gehen mehr auf saubere Genauigkeit aus. Sie sind Ergebnisse abwägenden Grübelns und erstreben vor allem gute Verhältnisse zwischen den einzelnen Fassadenteilen nach den Zahlenangaben Palladios.<sup>1)</sup> Diese Wertschätzung der italienischen Hochrenaissance macht es erklärlich, wenn Hollenberg die eben vollendete barocke Glanzleistung der Berliner Bibliothek nicht würdigen konnte, „die das Auge beleidigt gegenüber dem Opernhause, das im Äußerlichen ein wahres Muster des ächten architektonischen Geschmacks“. Noch weniger empfand er die mittelalterliche Schönheit von Städten wie Hameln, Goslar und Braunschweig, wenngleich er, wie auch der Stüvesche Brief zeigt, für manche konstruktive Forderungen heimischer Bauweise, wie steile Dächer, eintrat.

Wichtig für die Anschauung eines damaligen Architekten über konstruktive Fragen und daher etwas eingehender zu betrachten ist Hollenbergs vielgelesene „Praktische Baukunst“.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Wie H. über diesen dachte, geht u. a. hervor aus dem Begleitbriefe vom 11. Jan. 1816, mit welchem er, vermutlich aus Anlaß des Hegertor-Neubaues (s. S. 146), die vier Bücher des Palladio an seinen Freund und Verwandten, den Justiz-Bürgermeister August Eberhard Stüve sandte (dieser lebte 1764 bis 1833, s. Aug. Stüve, *Gesch. d. Fam. Stüve* S. 82 ff.). Der November 1911 verstorbene Regierungspräsident a. D., Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Gustav Stüve, dem Verf. mancherlei Anregungen für diese Arbeit dankt, stellte den für Hollenbergs architektonische Anschauungen höchst wertvollen Brief zur Verfügung, welcher lautet:

„Hiebei erfolgt versprochenermaßen der Palladio, zur Durchsicht — als erlaubte Gemüths-ergötzung —

Palladio lebte 1508 bis 1580 in Vicenza und Venedig, und ist einer der berühmtesten Baumeister gewesen. In Venedig, besonders aber in in Vicenza, befindet sich eine große Menge seiner Gebäude. Er war derjenige, der die alte römische Architektur (nach den Überresten studiert) am geschicktesten für jene neuere Zeit anzuwenden wußte. Daß die seit jener Zeit noch bis zu Ende des vorigen Jahrh. über die ganze Erde beinahe verbreitet gewesene Architektur ihm angehört, zeigt ein Blick der im 2. Buche befindlichen Gebäude, welche größtenteils von ihm gebauet sind. Ungeachtet einiger Fehler (namentlich daß die Säulen durch 2 Geschosse gehen), hat er in seinen Facaden viel Schönes, viel Abwechslung, Leben und Bewegung. Vorzüglich schätzenswert aber sind seine Grundrisse, worin ihn noch niemand übertroffen hat. Sein berühmtestes Gebäude ist die Basilica (das Rathaus) zu Vicenza, wovon die Zeichnung hier im 3. Buche S. 40 sich befindet.

Voran im ersten Buche sind die Säulenordnungen dargestellt, fast übereinstimmend mit denen des Vignola, welche letztere allgemein (in der sog. strengeren Architektur) als gültig angenommen werden. In den neueren Zeiten ist der Gebrauch der Säulen, durch die Aufmerksamkeit, die man den gotischen und altdeutschen Gebäuden wieder gewidmet hat, viel seltener geworden. Dieser Umstand hat zur Verbesserung und Vereinfachung der Konstruktionen vieles beigetragen [!]. Das 4. Buch enthält Palladios Darstellung und Herstellung der antiken Gebäude, Tempel etc., welche ebenfalls sehr berühmt sind.

Die Holzschnitte in diesem Werke sind in der Art wie Palladio selbst gezeichnet hat, ich habe auch dergl. von ihm zu Venedig gesehen.

k. H. d. 11. 1. 1816

G. H. Hollenberg.“

Es handelt sich, wie es scheint, nicht um die 1775 von Smith herausgegebene Palladio-Ausgabe, von der Goethe auf seiner italienischen Reise spricht (Jubiläumsausgabe Bd. 26 S. 58/63), sondern die italienische Ausgabe von Ottavio Bertotti, Scamozzi usw., welche 1796 in Vicenza erschien (Tom. 2—4). Daß H. die Konstruktionen der Gotik und „altdeutschen Gebäude“ gegenüber dem reinen Architravbau als Verbesserungen ansah, spricht besonders für seinen gesunden konstruktiven Sinn.

<sup>2)</sup> Inhaltlich berührt sich dies Buch vielfach mit dem 1788 von Friedrich Christian Schmidt in Gotha verfaßten Buche, welches in den Intelligenzblättern auszugsweise erschien (7. Febr. 1789).



Es erhellt aus ihr, daß man beim Bauen mit sorgfältiger Überlegung vorging, im allgemeinen bedächtiger und langsamer baute als heute.<sup>1)</sup> Auf der anderen Seite fehle natürlich die Kenntnis moderner Verbesserungen und Fortschritte, z. B. zur Fernhaltung von Feuchtigkeit. Zum Schutze der dieser besonders ausgesetzten Holzbalken verwandte man schon heißes Pech oder Leinöl, dagegen waren wagerechte oder senkrechte Isolierschichten des Grundmauerwerks noch unbekannt, Klagen über den durch diese Unterlassung eingedrungenen „laufenden Schwamm“ daher häufig. Allenfalls legte man wohl unter die Balkenaufleger eine Bleiplatte. Bei dem häufig feuchten Baugrunde herrschte eine Vorliebe für Pfahlrost, dessen wissenschaftliche Ausbildung offenbar etwas Bestechendes hatte. Das aufgehende Mauerwerk, gewöhnlich aus Bruchsteinen (s. S. 27), wurde bei besseren Häusern mit Quadern verblendet, bei welchen Hollenberg allen Ernstes empfahl, sie zum Schutze gegen Verwitterung und des gleichmäßigen Aussehens wegen mit Ölfarbe anzustreichen, „weil alles Natürliche nicht schön ist“. Die Innenwände, durchweg aus Fachwerk, wurden, wenn sie nicht genau übereinanderstanden, als Häng- oder Sprengwerk konstruiert. Ihre Ausmauerung bestand aus Bruchsteinen, Ziegeln, häufig aus Lehmwerk.<sup>2)</sup> Weil aber Kalkmörtel trotz aller Vorsicht mit Lehm keine dauernde Verbindung eingeht, ist der Putz hier und an den gewellten Decken in neuerer Zeit meistens abgefallen, die völlige Beseitigung des Lehms dann meist unvermeidlich. Überhaupt bilden die vielen inneren Fachwände, die bei Austrocknung des Holzes Senkungen und Verbiegungen ausgesetzt sind, einen wunden Punkt jener Bauwerke. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Anlage der Keller und Schornsteine. Letztere wurden — wohl unter dem Einflusse der alten Kaminheizung — stets zum Einsteigen mit großem Querschnitte (45/45 cm) hergestellt, wodurch sie herzlich schlecht zogen, daher in neuerer Zeit meistens durch solche engeren Querschnitts ersetzt werden mußten (s. S. 86). Da die Schornsteinmauermasse bei diesen Abmessungen ziemlich groß wurde, ordnete man die vier Räume um sie herum gern so an, daß sie nirgends in ein Zimmer sprang. Erstaunliches leistete man im „Ziehen“ der zu diesem Zwecke mit kräftigen Hölzern unterstützten Schornsteine, um sie dahin zu führen, wo sie die Regelmäßigkeit des Äußeren nicht störten (s. Abb. 15). Allgemein stellte man die damals in größerem Umfange aufkommenden gußeisernen „Säulenöfen“ (s. Abb. 158) in eine abgeschrägte, im Halbkreis überwölbte Nische und heizte sie mit Vorliebe von außen an. Überhaupt wurden alle der damaligen höflichen Zeit irgendwie verdächtigen — weil meistens mangelhaft konstruierten — Einrichtungen dem Anblicke möglichst entzogen. In erster Linie gehören hierher die Abtritte, die man nicht geruchfrei herzustellen vermochte und daher außerhalb des Haupthauses in Bei-

<sup>1)</sup> Hierzu trug die gründliche Ausbildung der Handwerker in den Zünften nicht wenig bei. In Preußen schützten schon Edikte von 1710 und 1717 die geprüften Handwerksmeister vor den Pfuschern. Das Edikt vom 7. Sept. 1811 schrieb für Architekten wie für Handwerker ein Zeugnis der Provinzialregierung vor, daß sie zum Betriebe ihres Gewerbes gesetzlich geeignet seien. Die Handwerkerprüfung regelte die Bestimmung vom 28. Juli 1821, worin, „was Sache eines Baumeisters ist“, sorgfältig von den Verrichtungen eines Maurermeisters unterschieden und in den Prüfungen der Handwerksmeister hohe Anforderungen gestellt wurden. 1845 wurde eine Allgemeine Gewerbeordnung eingeführt, die neue Verordnungen nach sich zog, bis uns das Jahr 1868 das in Hinblick der gründlichen Vorbildung der Handwerker zweifelhafte Geschenk der allgemeinen Gewerbefreiheit brachte. In Hannover gab es ähnliche gute Bestimmungen für die Handwerkerausbildung. S. auch v. Rönne, Die Baupolizei des preußischen Staates (Breslau, 2. Aufl. 1854) und Jäschke-Horwitz, Die preußischen Baupolizei-Gesetze und -Verordnungen (Berlin 1875).

<sup>2)</sup> Der Lehm erfreute sich bei Decken und Wänden großer Wertschätzung. In den Intelligenzblättern findet sich u. a. eine Beschreibung vom 31. Jan. 1781, wonach „feuerfeste Wohngebäude“ ganz aus solchen Lehmwänden hergestellt werden.



haus, Stall oder Hof verlegte und in einfachster Weise mit gemauerten, meistens oberirdischen Behältern versah.<sup>1)</sup>

Belustigend sind die für Bemessung der Fenster- und Türbreiten gegebenen Vorschriften. Die Höhe der Fensterbrüstung wurde so gewählt, daß man sich gemächlich ins Fenster legen konnte, um bequem auf die Gasse zu sehen. Für die Breite war der Gesichtspunkt maßgebend, „daß zwey Personen sich gesellschaftlich nebeneinander hineinlegen können, um die Straße und was darauf vorgeht zu beschauen“ — letzteres eine sichtlich hochgeschätzte Beschäftigung. Es ergab sich so gewöhnlich eine größere Breite als heute, etwa durchschnittlich 1,20 m, dasselbe Maß erhielt gewöhnlich der Fensterpfeiler. Für das Verhältnis von Breite zur Höhe wird das von 1 : 1 $\frac{1}{2}$  bis 1 : 2 empfohlen. Der obere Abschluß der im Äußern stets geradlinig wgerecht, seltener halbkreisförmig geschlossenen Öffnungen bleibt im Innern der Flachbogen, der so tief gelegt wurde, daß die übliche Hohlkehle der mit einfachen Stuckleisten eingerahmten Zimmerdecke über ihn hinweglaufen konnte. Die Schiebefenster zieht Hollenberg den neu aufkommenden, kreuzförmig geteilten („Croisées“), die beim Öffnen nach innen oder außen schlagen, entschieden vor, denn „im ersteren Falle kann man durchaus nichts vor dem Fenster haben, und die Herren müssen ihre Blumentöpfe und Pfeifen und die Damen ihre Schoßhündchen, Romane und Schnupftabaksdosen sofort wegräumen, wenn sie die Affen und Bären auf der Straße tanzen sehen wollen. Im anderen Falle, wenn die Flügel sich nach außen öffnen, sind solche ein Spiel des Windes und werden von selbigem oft zertrümmert“. Die Schiebefenster mit feststehendem oberen Teile (s. Abb. 149) bilden denn auch die Regel in dieser Zeit und sind auch neuerdings, wo die fortgeschrittene Konstruktion das Klappern besser verhütet, mit Recht wieder viel in Anwendung. Die kleinen Sprossenteilungen erklären sich durch den hohen Preis, den größere blasenfreie Glasplatten damals hatten. Im Erdgeschosse brachte man zum Schutze äußere Holzläden an, deren in die Sandsteingewände eingeleite Stützhaken heute vielfach noch vorhanden sind, während die Läden meistens verschwanden. Für die oberen Geschosse waren bei besseren Häusern innere in die Leibungen geklappte Läden üblich, in den Formen denjenigen der niedrigeren oder höheren „Lambris“ (boiserie) ähnlich (s. Abb. 158). Tapeten kamen damals eben von Frankreich her in Mode, meist begnügte man sich mit verziertem Leimfarbenanstrich, in einfachen, pompejanischen Vorbildern ähnlichen Farben (oft rot), bei größeren Mitteln mit landschaftlicher und figürlicher Malerei.

Aus den vielen französischen Ausdrücken sieht man deutlich, woher der neue Geschmack kam. Manche Übertreibungen, wie die übermäßig hohen, schwer heizbaren Stockwerke, bis auf den Fußboden reichende Fenster und andere für unser Klima ungünstige Anordnungen lehnte man allerdings von vornherein mit nüchternem westfälischen Sinne ab. Das althergebrachte steile Dach, in dem sich bequem die Vorräte für Hauswirtschaft und Geschäft lagern ließen, behielt man bei. Die zum Hinaufschaffen nötige Winde lag im Innern des Hauses über der Diele oder an der Hofseite oder Beifahrt, nur vereinzelt an der Straße. Das für Wohnzwecke besser ausnutzbare „französische Dach“, die Mansarde, tritt weniger oft auf als in der Rokokozeit. Als Dachdeckung diente fast ausnahmslos die holländische rote Hohlpfanne, die oft bis auf den heutigen Tag unterwärts nicht verstrichen, sondern zum besseren Durchlüften in Strohzwischen („Strohdocken“) verlegt wurde. Nebengebäude werden oft ganz mit Stroh oder Heide („Reth“) gedeckt. Dachrinnen legte man, wenn an der Traufe ein steinernes Hauptgesimse vorhanden war, in dieses und verkittete die Fugen mit Steinkitt, bei Holzgesimsen stellte man sie aus

<sup>1)</sup> Daneben finden sich die tragbaren Sitzaborte, die in früheren Jahrhunderten in herrschaftlichen Wohnungen (noch im 1675 erbauten Osnabrücker Schlosse) das allein Übliche gewesen.



verpichten Holzkästen her (s. Abb. 40). Nur bei öffentlichen Bauten griff man zum Kupfer, vereinzelt tritt das neue verzinnte Eisenblech auf. Um die teuren Sandsteinhauptgesimse zu sparen, sind profilierte Holzgesimse — im einfachsten Falle als vor die Balkenköpfe genagelte Schrägbretter ausgebildet — häufig, auch stellte man wohl nur die Eckstücken der Hauptgesimse aus Stein, das übrige aus Holz her (s. S. 48).<sup>1)</sup>

Zum Schlusse seines mit Abbildungen versehenen verständigen Buches, aus welchem hier nur einzelnes herausgegriffen ist, gibt Hollenberg noch eine eingehende Anleitung zur Beurteilung der Bauanschläge. Überschläglic nach Kubikmetern umbauten Raumes oder nach Quadratmetern bebauter Grundfläche berechnete Kostenüberschläge kannte man nicht. Man war auch bei solchen Überschlägen umständlicher und doch ungenauer als heute. Die Baupreise selbst waren wesentlich billiger, wobei jedoch der erheblich höhere Münzwert nicht übersehen werden darf.

Man hatte für alles eine Regel, aber man war auch in der glücklichen Lage, keine Baupolizei zu kennen. Die wenigen Bestimmungen, die zu beachten waren, beschränkten sich fast nur auf die Festlegung der Entfernung von Nachbar und Straße. Bei den eingebauten Häusern, welche die Regel bilden, mußte von dem Nachbar etwa 2 Fuß abgeblieben werden. Diese Vorschrift läßt sich bis ins römische Recht, ja bis auf Solon zurückverfolgen und hatte ihren Grund bekanntlich darin gehabt, daß die Häuser den Giebel der Straße zukehrten und vor Erfindung der Dachrinnen an den beiden Längsseiten die „Traufgerechtigkeit“, d. h. das Recht freien Abtropfens besaßen. Wo letzteres ausnahmsweise nicht der Fall war, führte in späterer Zeit eine quer über die Straße geführte gefährliche Rinne das Wasser in die Mittelgasse (s. S. 22). Als man jetzt dazu überging, die Giebel fortzulassen oder abzuwalmen und an die Straße eine Traufseite zu legen, von welcher das Wasser durch senkrechte Abfallrohre heruntergeleitet wurde, verlor der mit üblen Gerüchen gefüllte Schlitz zwischen je zwei Häusern, den man „den Soht“ nannte, zwar alle Berechtigung, wurde aber doch, weil unverboden, meistens beibehalten und ist bis heute unverboden geblieben.<sup>2)</sup>

So zeigt sich neben vielem Nachahmenswerten an Konstruktionen und praktischen Hinweisen doch auch vieles Mangelhafte, wofür die Neuzeit bessere Lösungen gefunden hat.

Sein eigenes Haus hatte Hollenberg an der Großenstraße 4 (s. Abb. 77). Es war eins der einfachen Fünffensterhäuser, dreigeschossig mit massiver Sandsteinfront, sorgfältig durchgebildeten Verhältnissen und Profilen und mit steilem Dach gekrönt.<sup>3)</sup> Später erwarb er die ehemalige St. Jürgens-Kapelle, welche Möser als Spinn- und Wärmehaus (für den Winter) ein-

<sup>1)</sup> Es erinnert dies an die von Schlaun im Münsterlande viel geübte Konstruktion, bei profilierten Backsteingessimsen das schwer zu mauern Eckstück aus Werkstein mit denselben Profilen herzustellen.

<sup>2)</sup> Obgleich die Bauordnungen diese Schlitz nicht zulassen, sind sie in zivilrechtlicher Hinsicht unanfechtbar geblieben, infolge eines mit Gesetzeskraft ausgestatteten Präjudizes des Oberlandesgerichts Celle von 1842, dessen baldige Aufhebung vom gesundheitlichen und wirtschaftlichen Standpunkte aus dringend erwünscht wäre und auch bereits angestrebt wird. S. auch das vortreffliche Sammelbuch des ehemaligen Senators Dr. Mueller: „Das Ortsrecht in Osnabrück“.

<sup>3)</sup> Daß es H.'s Haus war, geht aus dem S. 24 erwähnten Häuserverzeichnis von 1790 hervor. Sein Nachbar (Nr. 3) war der Schneidermeister Hölker, von dem H. auch in seinen Briefen an den Apotheker Meyer spricht. Eine Witwe H., offenbar seine Mutter, wohnte nach dem erwähnten Häuserverzeichnis nicht weit davon an derselben Straßenseite auf der Johannisstraße, in dem letzten Hause vor dem Gefängnisse. In neuerer Zeit haben Nachkommen der Familie in der Seminarstraße (Abb. 98) gewohnt.



gerichtet hatte und welche 1791 meistbietend verkauft wurde. Hollenberg baute sie für seinen ältesten Sohn Bernhard um, als sich dieser 1816 verheiratete.<sup>1)</sup>

Das nach L. Neelmeyer von Tepe auf Stein gezeichnete Porträt (s. Abb. 30) zeigt einen durchgearbeiteten, nachdenklichen Charakterkopf, wohl in Hollenbergs letzten Jahren gezeichnet. Abgesehen von der niedrigeren Stirn ist eine gewisse Ähnlichkeit mit Goethe nicht abzuweisen, mit welchem Hollenberg fast genau gleichzeitig lebte, und dessen Vielseitigkeit und philosophischer Ruhe er verwandt erscheint. Die ihn näher kannten, konnten seine Geradheit, seinen heiteren Witz,<sup>2)</sup> seine Vaterlandsliebe und seinen Eifer in der Beförderung gemeinnütziger Angelegenheiten nicht genug rühmen. Seinen Wert bekundet nicht zum wenigsten seine Freundschaft mit Lichtenberg, wenngleich er hier wohl mehr der empfangende Teil war.

Für die Vergänglichkeit des Ruhmes ist die völlige Vergessenheit, in welche Hollenberg heutzutage versunken ist, ein lehrreiches Beispiel. Ein Mann, der durch seine Bauten und seine amtliche Stellung wie durch seine ganze, allen Verbesserungen zugewandte, gewinnende Persönlichkeit im ganzen Osnabrücker Lande bekannt und geschätzt war, den nach außen hin mancherlei Fäden mit dem regen Geistesleben seiner Zeit verknüpften — ist nach einem Menschenalter so vollständig vergessen, daß es eingehender Quellenstudien bedarf, seine Gestalt, wenn auch nur in großen Umrissen, wieder auszugraben.

Neben Schaedler, Lipper und Hollenberg spielen die folgenden künstlerisch untergeordnete Rollen.

Ernst Georg Wöbbeking, Stadtrichter, später Ratsherr und Bürgermeister, Dr. jur., 1729—97, erscheint als Architekturdilettant durch seinen Entwurf von 1776 zum Kanzleibau (s. S. 71). „Er malte auch Landschaften, schnitzte, tischlerte und pappte“. Von ganz besonderem Werte war seine Tätigkeit als Sammler der — späteren Stüveschen — Gemäldegallerie.<sup>3)</sup>

Paulsen, ein unter Hollenberg tätiger Landkondukteur, hat sich vorübergehend beim Schloßbau bis 1790<sup>4)</sup> in der Stadt aufgehalten. Von ihm stammen verschiedene verständige



Abb. 30.  
Oberlandbaumeister Georg Heinrich Hollenberg  
(1752—1831), gezeichnet von L. Neelmeyer.

<sup>1)</sup> Groöstr. 67, Wagner schildert es als „ein hohes Gebäude, zu welchem eine sehr hohe Treppe hinaufführte, daes unterkellert war, und welches einen aufrechtstehenden Giebel hatte“. Man machte H. einen Vorwurf, als er diese weit unter die Große Straße reichenden Keller abbrechen ließ (Mitteil. des Geh. Sanitätsrats Lodemann-Hameln), siehe auch Krusch a. a. O. S. 346, Friederici-Stüve u. a. m.

<sup>2)</sup> In der S. 24 erwähnten Geschichte des „Großen Clubs“ wird besonders erwähnt, daß H. in späteren Jahren seines gelegentlich etwas derben Humors wegen in der Gesellschaft besonders beliebt war.

<sup>3)</sup> heute als Geschenk des verstorbenen Reg.-Präsidenten St., der sie zu ihrer heutigen Bedeutung erhob, im Besitze der Stadt und im Museum im besonderen Saale ausgestellt. S. a. Aug. Stüve, Gesch. d. Fam. Stüve S. 66 ff.

<sup>4)</sup> In den Intelligenzblättern spricht er unter dem 3. Juli 1790 von seiner demnächstigen Abreise.



Aufsätze in den „Nützlichen Beiträgen“, so der „Was heißt Geschmack in der Baukunst“<sup>1)</sup> und „Über den Anstrich der Gebäude“.<sup>2)</sup>

Wellinghoff war mehr Handwerksmeister und Unternehmer. Als solcher führte er beispielsweise die Niederlegung des Hegetores aus (s. S. 144). Von ihm stammt auch die Zeichnung vom 10. März 1806 betr. Umbau der alten Domdechanei (s. Abb. 19).

Joh. Christian Sickmann (bis 1861), Weginspektor und Geometer, wagte sich auch an architektonische Fragen. Er war beim Abbruche der Hegetorbastion und dem Bau des Waterlootores und des neuen Gittertores daselbst beteiligt und fertigte u. a. 1814 und 1816 Lagepläne hiervon.<sup>3)</sup>

Fr. Lausberg (bis 1826), Lohnherr, d. h. städtischer Senator des Kassenwesens, machte u. a. 1817 den Entwurf zu einem neuen Gittertore vor dem Hegertore.<sup>4)</sup>

Anton W. Schoof, Maurer- und Steinmetzmeister, baute 1819 sein Haus an der Rolandsmauer 9 (s. S. 134 Abb. 100 u. 101) nach eigenem Entwurfe. Anfangsbuchstaben A. W. S. und Jahreszahl finden sich im Schlußsteine der Tür. Nach mündlicher Überlieferung<sup>5)</sup> soll das Haus Natruperstraße 1 (1903 als Haus Finkenstädt verändert) und der Grabstein des 1813 verstorbenen Domprobstes v. Weichs auf dem Hasefriedhofe von ihm herrühren.

F. C. Eichhorn ist der Unterzeichner einer getuschten Zeichnung der Hirschapotheke vom Jahre 1822 mit willkürlich hinzugefügten phantastischen Figurengruppen.<sup>6)</sup>

Die lediglich als ausführende Meister, Lohnherren u. dgl. Erwähnten werden bei den betreffenden Bauten zu nennen sein.

### Bildhauer.

Nicolai Raineri, Maler und Bildhauer, arbeitete mit Schaedler an der Ausschmückung des Schlosses 1773—1782. Vorher war er in Göttingen tätig.

Feil fertigte 1785 das große englische Wappen im Giebel des Kanzleigebäudes, welches die Franzosen später beschädigten. Vorher hatte er lange Zeit in Petersburg gelebt.<sup>7)</sup> Vermut-

<sup>1)</sup> Vom 16. Mai 1789, worin er Ordnung, Schicklichkeit (Eurytmie), Ebenmaß (Symmetrie), Abwechslung, gute Verhältnisse und Winckelmanns Simplizität und edle Einfachheit als wesentliche Stücke der wahren Schönheit erklärt.

<sup>2)</sup> Worin er sagt, daß es darauf ankommt, ob man eine stärkere oder schwächere „Sensation“ machen will und alle an vegetierenden Körpern vorkommenden Farben (grün, rosa usw.) für Stein verwirft, auch von zu dunklen Anstrichen vorspringender Teile abrät, „weil sonst der reizende Schlag Schatten dieser Partien ganz unkräftig wird“. Daß die Frage des Außenanstrichs die damalige Zeit sehr beschäftigte, geht u. a. hervor aus F. B. Berson, Kgl. Geh. Ober-Baurat, „Instruktion für Bau- und Werkmeister usw.“ von 1821, worin er auch die Nichtsandstein-Tönungen empfiehlt. Bei kleinen Häusern kann man solchen lustigen Anstrichen gern zustimmen. Am häufigsten war ein Anstrich der äußeren Putzflächen in schwach gelblichen Tönungen (gelber Ocker), wie Verf. bei vielen Putzerneuerungen feststellen konnte. Mit dem Grau der Sandsteinumrahmungen gibt das eine sehr zarte, vornehme Farbenstimmung.

<sup>3)</sup> Im städtischen Archiv erhalten. S. Stadtsachen Cammery 122, Bausachen 18 und 19, von Hackländer teilweise veröffentlicht. Ein Verwandter gleichen Namens war der Tuchhändler und Prinzipal des späteren Senators Wagner. Beim Waterloo-tore war „der einarmige Freiheitskämpfer“ S. wohl nur Bauleiter, nicht Entwerfer, wie in einem Aufsätze der Osn. Zeitung v. 18. Okt. 1913 vermutet wird (s. S. 146).

<sup>4)</sup> Ebenfalls in vorgenannter Akte erhalten. Besondere Beachtung verdient der Schriftwechsel zwischen dem Justiz-Bürgermeister Stüve und Sickmann, den Stüve also offenbar als Lausberg überlegen annahm. Er läßt erkennen, daß Stüve mit der klassischen Proportionslehre, offenbar infolge eifrigen Studiums des Hollenbergschen Palladio (s. S. 59) vertraut war. Überhaupt waren damals architektonische Kenntnisse und Dilettantismus bei Laien sehr viel mehr verbreitet als heutzutage, wie u. a. die zeitgenössische Literatur z. B. Goethes „Wahlverwandschaften“ zeigt.

<sup>5)</sup> des jetzigen Bewohners, Sattlermeister Meyer, dessen Mutter eine Tochter Schoofs war.

<sup>6)</sup> Im Besitze des Apothekers Gustav Meyer. — <sup>7)</sup> nach Wagner a. a. O. S. 19.



lich ist er identisch mit dem beim Münsterschen Schloßbau arbeitenden Bildhauer, den Hartmann<sup>1)</sup> bis zu Schlauns Tode (1773) nachweist, und der dann bis 1785 in Petersburg gewesen sein könnte. Nach Wagner war er „sehr geschickt, aber ganz exaltiert“.

Georg Gerhart Wessell, geb. 1744, starb den 24. April 1811 in Osnabrück.<sup>2)</sup> Wie Hollenberg der Architekt, so ist er der Bildhauer dieser Osnabrücker Epoche. Seine Studien machte er in Berlin und mit Unterstützung Georgs III. an der Akademie in London, wo er viele Jahre lebte.<sup>3)</sup> Er fertigte Bildnisse in Wachs und führte auch Büsten in Stein, Altäre und andere Kirchenarbeiten aus. In Osnabrück schuf er nach den Berichten Wagners so ziemlich allen bildnerischen Schmuck, der an den Fassaden zwischen 1785 und 1811 vorkommt. Aktenmäßig nachweisbar ist er außer an seinem eigenen Hause (s. Abb. 50)<sup>4)</sup> z. B. an der Hirschapotheke (s. S. 84). Leichte Erfindungsgabe und sichere Komposition standen ihm zu Gebote. Die etwas weiche Formgebung befähigte ihn besonders zu Kinder- und Engelgruppen (s. Abb. 50). Seine flotte abgerundete Art erkennt man auch an dem auf Abb. 5 gegebenen Möserdenkmal. Auf dem vom Verf. wiederentdeckten Grabmale (bis 1906 auf dem Hasefriedhofe) steht die Inschrift: „G. G. Wessell starb d. 24. April 1811, seines Alters 67 Jahre. Dem thaetigen verdienstvollen Künstler folgte die Achtung aller, die ihn kannten.“ Auf der gegenüberliegenden Seite des Obeliskens ist ein trauernder Engel mit umgedrehter Fackel, zerbrochenem Klöppel u. dgl. abgebildet (s. Abb. 31).

Bernhard Wessell,<sup>5)</sup> Sohn des vorigen, wurde 1792



1811      Abb. 31.      B  
Grabmal des Bildhauers  
Georg Gerhart Wessell (1744—1811).

<sup>1)</sup> Hartmann a. a. O. S. 136.

<sup>2)</sup> Die Angabe des Sterbejahres 1812 in Naglers Künstlerlexikon ist, wie der Grabstein ausweist, unzutreffend.

<sup>3)</sup> Derartige kunstsinnige Unterstützungen ließ Georg III. auch anderen Künstlern seines hannoverschen Landes zuteil werden, so dem Maler Winkelmann (1772—1821) und dem berühmten Schöpfer des Hoftheatervorhanges Ramberg (1763—1840), der bis 1788 in London studierte und dessen Genrebilder in Stichen auch im Osnabrücker Lande verbreitet waren (z. B. bei Beckmann-Borgwedde). Andererseits schickte der König für größere Aufträge englische Künstler nach dem Festlande, so den aus Rom herbeigerufenen Bildhauer Høvetson, der 1790, zusammen mit dem Hofrat Ramberg, dem Vater des Malers, das Leibnizdenkmal am Waterlooplätze in Hannover ausführte.

<sup>4)</sup> Daß dieses sein Haus war, geht aus dem Häuserverzeichnis von 1790 hervor. Da, wo heute die Georgstraße in die Großestraße mündet, stand das zugehörige Stallgebäude Wessells.

<sup>5)</sup> S. auch bei Müller-Seubert 3 S. 856, ferner bei Nagler u. a. Der Vater schrieb sich am Ende mit „ll“, eine Schreibweise, die sich u. a. an den kleinen gemalten Wappenglasbildern, welche in der Gegend noch heute häufig sind, findet. Verf. entdeckte u. a. eins von 1732 mit der Inschrift: „Johann Wessell bin ich genannt“. Auch der nach dem Häuserverzeichnis von 1790 in der Kampstraße wohnende Lucas Wessell (vielleicht Vater von Georg W.) hatte diese Schreibweise.



in Osnabrück geboren und war zunächst Schüler seines Vaters. Dann bildete er sich in Kassel — unter Jérôme ein Kunstzentrum Norddeutschlands — bei Ruhl (1764—1842) weiter aus. Er wurde Hofbildhauer in Hannover und leistete besonders in Porträtbüsten Tüchtiges. An der 1831 gegründeten „Höheren Gewerbeschule“, der heutigen Technischen Hochschule, unterrichtete er im „Bossieren“. In Osnabrück erneuerte er unter anderem 1842 das über dem Schloßportal angebrachte große hannoversche Wappen, welches die Franzosen 1811 fortgeschleppt hatten. Er starb in den 60er Jahren.

Nicht näher bekannt sind die Namen der Gehilfen Raineris und Veronas, welche als geschickte Stukkateure nach Beendigung der Schloßarbeiten (1790) in der Stadt blieben, wo sie in den neuerstehenden besseren Wohnhäusern an Wand- und Deckendekorationen reichliche Gelegenheiten zu lohnender Arbeit fanden. Der in Osnabrück als Sohn eines Bäckers 1819 geborene Bildhauer Dr. A. v. Kreling (seit 1876 in Nürnberg) kommt ebenso wie der Rauchschrüler Rosenthal (1838—1866)<sup>1)</sup> für diese Epoche nicht mehr in Betracht. Diese und andere der berühmtesten künstlerischen Söhne der Stadt haben übrigens bezeichnenderweise fast nur auswärts gewirkt.

### Maler und Stecher.

Die Maler, Zeichner, Kupferstecher und Lithographen dieser Zeit sind für die Entwicklung der Architektur weniger von Bedeutung, verdienen an dieser Stelle mehr deshalb Erwähnung, weil sie einzelne Gebäude, Stadtbilder und Landschaften heute verschwundener Teile und damit geschichtlich wertvolle Dokumente gefertigt haben. Auch sind sie als Porträtisten der übrigen Künstler und sonstiger bemerkenswerter Zeitgenossen wichtig. Endlich sind sie wie Verona an größeren künstlerischen Innenausmalungen beteiligt gewesen.<sup>2)</sup>

Christian Ludolph Reinhold wurde 1741 zu Mautern geboren und starb am 30. April 1791 zu Osnabrück.<sup>3)</sup> Er ergriff zuerst den Lehrerberuf, wurde Doktor der Philosophie und der schönen Künste und Magister am Ratsgymnasium in Osnabrück. Eigentlich Mathematiker und Zeichenlehrer, betätigte er sich auch als Maler, Kupferstecher, Schriftsteller, Feldmesser und schließlich Buchdrucker. Von ihm rühren eine Anzahl Städteansichten von Osnabrück (s. Abb. 6), Fürstenau, Rothenfelde, Melle, Iburg u. a. von flotter aber höchst mangelhafter und ungenauer Zeichnung,<sup>4)</sup> welche nach keiner Richtung hin den Vergleich mit Merians Stichen<sup>5)</sup> aushalten, die malerisches Gefühl und geschichtliche Genauigkeit so einzig verbanden.<sup>6)</sup> Nach Wagner war er ein Original von starkem Selbstgefühl und gelegentlicher Grobheit. „Dieser

<sup>1)</sup> Photographien der Werke beider befinden sich im Museum.

<sup>2)</sup> Im „Großen Club“ waren als Dskorationsmaler Brockmann (1815) und Wissing (1827) tätig.

<sup>3)</sup> Laut Anzeige in den Intelligenzblättern war er 50 Jahre alt geworden, kann also nicht, wie Nagler in seinem Künstlerlexikon angibt, 1737 geboren sein. Es wohnte nach dem Häuserverzeichnisse von 1790 bei der Marienkirche „hintern Thurm“.

<sup>4)</sup> 1783 gesammelt als „Prospekte hiesiger schöner Gegenden“ herausgegeben. Besser als Reinholds meistens im Museum befindliche Ansichten vom damaligen Osnabrück sind die des gleichzeitigen 76 : 130 cm großen Osnabrückischen Stiftskalenders, der ursprünglich von Joh. Wolfgang Baumgartner mit barocker Architekturumrahmung gezeichnet war und auch nach seinem Tode (1761) mit seinem Namen weiter erschien. Ein Exemplar von 1790 hängt im Museum. Baumgartner war geboren in Kufstein 1712 und starb 1761 in Augsburg, wo er meist tätig war. Er war Maler, hatte aber auch viel für Kupferstecher gezeichnet. S. Thieme-Becker, Künstlerlexikon Bd. 3 S. 84.

<sup>5)</sup> Merian, Mathäus der Ältere, geb. 1593 zu Basel, starb 1650 in Schwalbach, gab 1640 den ersten Folioband deutscher Stadtansichten heraus, den sein Sohn und Nachfolger bis 1688 auf 30 Bände erweiterte. 1726 erschien ein Hauptkatalog dazu. Seine Stadtbilder von Osnabrück hängen im Museum.

<sup>6)</sup> Am besten ist noch Reinholds Stadtplan von 1767 (Lageplan und „Prospekt“), von welchen u. a. Herr W. Piepmeier (s. S. 50) ein Exemplar besitzt (s. am Ende dieses Buches).



Mann wußte, wie seine Werke zeigen, von allem etwas; Gründlichkeit fehlte ihm aber durchaus.“ Seine zahlreichen Schriften über Kunst und Technik enthalten in den beigelegten Radierungen Proben seiner eigenen Kunst. Es gehörten dahin:

„Minerva oder Abhandlungen über Gegenstände der Natur und Kunst“, ein Wochenblatt<sup>1)</sup> (1777),  
 „Rechenbuch zum allgemeinen Gewerbe“ (1777),  
 „Geometria forensis“ (1782),  
 „Systematischer Plan über die Zeichenkunst und Malerey“ (Münster und Osnabrück 1773 und 1782),  
 „Die Folge der Osnabrückischen Bischöfe in Versen“ (1782),  
 „Architectura forensis“ (1784),  
 „Zeichen- und Malschule“ (1786).

Daneben schrieb er mancherlei für Zeitschriften, stellte auch den mit Rokoko-Ornamenten umrahmten Stadtplan von 1767 und das S. 24 erwähnte Häuserverzeichnis auf u. a. m. Mit Recht weist Nagler<sup>2)</sup> darauf hin, daß seine Stiche einen nur mittelmäßigen Dilettanten verraten, und die C. L. R. unterzeichneten Blätter kaum Sammler finden werden. Reinhold ist mehr der Typus des im kleinen Kreise einer deutschen Kleinstadt eine Rolle spielenden Originals und als solches für das damalige Osnabrück besonders kennzeichnend. Eine Ähnlichkeit mit Hollenberg liegt in seiner etwas nüchternen mathematischen Auffassung vom Wesen der Kunst und der Hinneigung zur Vielschreiberei. Beides kennzeichnet schließlich die ganze Zeitrichtung.

E. A. Howind, Maler und Gildemeister, wird von Wagner (a. a. O. S. 82) 1782 als heftig befeindeter Nebenbuhler Reinholds genannt. Im Rathause (Vorzimmer des Oberbürgermeisters) hängt eine mäßige Darstellung des Zinsgroschens, 1663 von Joh. Nergel gemalt, mit der Unterschrift „Renovatum 1772 E. A. Howind“.<sup>3)</sup>

Verona, preußischer Hofmaler aus Berlin, wurde nach 1782 nach Osnabrück berufen, um zusammen mit Schaedler das Schloß durch Ausmalen zu verschönern (s. S. 21).

Schoof, C. G., Bruder des S. 64 erwähnten Maurermeisters, hat einige leidliche Zeichnungen in Tusche hinterlassen.<sup>4)</sup>

Heinrich Neelmeyer besserte 1828 verschiedene Bischofsbilder im Iburger Rittersaale aus und malte 1838 deren sieben nach alten Vorlagen in ziemlich schematisch ausdrucksloser Weise neu. Auch zeichnete er vielfach Porträts auf Stein, so den Stadtrichter Joh. Gottlieb Ehmbesen (1773—1827), Tenge (1829) und andere, deren Bilder meistens im Museum. Das malerisch und geschichtlich wertvolle Stadtbild auf Abb. 176 von 1817<sup>5)</sup> soll ebenfalls von ihm herrühren.

Philipp Anton Schilgen, geb. 1793 in Osnabrück, war Schüler von Cornelius in Düsseldorf und ging 1825 mit diesem nach München, wo er in den Hofarkaden, im Empfangszimmer des Königs und in der neuen Pinakothek tüchtige Werke, teilweise nach Skizzen Schwanthalers und Cornelius', hinterlassen hat.<sup>6)</sup> Er kehrte später nach Osnabrück zurück, wirkte u. a. 1828 bei Begutachtung der Iburger Rittersaalbilder mit.<sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> über das Hollenberg und Lichtenberg spotteten.

<sup>2)</sup> In seinen „Monogrammisten“, Teil II.

<sup>3)</sup> Er wohnte nach dem Häuserverzeichnisse von 1790 hinter der Katharinenkirche.

<sup>4)</sup> Darunter eine Landschaft mit Kühen im Museum von 1825.

<sup>5)</sup> Nach der Überlieferung in der Familie Beckmann, heute auf Borgwedde, bis etwa 1830 im Hause Berghoff (s. Abb. 176) wohnhaft. Der Ofenschirm war ein Hochzeitsgeschenk. Im Besitze der Familie sind noch viele andere wertvolle Bilder und Möbel dieser Zeit.

<sup>6)</sup> Näheres s. bei Müller-Seubert: „Die Künstler aller Zeiten“ und Nagler (1864) S. 455, woselbst weitere Literaturangaben.

<sup>7)</sup> S. Jänecke a. a. O. S. 68. Der kürzlich verstorbene Justizrat Hugenberg hat dem Museum ein Bild Schilgens aus dessen römischer Zeit (Lazzaroni) vermacht.



August Franz Schelver, geb. 1805 in Osnabrück, gest. 1844 in München. Er war der Sohn des Syndikus der Ritterschaft und Schüler Heinrich Neelmeyers, ging 1826 mit dreijähriger Unterstützung seiner Vaterstadt nach München, wo er bis 1832 blieb und sich als Schlachtenmaler und Volksdarsteller ausbildete. Nach kurzer Zwischenzeit am Hofe in Hannover, wo er durch seine „Schlacht bei Hanau“ und Porträts berühmt wurde, kehrte er endgültig nach München zurück. Im Osnabrücker Zimmer des Museums hängt von ihm ein sauber aquarelliertes Kosakenbild und eine von W. Heyl lithographierte Darstellung des ehemaligen „Ochsenmarktes“, sowie ein von Hanfstängl lithographiertes Porträt des Künstlers von 1833. Seine Begabung für Porträt und Karikatur geht u. a. aus einem im Besitze der Familie Middendorff befindlichen Aquarell Alt-Osnabrücker Stadt-Originale von 1836 hervor.<sup>1)</sup>

Ludwig (Louis) Neelmeyer, geb. 1814 als Sohn und Schüler Heinrichs, den er offenbar überragte, starb in den 70er Jahren zu Osnabrück. Er zeichnete u. a. das Bild Hollenbergs (s. Abb. 30). 1833 setzte er seine Studien in München fort, wo er mehrfach Landschaften ausstellte, die gefielen.<sup>2)</sup>

Für die Zeit bis 1840 kommen zwar die späteren Maler kaum mehr in Betracht, doch mag der 1832 in Osnabrück geborene Historienmaler Otto Knille noch als Zeichner des Titelbildes (1847) genannt sein.<sup>3)</sup> Andere nur als Darsteller von Stadtansichten,<sup>4)</sup> welche sämtlich im Museum hängen, genannte Zeichner und Maler sind F. G. Müller (in Hannover), Brockhoff (1826), Prof. Seipp (1840), A. Rasch<sup>5)</sup> (Ansicht des alten Rathauses um 1830, radiert von E. Koken), H. F. Schlechter (zwei Ölbilder vom Hasetore, vermutlich auch die mit F. S. unterzeichneten zwei Zeichnungen vom 1817 abgebrochenen „Alten Tore“). Endlich ist der vorübergehend in Osnabrück weilenden durchreisenden Porträtmaler zu gedenken, die ihre Künste in den „Intelligenzblättern“ anpriesen und damals manches leidliche Porträt in der Stadt hinterließen. Auch wurden zum Porträtieren häufig die bedeutenderen Künstler der Nachbarstädte herangezogen, so z. B. in den 30er Jahren der oldenburgische Hofmaler Baumbach.<sup>6)</sup>

Der Lithograph dieser Zeit ist T. J. Tepe,<sup>7)</sup> von welchem zahlreiche Porträts (Hollenberg, Ehmsen u. a.) und Stadtansichten (von 1834, 1835) das Osnabrücker Zimmer im Museum schmücken.

<sup>1)</sup> Näheres bei Müller-Seubert a. a. O. S. 44. Der Ochsenmarkt befand sich da, wo heute das „Hofhaus“ steht (Bramscherstraße), das Middendorffsche Bild stellt „David Kick und Krusen Tittken“ dar.

<sup>2)</sup> Näheres bei Nagler a. a. O.

<sup>3)</sup> Auf welchem verschiedene bekannte Osnabrücker porträtiert sind, so der aus der Krahnstraße kommende Schuldirektor Stüve, den ein Knabe grüßt, der junge Abeken vor einem Schaufenster am zweiten Hause mit noch einem Knaben stehend u. a. (nach frendl. Mitteilung des Amtsrichters Hans Abeken), der aus dem Fenster des Gasthofs zum Schwan sehende „alte Niendik“ dar. Bemerkenswert ist u. a. die alte (1869 abgebrannte) Turmhaube von St. Katharinen. Das Original des Bildes soll sich im Besitze der Familie Gunzenhauser befinden, die Photographien von F. Heiler-Hannover stammen. Als Vater Knilles wird der Kanzlei-Prokurator K. (gestorben 1829) genannt.

<sup>4)</sup> Eine zusammenfassende Behandlung aller vorhandenen Stadtbilder wäre ein dankbares kunst- und stadtgeschichtliches Thema.

<sup>5)</sup> Vermutlich ein naher Verwandter des tatkräftigen Conrad Rasch, Buchhalters der Natruper Leyschaft, dem Dreinhöfer in seinen Erinnerungen ein Denkmal gesetzt hat (s. S. 143).

<sup>6)</sup> Er porträtierte z. B. verschiedene Mitglieder der Familie Tenge, Stadt u. a., wovon Nachbildungen in der Familie Beckmann-Borgwedde.

<sup>7)</sup> Nagler kennt einen Berliner J. J. Tepe, welcher der ersten Zeit nach Erfindung der Lithographie (1806) angehört und wohl der Vater von T. J. ist.



Es sind in der Hauptsache Durchschnittstalente, Künstler dritten und vierten Grades, welche im vorstehenden genannt wurden. Keine genialen Stürmer, welche die Welt aus den Angeln heben wollen. Daran fehlt es der ganzen Zeit überhaupt, welche die Kunst zu sehr vom Standpunkte ästhetischer Theorien betrachtete. Aber wir schätzen diese Männer doch als in ihrem Fache eifrige und teilweise tüchtige Könner. Ihre leicht erkennbaren Mängel an hervorstechender ausgeprägter Eigenart waren im Grunde die künstlerischen Schwächen ihres Zeitalters, über welches sie sich nicht herausheben. In ihren bedeutendsten Leistungen, besonders bei Hollenberg und Wessell, erreichen sie gleichwohl eine achtungsgebietende Höhe. Auch fehlt es nicht an glücklichen Würfen wie dem Schwartzeschen Hause oder der Hirschapotheke, denen ein dauernder Kunstwert längst zugebilligt ist.

Die architektonische Entwicklung spielt sich im allgemeinen so ab, daß nach dem ersten großen Beispiele im neuen Stile, dem Kanzleibau von 1785, eine rege Bautätigkeit einsetzt, die bald in einer stattlichen Reihe mit allen Feinheiten durchgebildeter Großbürgerhäuser um 1800 ihre höchste Blüte erreicht. Bürger und Adel wetteifern in reichen geschmackvollen Neubauten. Dann tritt erst allmählich, dann schneller eine Abnahme der künstlerischen und wirtschaftlichen Kräfte ein. Nach der Säkularisation von 1802 fühlte sich der Adel durch die Teilnahme an der Verwaltung eines selbständigen Staates nicht mehr genügend gefesselt und verließ die Hauptstadt. Die Stadthäuser wurden nach und nach verkauft, man wählte reichere Städte (Münster) als Vergnügungsorte oder zog sich ganz auf seine Güter zurück. Der Glanz einer blühenden kleinen Residenz war dahin. Herrschaftliche Höfe mit Seitenflügeln werden nicht mehr gebaut. An ihre Stelle tritt das gewöhnliche Stockwerkhaus in bescheidenster architektonischer Ausbildung. In den folgenden Kriegszeiten mit der Verarmung aller Stände ließ die Baulust der Bürger nach. Was nach den Freiheitskriegen entstand, steht nicht mehr auf der alten Höhe. Gegen Ende der Epoche ist gleichzeitig mit dem allgemeinen Wohlstande der schöpferische architektonische Geist der Frühzeit erloschen. Was übrigblieb, war die verständige Einfachheit, aber auch die gedankliche und wirtschaftliche Armut biederer Philistertums.



## Die Erbauung der bischöflichen Kanzlei als Ausgang der klassizistischen Bewegung.

Um 1780 vollzog sich im geistigen Deutschland der tiefgehende Wechsel in Kunstan-schauungen, der immer zielbewußter in die klassizistische Strömung hineintrieb. Der größte Geist der Zeit flüchtete sich aus der wogenden Leidenschaft seiner Wertherjahre in die ausgeglichene Ruhe der Antike.

Die Erbauung des bischöflichen Kanzleigebäudes in den Jahren 1783—1785 bedeutet für das Osnabrück dieser Tage nicht nur ein kunstgeschichtliches Ereignis ersten Ranges sondern geradezu den Wendepunkt in der Geschmacksrichtung. Die Baugeschichte<sup>1)</sup> mag darum hier etwas eingehender behandelt werden, zumal sie auch die damaligen Verhältnisse im Bistum näher beleuchtet.

Das frühere Kanzleigebäude aus dem Ende des 16. Jahrhunderts<sup>2)</sup> befand sich an derselben Stelle. Nach Friederici-Stüve<sup>3)</sup> lag es auf der Südseite der jetzigen Baustelle, auf der Nordseite stand die Martinskapelle. Zwischen beiden lagen einige Vikarien Häuser, ein Teil der Westseite ist — wie heute noch zu sehen ist — beim Neubau zur Verbreiterung der Hasestraße abgegeben.<sup>4)</sup> Nach den Landtagsakten besaß der alte Bau steinerne Giebel nach beiden Seiten (Hasestraße und Große Domfreiheit).<sup>5)</sup> Er war so verfallen und räumlich unzureichend, daß schon Franz Wilhelm dem Landtage 1652 einen Umbau vorgeschlagen hatte. Erst 1749 wurden zum Ankauf eines Archivhauses 100 Rtlr. bewilligt, um wenigstens die stetig anschwellenden Akten unterbringen zu können. Infolge der Kriegszeiten und anderer Ausgaben machten „Direktor und Räte“ auf den immer fühlbarer werdenden Raum-mangel erst 1769 wieder nachdrücklich aufmerksam. Der Landtag von 1771 erwog erst die Frage, ob man ein Stockwerk aufsetzen oder einer Erweiterung durch Ankauf der beiden Nachbarhäuser näher-treten solle. Zweifelhaft erschien auch, ob man wie bisher nur Kanzlei und Obergericht oder auch noch Bischöfliches Offizialatgericht und Konsistorium unterbringen sollte.<sup>6)</sup> Man dachte zu-erst an einen Grundriß wie bei den Münsterschen Höfen mit Mittelbau und zwei Seitenflügeln,

<sup>1)</sup> Unter Benutzung eines vom Verf. im Historischen Verein gehaltenen Vortrages (26. Febr. 1912), dessen Hauptquelle die Niederschriften der Landtagsversammlungen von 1769—1785 (im Stadtarchive) bildete, welche Siebern-Fink nicht benutzten. Die Generalvikariatsakten enthalten aus-zugsweise Abschriften hieraus.

<sup>2)</sup> Der erste „in der Kanzlei“ zu Osnabrück abgehaltene Landtag fand 1591 statt.

<sup>3)</sup> a. a. O. Teil I S. 20/21.

<sup>4)</sup> Wagner a. a. O. nennt die alte Kanzlei „ein kleines massives Gebäude, neben dieser einige kleine Wohnungen für Arme und dann links eine kleine, schön und fest im Innern gebaute Capelle“.

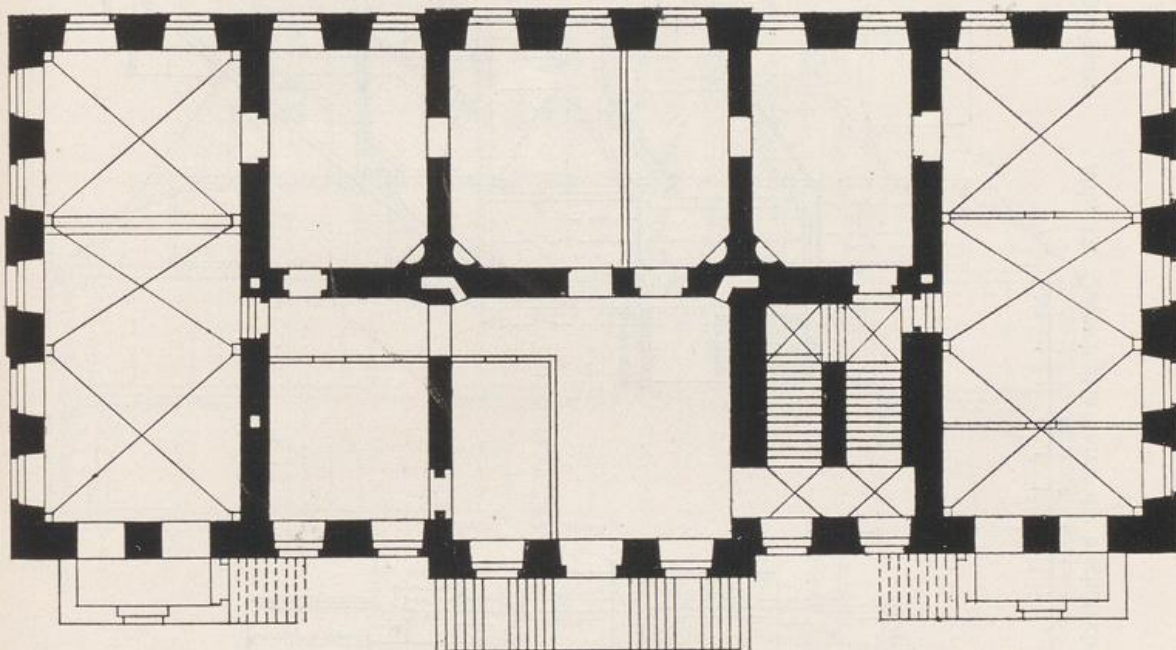
<sup>5)</sup> Auf der Stadtansicht von 1633 (Siebern-Fink hinter S. 16) sichtbar.

<sup>6)</sup> Letzteres schied schließlich aus. Vor das Offizialatgericht kamen alle Prozesse, in denen einer der streitenden Teile der katholischen Geistlichkeit angehörte, ferner die Testaments- und Ehesachen und die Sittlichkeitsvergehen der Katholiken.



welche den Cour d'honneur mit der Freitreppe einrahmen. Vom Landtage 1776 wurde Altermann Dr. Wöbbeking (s. S. 63) ersucht, einen derartigen Riß anzufertigen. Für den Neubau trat besonders das Domkapitel ein, welches gleichzeitig (1777) eine Verlegung des anstoßenden Kirchhofes („Freythofes“) aus der Stadt erstrebte. Die Ritterschaft schlug einen Neubau an anderer Stelle, am Nagelschen Hof, vor,<sup>1)</sup> die Städter hielten einen Umbau für ausreichend. Die Verhandlungen wegen Erwerbung der beiden Nachbarhäuser, für die man sich schließlich entschloß, zogen sich infolge von Schwierigkeiten von oft eigenartiger Natur<sup>2)</sup> bis 1780 in die Länge.

Inzwischen waren die von Wöbbeking angefertigten zwei Risse an den preußischen Hofbaumeister Manger zur Begutachtung geschickt, der wohl mit Recht manches daran auszu-



1785

Abb. 32. Die bischöfliche Kanzlei, Grundriß.

S

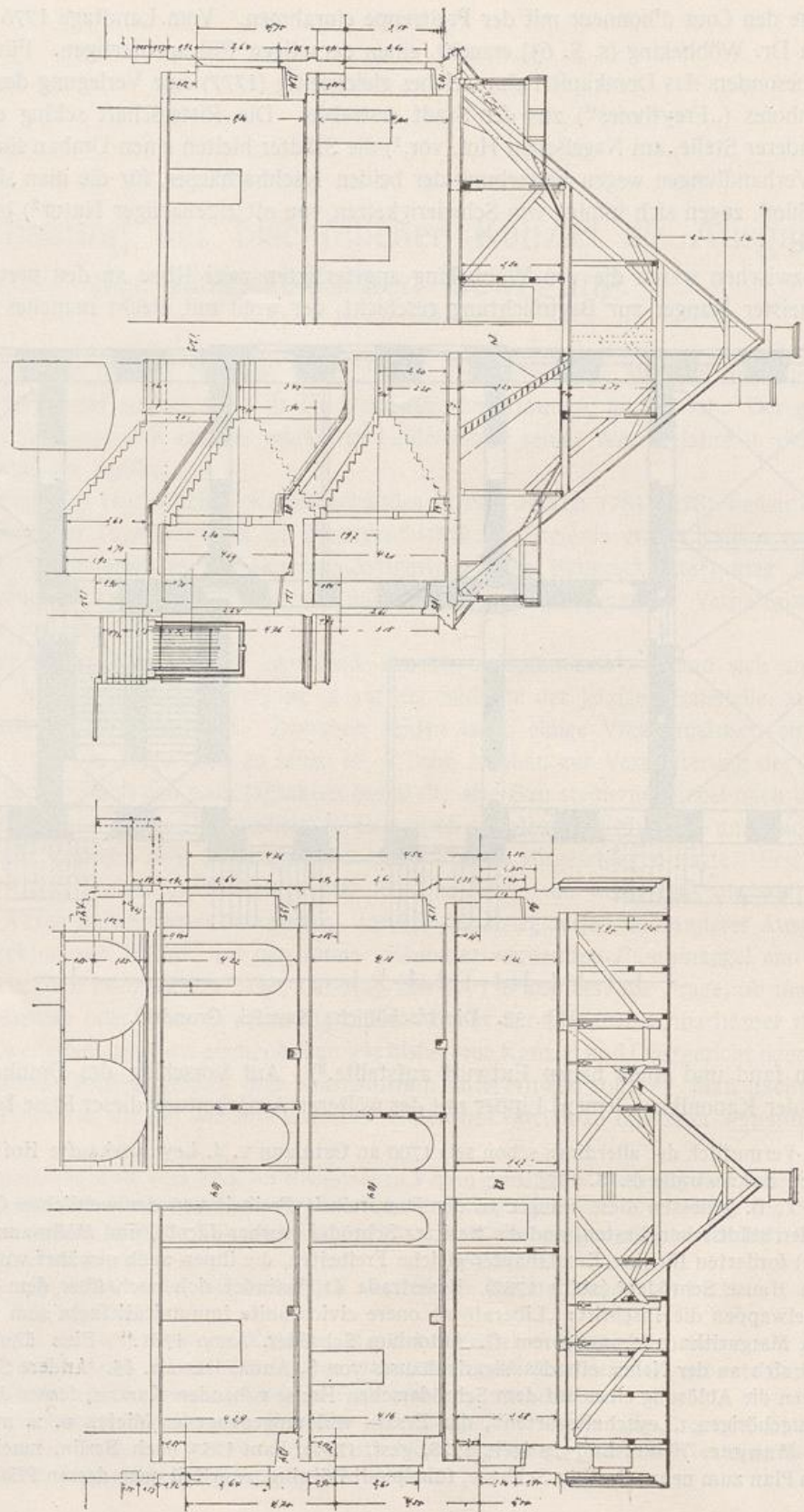
setzen fand und einen neuen Entwurf aufstellte.<sup>3)</sup> Auf Vorschlag des Domkapitels wurde dann der Kanonikus Clemens Lipper mit der weiteren Ausarbeitung dieser Risse beauftragt und

<sup>1)</sup> Vermutlich der allerdings schon seit 1700 an Ostmann v. d. Leye verkaufte Hof derer v. Nagel an der Hakenstraße (s. S. 137).

<sup>2)</sup> Z. B. genossen diese Häuser an der Domfreiheit Freiheit von der weltlichen Gerichtsbarkeit und den städtischen Lasten, und die Besitzer Schröder (vorher Jacobi) und Möllmann (vorher Brörmann) forderten für ihre Ersatzhäuser gleiche Freiheiten, die ihnen auch gewährt wurden. An dem neuen Hause Schröders (starb 1782), Hasestraße 41, befindet sich noch über dem Türsturz mit Doppelwappen die Inschrift: „Liberato ab onere civico unita immunitati facta sum Domus vicaria Santa Margaritha per possorem G. Antonium Schröder. Anno 1781.“ Eine ähnliche Inschrift findet sich an der Nebenseite des Vicarienhauses von S. Anna, Hasestr. 45. Andere Schwierigkeiten bildeten die Ablösung eines auf dem Schröderschen Hause ruhenden Kanons, ferner die Anrechnung der zugehörigen „Leyschaftsgärten“, der Ersatz verlorengegangener Mieten u. a. m.

<sup>3)</sup> Manger, Heinr. Ludwig (geb. 1728, gest. 1789), kam 1753 nach Berlin, machte 1764 einen neuen Plan zum neuen Berliner Schlosse, führte mit Bühring, zum Teil nach dessen Plänen, die Bilder-







stellte danach „verschiedene Risse“ auf. Die dann gewählte Baukommission<sup>1)</sup> trat 1781 (12. März) mit Lipper zur Beratung zusammen und legte den abgeänderten Riß, der noch manche Einwände herausforderte, der Kanzlei vor, damit sie ihn zur Entscheidung an den König sende. Da hierzu ein begleitender Kostenanschlag nötig war, Lipper, als Dilettant, jedoch erklärte, einen solchen nicht aufstellen zu können, so wurde der oberste Baubeamte des Bistums, Schaedler (s. S. 53), damit beauftragt. Die ausführliche Kostenberechnung Schaedlers mit zugehörigem Promemoria ergab, daß die Ausführung des Lipperschen Entwurfes 60—70000 Rtlr. erfordern würde. Damit wurde dieser Riß trotz des Widerspruchs des Domkapitels ausgeschaltet, weil „60—70000 Rtlr. ohne außerordentliche Auflagen,

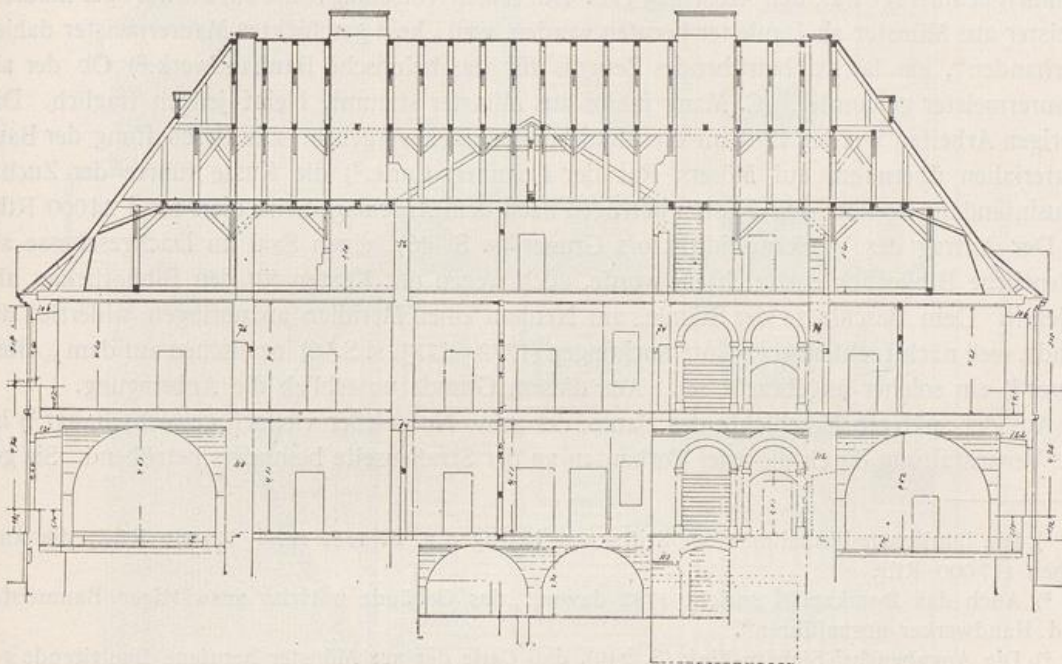


Abb. 34. Längsschnitt durch die bischöfliche Kanzlei.

H

die den Untertanen zur Beschwerde gereichen und ein damit errichtetes Gebäude ihnen, gegen die Absicht nicht zum Denkmal ihres Glückes darstellen würde, nicht aufgebracht

galerie in Sanssouci und in holländischem Geschmack (Backstein mit Sandstein gemischt) das Neue Palais in Potsdam (1763—1766) aus, baute daselbst auch Privathäuser und war schriftstellerisch tätig. Daß man ihn von dem entfernten Osnabrück zuzog, zeugt für ein weitverbreitetes Ansehen. Als Honorar erhielt er 25 Dukaten. Das ist für die damalige Zeit ziemlich viel und erklärt sich durch die Anfertigung eines ganz neuen Entwurfes; denn in dem S. 29 erwähnten Briefe an Nicolai von 1782 schreibt Möser vom „Dikasterialgebäude“, wie er den Kanzleibau nennt, „Herr Manger in Cöln hat einen Riß dazu gemacht“. Statt „in Cöln“ muß es hier wohl „aus Cöln“ heißen.

<sup>1)</sup> Von seiten des Domkapitels wurde der Domprobst v. Weichs, von der Ritterschaft der Landrat Freiherr v. d. Busche, von seiten der Städte Dr. Wöbbeking entsandt, welche demnach für Architektur besonderes Verständnis hatten. Überhaupt ist es besonders bezeichnend für diese Zeit, daß es so viele gebildete Laien gab, die sich theoretisch oder als Dilettant mit Architektur befaßten — eine heutzutage selten gewordene Erscheinung.



werden möge“, während es die Absicht war, „durch solches neuaufzuführende Gebäude ein dauerhaftes Denkmal der dermaligen für das Hochstift so glücklichen Minderjährigkeit des Landesherrn zu stiften, welche dem Hochstifte das Glück verschaffet hat, daß sämtliche während des letzten Krieges kontrahirete Stifts-Schulden ohne einige neue Auflage haben getilget werden können“.<sup>1)</sup> Die Kanzlei ließ daher Januar 1782 durch Schaedler „einen anderweitigen Riß und Anschlag verfertigen, ohne Flügel und ohne inneren Hofraum“, der die Zustimmung der Stände und die Genehmigung des Königs erhielt und nach welchem unter direkter Leitung der Regierung von 1783—1785 die Ausführung erfolgte.

Bezeichnend ist, daß Möser in der maßgebenden Unterredung, die Wöbbeking mit ihm zu nehmen beauftragt war, den Ausschlag gab. Auf seinen Vorschlag sollte ein auswärtiger Maurermeister aus Münster als Bauleiter berufen werden, weil „kein geschickter Maurermeister dahier vorhanden“, ein höchst betrübendes Zeugnis für das heimische Bauhandwerk.<sup>2)</sup> Ob der als Maurermeister genannte J. C. Mang junior aus Münster stammt, bleibt jedoch fraglich. Die übrigen Arbeiten wurden 1783 an die Mindestfordernden vergeben. Die Beschaffung der Baumaterialien übernahm auf Möser's Rat der Lohnherr Carle,<sup>3)</sup> die Kasse führte der Zucht-hausintendant Boniot. Die Kosten betrugen nach dem Anschlage Schaedlers rund 24000 Rtlr.

Der Antrag des Vizekanzleidirektors Gruner (s. S. 46), einen Saal im Dachgeschosse als öffentliche Bibliothek einzurichten, wurde, auch wegen der Kosten für den Bibliothekar, abgelehnt. Dem Beschlusse der Stände, am Neubau einen Meridian anzubringen, widerriet die Stadt, weil nach Lichtenbergs Untersuchungen (1772—1773, s. S. 56) inzwischen auf dem „Alten Tore“<sup>4)</sup> ein solcher angebracht sei. Aus diesem Grunde unterblieb die Anbringung.

Aus der späteren Geschichte des Baues, der seine Nutznießer vielfach gewechselt hat,<sup>5)</sup> ist die Verunstaltung durch die zwei Vorbauten an der Straßenseite besonders betrübend. Sie ge-

<sup>1)</sup> Die jährlichen Einnahmen der Stiftskasse betrugen z. B. 1782 rund 124000 Rtlr., die Ausgaben 117000 Rtlr.

<sup>2)</sup> Auch das Domkapitel spricht 1782 davon, „das Gebäude mittelst auswärtiger Baumeister und Handwerker auszuführen“.

<sup>3)</sup> Die Angaben bei Siebern-Fink (S. 249), daß Carle der aus Münster berufene Bauleitende gewesen sei, trifft nicht zu; denn „Lohnherr“ bedeutet den städtischen Kassensensor. Neben „Carle“ kommt die offenbar entstellte Schreibweise „Kaerl“ vor. Als Zimmermeister wird Tiele genannt, Tischlermeister war Küster (beide auch beim Abbruch des Hegertors tätig). Im übrigen sind, wie das Beispiel Feils zeigt (s. S. 64), viele fremde Handwerker zugezogen.

<sup>4)</sup> Das „Alte Tor“ stand da, wo heute das Haus Große Straße 1 steht, am Neumarkte, und trennte Altstadt und Neustadt. Zeichnung (von Schlechter) befindet sich im Museum. Eine besondere Eigentümlichkeit besaß es in dem „Jahnupp“, einem hölzernen Menschenkopf auf dem Uhrzifferblatte, der um 12 Uhr bei jedem Schlage den Mund öffnete und schloß. Nach Abbruch des Alten Tors (1817) wanderte er an das Hasetor, nach Abbruch dieses (1853) kam er später ins Museum.

<sup>5)</sup> Nach der Säkularisation diente es der Justizverwaltung, auch behielt die Ritterschaft hier ihr Archiv und einen Versammlungsraum. 1852, als sich Verwaltung und Justiz in Hannover trennte, wurde das neu gegründete „Obergericht“ (dem heutigen Landgericht vergleichbar) hineingelegt und das ritterschaftliche Archiv im Schlosse, später nach 1866 auf Barenau untergebracht. Nach Errichtung des neuen Justizgebäudes am Neumarkte (1879) siedelte das Obergericht dahin über und die Kanzlei erhielt dafür die Geschäftsräume des evangelischen und des katholischen Konsistoriums, zeitweilig auch Klassen des Ratsgymnasiums. Nach Aufhebung der erstgenannten (1885) wurde eine Abteilung der Katasterverwaltung und die Regierungshauptkasse (vorher Breiter Gang 4) in den Bau gelegt, bis sie mit den anderweitig untergebrachten Diensträumen der Regierung 1896 in den Neubau am Kanzlerwall verlegt werden konnte. Hiernach erwarb der Bischöfliche Stuhl das Gebäude und führte es seiner ursprünglichen Bestimmung als Kanzlei, wenngleich in ganz anderem Sinne, wieder zu und wird hoffentlich die entstellenden Vorbauten wieder beseitigen.



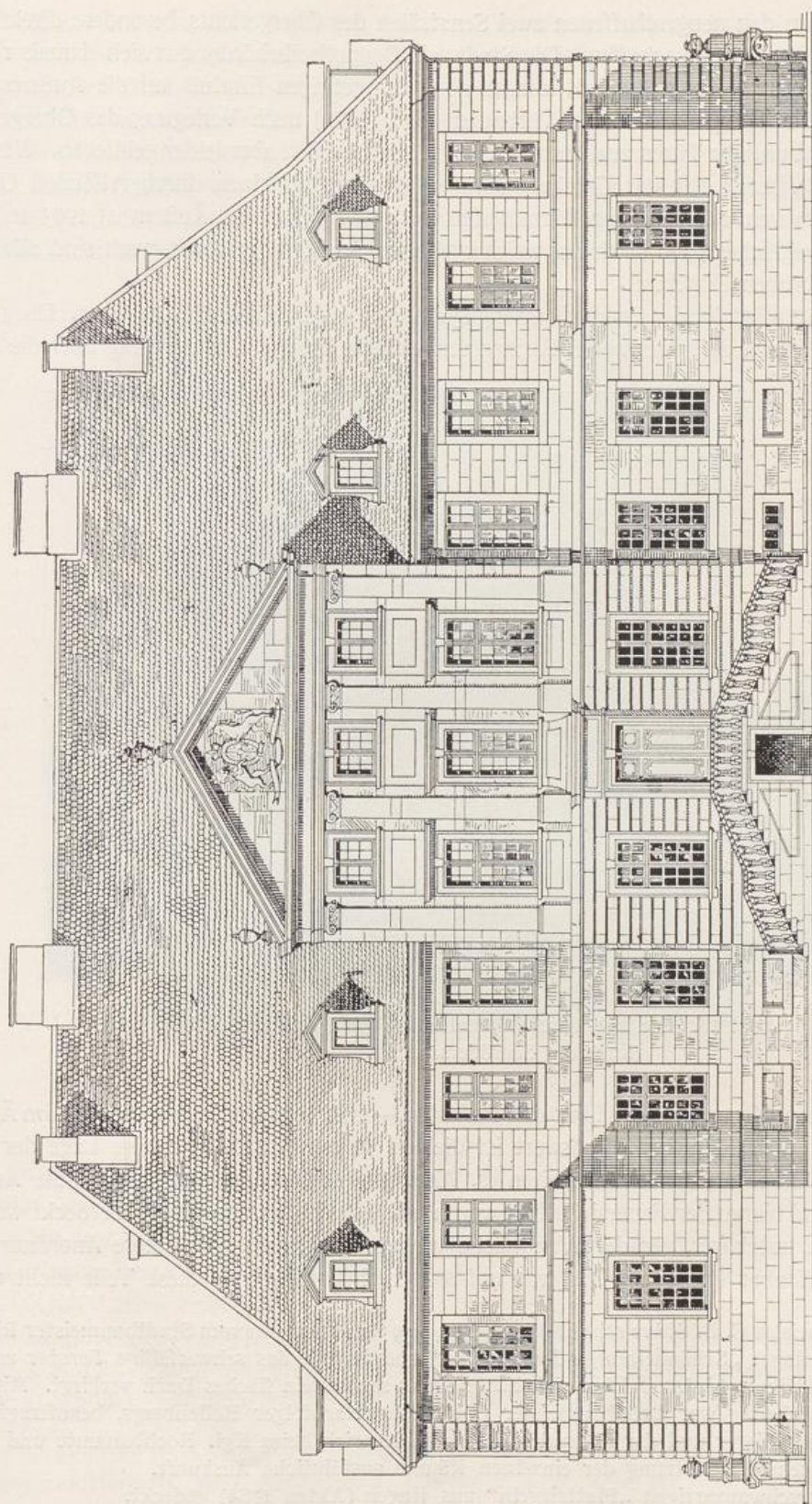


Abb. 35. Die bischöfliche Kanzlei, Hasestraße 40 A.

1785

S



schah 1851, um den neugeschaffenen zwei Senatsälen des Obergerichts besondere direkte Zugänge für die Zuhörer zu schaffen. Die Stadt, als Baupolizeibehörde, hat sich damals redlich gegen diese Verunstaltung gewehrt, konnte aber nur geringen Einfluß auf die Außenansicht ausüben.<sup>1)</sup> Die Treppen zu diesen Vorbauten sind (1879) nach Verlegung des Obergerichts wieder entfernt und die Türen zugemauert, die Vorbauten selbst aber leider geblieben. Während der letzten Besitzzeit hat das Gebäude dann 1897 nochmals einen durchgreifenden Umbau des Innern erfahren, der von alten Einzelheiten wenig übrig ließ. Im Äußern ist 1903 an Stelle des alten Ziegeldaches<sup>2)</sup> ein Dach aus weithergeholten Schiefeln getreten, auch sind allerhand störende Dachluken eingebaut.

Wie Abb. 32 zeigt, ist der Grundriß streng symmetrisch zur Mittelachse gebildet. Die einzige Unsymmetrie durch die in schweren Formen unterwölbte Treppe — mit schräg über die Läufe



1785 Abb. 36. Die bischöfliche Kanzlei mit den entstellenden Vorbauten (links das Schrödersche Vikarienhaus).

gelegten Tonnen, Kreuzgewölben über den Podesten — tritt sehr bezeichnenderweise im Äußern nicht hervor. Besonders bemerkenswert ist die um 52 cm (3 Stufen) tiefere Lage der langgestreckten Räume an den Schmalseiten (s. Abb. 33—34), welche ursprünglich die Archive aufnahmen und hierzu der Feuersicherheit wegen mit je drei Kreuzgewölben überdeckt wurden. Was dabei an nutzbarer, gerader Wandfläche verloren ging, sollte die tiefere Anordnung des Fußbodens offenbar ersetzen. Das war um so gerechtfertigter, als diese Teile nicht unter-

<sup>1)</sup> Bürgermeister C. B. Stüve schrieb klagend an den Rand, der ihm vom Stadtbaumeister Richard gemachten Vorlage: „Schönheiten sind das nicht“ und tadelte das schwerfällige Fenster und die „prästigiöse Attika“, hinter welcher sich heute etwas sinnlos ein flaches Dach verbirgt. Mit Entwurf und Ausführung war Landbaumeister Doeltz, der Nachfolger Hollenbergs, beauftragt. Die Zeichnungen aus dieser und der folgenden Zeit befinden sich beim Kgl. Hochbauamt und geben über die wechselnde Benutzung der einzelnen Räume ausführliche Auskunft.

<sup>2)</sup> Mit biberschwanzartigen „Plattziegeln“ aus Hagen (Akten 1784) gedeckt.



kellert sind, wenn auch der hohe Sockel im Äußern durchgeht; dies sowie die „blinden“ Kellerfenster und die fürs Äußere versteckte Lage der Treppe zeigen, welchen Wert man auf Regelmäßigkeit der Fassaden legte. Ein Keller liegt nur unter der Freitreppe — hier mit Zugang — und dem Flur. Im Obergeschosse, wo sich Kanzlei und Obergericht befanden, wiederholt sich der untere Grundriß, nur sind Zwischenwände über den beiden Archiven gezogen.

Das Äußere (s. Abb. 35—37) zeigt die neuen Formen noch in der etwas steifen, schüchternen Weise des Louis-Seize, die im Schmuck sehr sparsam ist. Die freien Formen der herausgedrehten Schnecken der ionischen Kapitäle des Mittelbaues erinnern an barocke Bildungen. Auch



1785 Abb. 37. Die bischöfliche Kanzlei, Mittelbau  
(im Hintergrunde die Domtürme).

sonst finden sich noch manche Anklänge an den Barock, so in den Gewändeprofilen der Eingangstür, über welcher zur Erinnerung an die geschilderte glückliche Minderjährigkeit des Fürsten die Inschrift steht: *Friederico Duce Ebor. (acensi) et Alb. (aniae) Ep. (iscopo) Osnabr. (ugensi) Duce Brunsv. (igensi) et Lun. (eburgensi) Optimo Principe Feliciter, Regnante MDCCLXXXV Aere Publ.(ico).*<sup>1)</sup>

Das hannoversche Wappen im Giebel hat nach Wagners Angabe der Bildhauer Feil angefertigt (s. S. 64). Einige Steinmetzzeichen finden sich in der Baubeschreibung des Inventarwerkes abgebildet, auf welche zur Ergänzung des Vorstehenden verwiesen wird.

<sup>1)</sup> Eine ähnliche Inschrift befindet sich unter dem 1838 von H. Schulz gemalten Bilde Friedrichs im Iburger Rittersaale (unter Abb. 3, s. a. Jänecke a. a. O. Abb. 35).



## Größere Wohnhäuser im neuen Stile.

Als eine besonders glückliche Fügung für die weitere formale Entwicklung muß man es ansehen, daß am Anfange der Epoche eine so klare, bei aller Monumentalität schlichte Fassadenbildung steht wie der Kanzleibau. Sie enthält bereits alle Motive, deren Wiederholung und Fortentwicklung bei den Wohnhäusern der Folgezeit Baumeister und Bauherrn beschäftigte: drei Geschosse, von denen das mittlere die größte Höhe hat, das oberste mit mezzaninartiger Ausbildung am niedrigsten ist, letztere beide gewöhnlich durch Lisenen zusammengezogen, während das Erdgeschoß als Sockel wirkt, ferner vorgezogener dreiachsiger, durch Pilasterordnung gegliederter und mit Flachgiebel gekrönter Mittelteil, einfacher behandelte Seitenteile mit Lisenenquaderung an den Ecken, ein steiles Dach als wirkungsvoller Hintergrund der Fassaden, reich umrahmte Tür, mit dem Oberfenster zusammengezogen, Füllungen in den Brüstungen der Fenster, letztere mit Sandsteingewänden schlicht, seltener profiliert umrahmt, dazu die eigentlich schmückenden Formen an Vasen, hängenden Tüchern und Kränzen, Rosetten, Tropfen, Blattfriesen (z. B. an den beiden Pumpen, s. Abb. 142 u. 141) u. a. m.

Weniger konnte der für so besondere Zwecke ausgedachte Grundriß von Folgen sein, dazu waren auch die einzelnen Baufälle, die sich vom wenig eingreifenden Umbau bis zum völligen Neubau bewegen, zu verschieden. Letztere bilden nach wie vor die selteneren Beispiele. Der Umbau mit vorgesetzter neuer Fassade ist das Gewöhnliche. Das Raumbedürfnis der reich gewordenen Osnabrücker Kaufleute, deren Wohnhäuser zugleich Geschäftshäuser waren, erweist sich als ziemlich umfangreich. Die Lager- und Geschäftsräume mit dem „Kontor“ werden in das Untergeschoß verlegt, wo auch wegen der Nähe des Kellers die Küche und Nebenräume sowie das Eßzimmer und einige Wohnzimmer Platz finden. Auch fehlt es nach wie vor nicht an gänzlich dunklen oder nur matt durch indirektes Licht (Flurfenster) erhellten Kammern. Im oberen Geschoß wohnt die Familie, manchmal auch das Gesinde, soweit dies nicht in ein mezzaninartiges Dachgeschoß oder das besondere „Beihaus“ verwiesen werden kann. Außer mehreren Stuben, der großen Schlafkammer und verschiedenen kleineren einfensterigen „Kabinetten“ tritt „der große Saal“ als besonders eigenartiges Bedürfnis der damaligen Geselligkeit hervor, die — im Gegensatz zu heute — sich noch ganz im Hause, gewöhnlich an den Sonntagabenden, abspielte. Dieser Saal der größeren Häuser, in der Regel in die Mitte der „bel-étage“ verlegt, erhält eine Breite von 5—7 m bei einer Länge von 7—10 m. Er wird gewöhnlich durch drei Fenster erhellt und gibt mit diesen im Äußeren das Hauptmotiv ab, welches die Fassade gliedert, was meistens durch ein schwach vortretendes Mittelrisalit mit Flachgiebel geschieht. Daneben kommt eine Lösung vor, welche den Saal äußerlich nicht hervorhebt und nur die Mittelachse als solche mehr oder weniger eindringlich betont, wie das Schwartzesche oder Langesche Haus (s. Abb. 54 u. 60). Der wagerechten Reihenentwicklung der Fenster und Gesimse wird so durch ein in die Mitte geschobenes senkrechtliches Glied das erwünschte Gegensatzmotiv gegeben.

So finden wir die so ruhig wirkende geschlossene rechteckige Kastenform in Grund-



und Aufriß. Weit vor- und zurückspringende, höhere und niedrigere Teile, die sich aus der geschlossenen Masse allzu selbständig ablösen und leicht unruhig wirken könnten, werden vermieden, und zwar um so mehr, je kleiner der Bau ist. Eine größere Anlage verträgt solche Unregelmäßigkeiten schon eher. Damit das Äußere nicht öde wirkt, bedarf es der Teilungen in Breite und Höhe. Die Erfahrung von Jahrtausenden hatte die symmetrisch zur Mittelachse geordnete Breitengliederung als die vollendetste, dauernd befriedigende Lösung ergeben. So sehen wir die unbeschränkte Herrschaft dieser Mittelachse, nach der sich alles gruppiert und ordnet. Hier ist der gegebene Sammelpunkt für die eigentlich schmückenden Formen, aber sie werden nicht als etwas Fremdes hinzugefügt, sondern in dem Schmuck der Seitenteile leise vorbereitet. Das Motiv der Steigerung der Wirkung nach der Mitte zu, wird bis ins Feinste durchgebildet, am vollendetsten wohl an der Hirschapotheke. Daneben hat man zur Belebung das Motiv des Gegensatzes. Die schlanke Pilasterordnung erscheint um so schlanker, je untersetzter das Sockelgeschoß ist, auf dem sie steht. Die wagerechte Reihe der Fenster wird um so auffallender, wenn sie in der Mitte (Haus Lange, s. Abb. 54) oder an den Seiten (Haus Wessell, s. Abb. 50) durch ein senkrecht gegliedertes Risalit jäh unterbrochen wird. Mit diesen und anderen wenigen, aber erprobten Motiven der äußeren architektonischen Gestaltung arbeitet man in zahllosen immer wieder reizvollen Abwechslungen.

Selbstverständlich bewohnte jede Familie ein Haus für sich. Bei einer Volksmenge von rund 6000 Einwohnern (1775) war es auch noch nicht nötig, daß sich mehrere Familien in ein Haus teilten. Erst mit dem Anwachsen der Bevölkerung kam das Abvermieten einiger Räume an Einzelpersonen (Offiziere, Schüler, Kommis) auf,<sup>1)</sup> das eigentliche Miethaus tritt jedoch erst nach 1870 auf.<sup>2)</sup> Doch ist bis in die neueste Zeit erfreulicherweise die stärkste Vorliebe dem Einzelhause geblieben. Auch den weniger Bemittelten sucht es der von der Stadtverwaltung unterstützte, rührige „Gemeinnützige Bauverein“ nach Möglichkeit zu erhalten. Freilich ließe sich von privater und amtlicher Seite gegen das immer mehr sich vordrängende vielstöckige Mietshaus wohl noch erfolgreicher ankämpfen.<sup>3)</sup>

Eine Gruppierung der klassizistischen Wohnhäuser, nach den Grundrissen geordnet, erscheint schwierig und zur übersichtlichen Betrachtung wenig angezeigt, weil die Grundrisse bei dem häufigen Stehenbleiben oder Umbauen alter Bauteile recht verschiedenartig ausgefallen sind. Gewisse Grundsätze beim Entwerfen ganz neuer Grundrisse sind natürlich leicht erkennbar. Immerhin bleibt auch den völligen Neuschöpfungen dieser Zeit der Charakter als „Fassadenbaustil“ so deutlich aufgeprägt (in vielen Fällen markiert die Fassade z. B. größere Stockwerkhöhen als der alte Bau dahinter), daß eine Einteilung nach der Größe und Bedeutung sowie den Hauptmotiven des äußeren Aufbaues mehr typische und leichter übersehbare Ähnlichkeiten ergibt.

<sup>1)</sup> Nachdem in preußischer Zeit nach 1866 die Stadt mehr Beamte und Offiziere erhielt, wurde zunächst das Abvermieten einzelner Zimmer noch mehr gebräuchlich. Derartige Wohnungen in den besseren Häusern waren sehr gesucht und gingen nach dem Fortzuge des einen Mieters meistens direkt an seinen Nachfolger über.

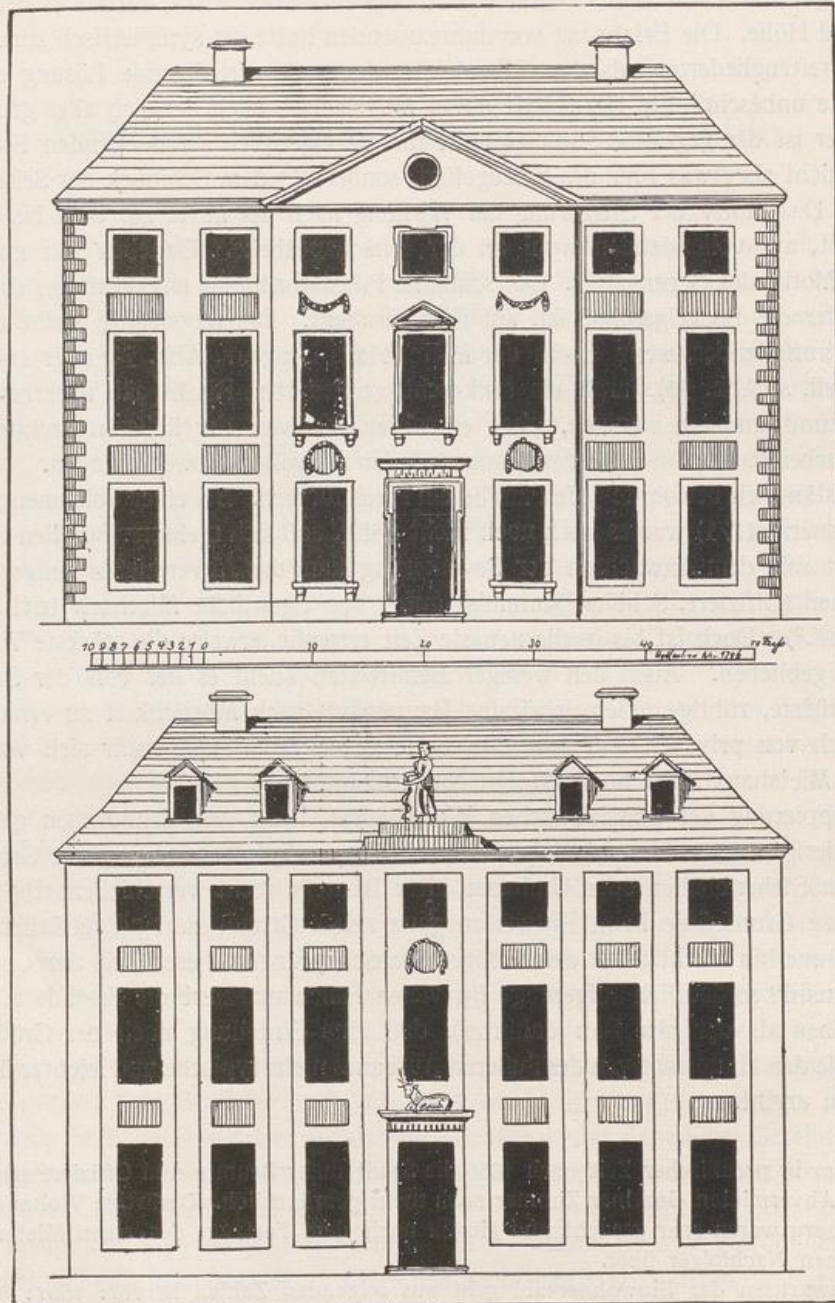
<sup>2)</sup> Das Anwachsen der Einwohnerzahl geht aus folgenden Zahlen hervor: 1801: 8564 Einw., 1812: 9229 Einw., 1852: 13718 Einw., 1868: 19579 Einw., 1880: 32817 Einw., 1890: 39929 Einw., 1895: 45137 Einw., 1900: 51571 Einw., 1902: 55188 Einw., 1905: 59580 Einw., 1910: 65957 Einw. Nach der bevorstehenden Eingemeindung von Schinkel und Nahne wird Osnabrück in einigen Jahren die 100000 erreichen und in die Reihe der kleineren Großstädte eintreten.

<sup>3)</sup> Mittel und Wege dazu hat u. a. Dipl.-Ing. Drönewolf in seinem Vortrage über „Mietskaserne und Eigenheim“ im Dürerbunde angegeben (24. April 1913). Das Nähere hierüber enthalten die Osnabrücker Zeitungsberichte vom 25. April 1913, die eine Reihe ähnlicher Vorschläge zeitigten.



## 1. Beispiele mit Flachgiebeln.

Das Haus, welches dem in der Kanzlei gegebenen Fassadentypus am nächsten kommt, ist die Hirschapotheke Große Straße 46/47. Aus der Doppelnummer ersieht man, daß es



1796 Abb. 38. Die ersten Skizzen Hollenbergs zur Hirschapotheke.

Sitte wurde, zur Gewinnung größerer Fassadenbreiten zwei Grundstücke zusammenzuziehen. Auch sie ist auf den Grundmauern eines älteren Baues, der auch bereits Apotheke war, errichtet,<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Nach dem ersten „rohen Entwurf“ und dem folgenden „Brouillon“ Hollenbergs sind die Umfassungsmauern an den beiden Straßenseiten die alten geblieben, an der Hofseite ist der Wohnungs-



und zwar von dem Apotheker Johann Friedrich Meyer (1750—1829) in den Jahren 1797/1798. Entwurf und Bauleitung geschah durch Hollenberg.<sup>1)</sup>

Seine Größe, mehr noch seine edlen Verhältnisse und die abgewogene Feinheit der Einzelformen rechtfertigen zur Genüge, daß dieser Bau hier an erster Stelle genannt wird. Bezeich-

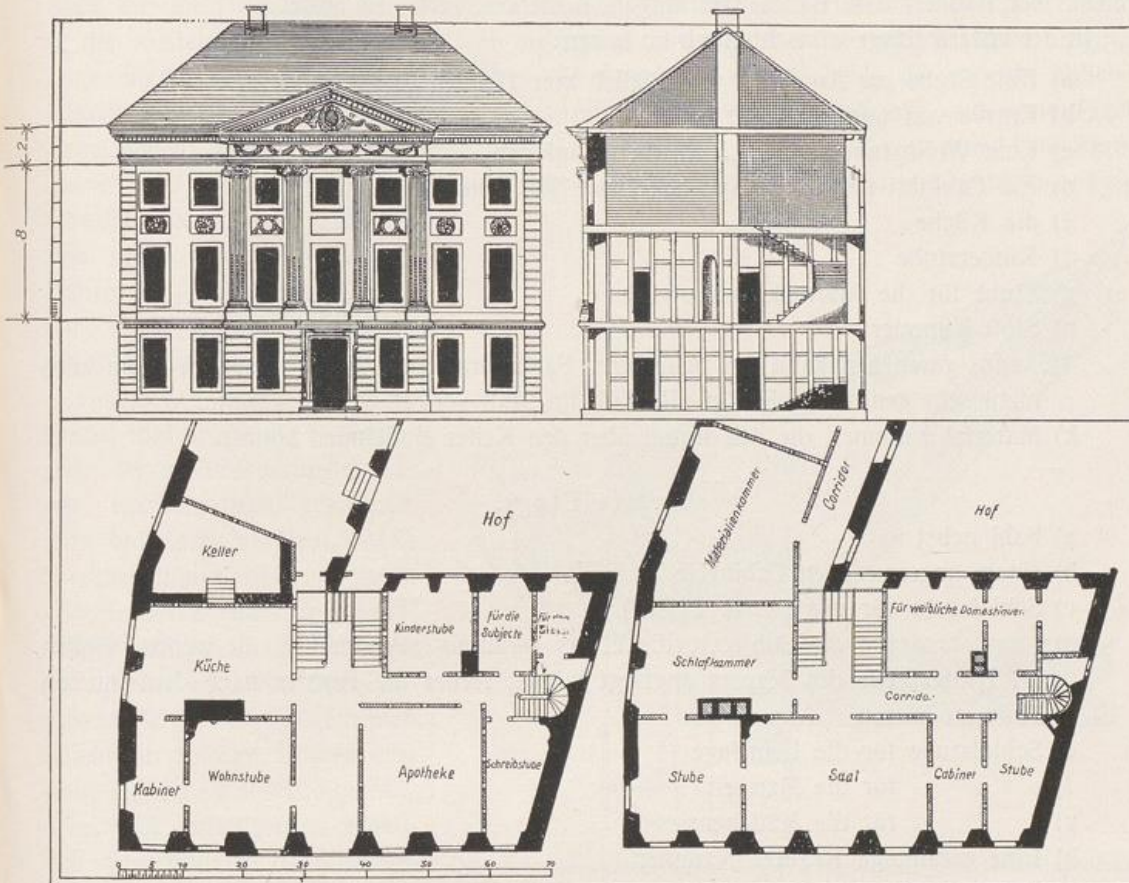


Abb. 39. Ältere Zeichnungen von der Hirschapotheke.

nend für den gesunden Sinn bei Ausbildung von Eckhäusern ist, daß der Grundriß nicht nach dem Diagonalschema heutiger Eckhäuser, sondern unter Beibehaltung des so charaktervoll wirken-

flügel erheblich weniger tief geworden als vorher. Nach Wagner (a. a. O. S. 11) war die hohe Apotheke der älteren Zeit ein Prachtgebäude und „strotzte von unten bis zum obersten Giebel von Zieraten (der Überlieferung nach aus Stein), allein der Zahn der Zeit hatte schon tüchtig daran genagt und die kleinen Fenster und niedrigen Geschosse waren nicht mehr zeitgemäß“ [!]. Am Nebenhaus in der Herrenteichstraße befanden sich „einige schöne Zieraten in Stein ausgehauen“. Die Hirschapotheke ist die älteste der Stadt. Die Löwenapotheke am Markte (s. Abb. 55) entstand später, ebenso die Mohrenapotheke in der Neustadt (s. Abb. 58). Als erster Besitzer der Hirschapotheke wird Barthol. Meuschen (gest. 1566) genannt, dessen Bestallung von 1545 datiert. Durch Erbschaft ging sie 1622 in die Hände von Wilhelm Schwartze, 1647 von Johann Gottfried über, und letztere Familie Gottfried vererbte sie 1737 dem Joh. Friedr. Meyer, dessen Enkel der Erbauer von 1797 ist. Über die alten bürgerlichen, städtischen Patrizierfamilien geben die 1769 bei Kießling gedruckten „Genealogischen Tabellen“ von F. G. Lottmann einige Auskunft.

<sup>1)</sup> Diese Angaben schöpfte der Verfasser aus den zahlreichen, musterhaft geordneten alten Bauakten und Zeichnungen des heutigen Besitzers.



den scharfen rechten Winkels an der Ecke wie jedes andere Reihnhaus ausgebildet ist. Eine schwach bogenförmige Linie führt in natürlichster Weise in die gewundene enge Herrenteichstraße hinein.<sup>1)</sup>

Für das damalige Wohnbedürfnis ist das noch vorhandene schriftliche Bauprogramm, welches der Bauherr dem Baumeister aufgab, bemerkenswert. Es lautet:

„In der untern Etage wünschten wir zu haben:

- a) Eine Stube zur Apotheke wo möglich von 22 oder 20 Fuß ins Gevierte
- b) Entrée von wenigstens 12 Fuß breit
- c) Eine Wohnstube von angemessenen Umfange
- d) Ein Cabinett neben der Apotheke nach Hn. Abekens<sup>2)</sup> Seite
- e) die Küche
- f) Kinderstube
- g) Stube für die Apotheke zu arbeiten
- h) Stoß Kammer
- i). wenns geschehen kann ein besonderer Packraum, doch dürfte man sich darin auch nicht sehr geniren, indem er allenfalls im Stall verlegt werden könnte.
- k) Material Kammer, die den Raum über den Keller einnehmen könnte.

#### Zweite Etage.

- a) Sahl nebst
- b) einem angemessenen Cabinette
- c) Schlafstube für uns (sc. d. Eltern)
- d) „ für die Subjecte, die etwas geräumig seyn müßte, die wenns möglich im Hintertheile des Hauses angelegt würde, ferner die Fenster nach dem inneren Hofe zu hätten
- e) Schlafstube für die Lehrlinge
- f) „ für die Mamsell
- g) „ für die Mädchens
- h) Eine geräumige Kräuter Kammer
- i) Polter Kammer
- k) Eine Kammer als Behälter für Schachteln, Gläser, Töpfe etc. etc.

#### Dritte Etage

- a) Eine Kammer zu Bücher und Naturalien

Auch könnte hierauf wenn es bei No. 2 an Raum gebräche, i et k angelegt werden, aller übrige Raum kann, als zum Austrocknen der Vegetabilien höchst nöthig nichts mehr abgeben.“

<sup>1)</sup> Aus Verkehrsrücksichten mußte der Bauherr etwas Grund und Boden an der Ecke zur Verbreiterung der hier noch enger werdenden Gasse an die Stadt abtreten, ein Vorgang, der sich beim Umbau von 1907 insofern wiederholte, als damals hier, wo die Gasse nur 6 m breit ist, als Bürgersteig ein Laubengang gefordert wurde, für dessen teilweise Überbauung eine jährliche Gebühr an die Stadt zu entrichten ist. Auf das Vorbildliche dieses Vorgangs ist besonders hinzuweisen.

<sup>2)</sup> Mit dem Nachbar und Vetter Johann Wilhelm Abeken, der im ehemals Brüggemannschen Nachbarhause wohnte (s. Abb. 11), führte Meyer trotz der unmittelbaren Nachbarschaft einen fortgesetzten höflichen Schriftverkehr über allerhand Grenz- und Abtretungsfragen, Servitute u. dgl., der bei seiner peinlichen Genauigkeit, auch in Nebensachen, von dem Geiste einer damaligen Kleinstadt ein höchst ergötzliches Bild abgibt. Auch von dem Schriftwechsel Abeken-Früchte über ähnliche Grenzfragen ist einiges erhalten (bei Meyer).



Abb. 39 zeigt, wie Hollenberg diesem Raumbedürfnisse im Grundrisse gerecht geworden ist, indem er in einfachster Weise die Treppe in den Winkel des Hauses an die Hofseite schob, wobei der darauf zuführende Flur in der beliebten Mittelachse der Straßenfront angeordnet werden konnte. Diese Lösung kann als für diese Zeit typisch angesehen werden, wie z. B. ein Blick auf die Grundrisse des nach dem Brande von 1787 neu erbauten Neuruppin zeigt.<sup>1)</sup> In der Ausbildung des Äußern hat er anfangs geschwankt, wie die hinterlassenen Originalzeichnungen vom Jahre 1796 (s. Abb. 38) beweisen, welche beide der damals üblichen Fassadenteilungen: mit schmalerm und breiterem Mittelrisalit und mit und ohne Flachgiebel geben. Die untere Zeichnung, als „erster Entwurf“ bezeichnet, wird unter Einwirkung des um 1790 gebauten Schwartzeschen Hauses (s. Abb. 60) entstanden sein, die bekrönende Figur hält den Äskulapstab. Abb. 39, eine spätere, nicht mehr von Hollenberg herrührende Zeichnung,<sup>2)</sup> stellt die schließlich gewählte Ausführung dar.

Hollenberg führte die Bauleitung und prüfte die Rechnungen. Mit Preisforderungen war sein mathematisch geschulter Sinn besonders vertraut.<sup>3)</sup> Die Werkzeichnung Abb. 40 vom Hauptgesimse rührt der Handschrift nach nicht von ihm her. Sie stammt wohl von dem Zimmermeister.<sup>4)</sup> Im allgemeinen scheint in solchen Dingen eine weitgehendere selbständige Mitarbeit der damaligen so gründlich ausgebildeten Handwerksmeister stattgefunden zu haben.

Von besonderem Werte ist die künstlerische Mitwirkung des Bildhauers Wessell (s. S. 65) an dem vortrefflich durchgebildeten und mit feiner Steigerung nach der Mitte zu verteilten Schmuck der Fassade. Die erhaltene Rechnung stellt den Anteil Wessells genau fest. Sie lautet:

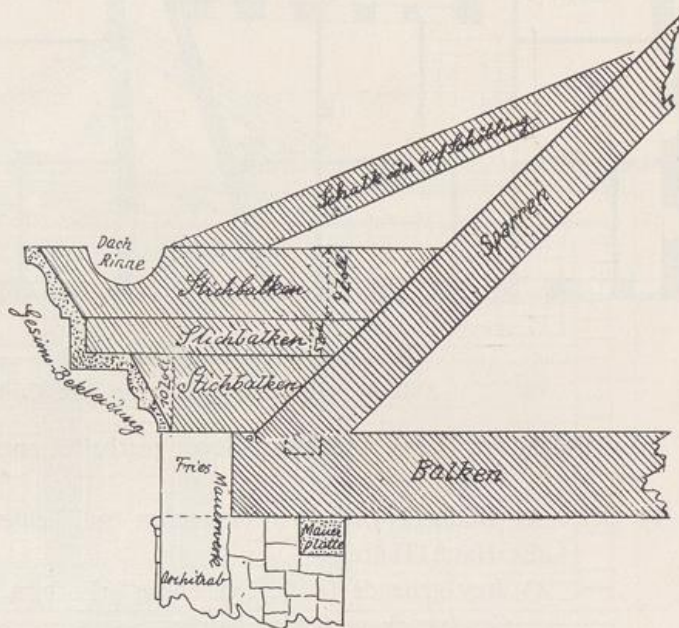


Abb. 40. Werkzeugzeichnung des Dachgesimses der Hirschapotheke.

<sup>1)</sup> s. den lehrreichen Aufsatz von Brinkmann-Karlsruhe: „Aufbau der Stadt Neuruppin nach dem Brande 1787“ in der Zeitschrift des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine v. 12. 7. 1913 ff. (Haus Protzen u. a.). Die Stadt wurde von dem Bauinspektor Brasch wieder aufgebaut, unter Oberleitung des Oberbau-Departements in Berlin, dem u. a. der S. 64 genannte Berson angehörte, der sich auch hier besonders um den Außenanstrich der Häuser kümmerte.

<sup>2)</sup> Die Zeichnung zeigt an den Ecken der Linien die Spuren von Stecknadelöchern, wodurch damals die Vervielfältigung geschah — ein gegenüber der heutigen Lichtpaustechnik recht mühsames Verfahren. Von dieser Zeichnung ist ein mit allerhand phantastischen Figuren am Giebel aufgeputztes Duplikat, unterzeichnet von F. C. Eichhorn 1822 (s. S. 64) vorhanden.

<sup>3)</sup> Der Kostenanschlag schloß mit 9344 Reichstalern ab. Auch hier fällt die Billigkeit gegenüber heutigen Verhältnissen auf, wobei der höhere Wert des Geldes zu beachten bleibt.

4) Als ausführende Handwerksmeister werden genannt: Maurermeister A. Behrens, welcher auch die Sandsteinarbeiten ausführte, Zimmermeister Joh. Friedr. Schultze, Tischlermeister Tewes, Glasermeister G. Rohmann. Die heute noch bestehende Firma G. Henrici (s. S. 50) lieferte Ofenröhren und sonstige Eisenteile, desgleichen Peter Müller und Witwe Berghers, Kalk Joh. Henr. Schleddehaus.



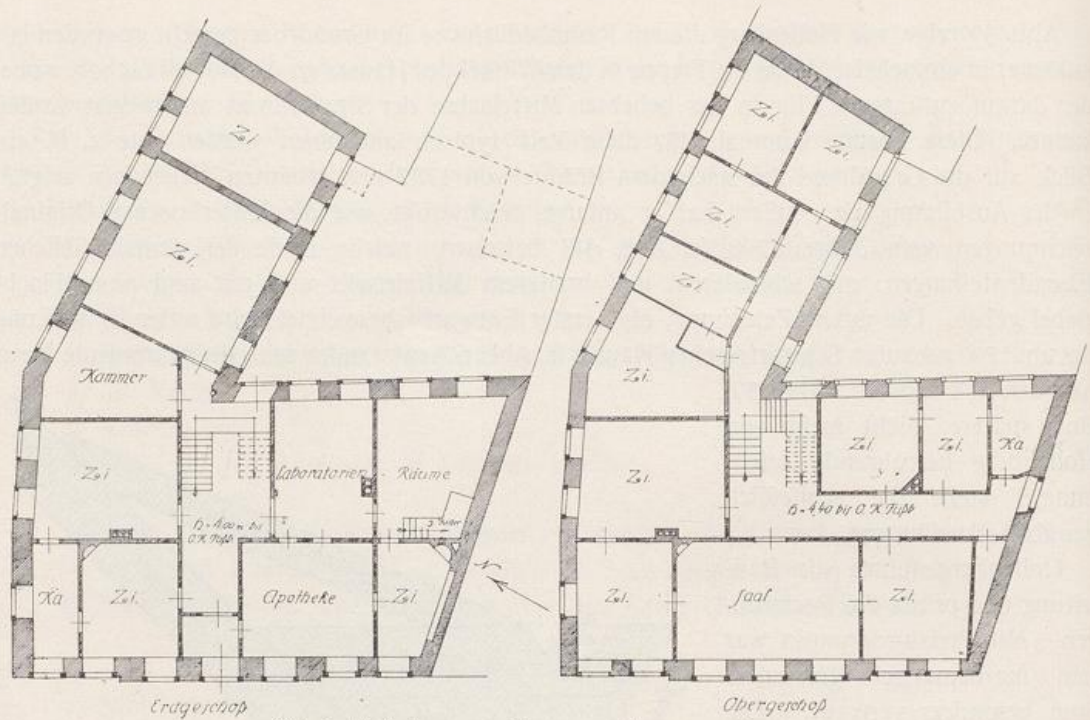


Abb. 41. Hirschapotheke vor dem Umbau von 1907.\*

J

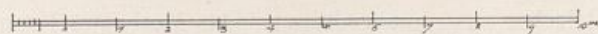
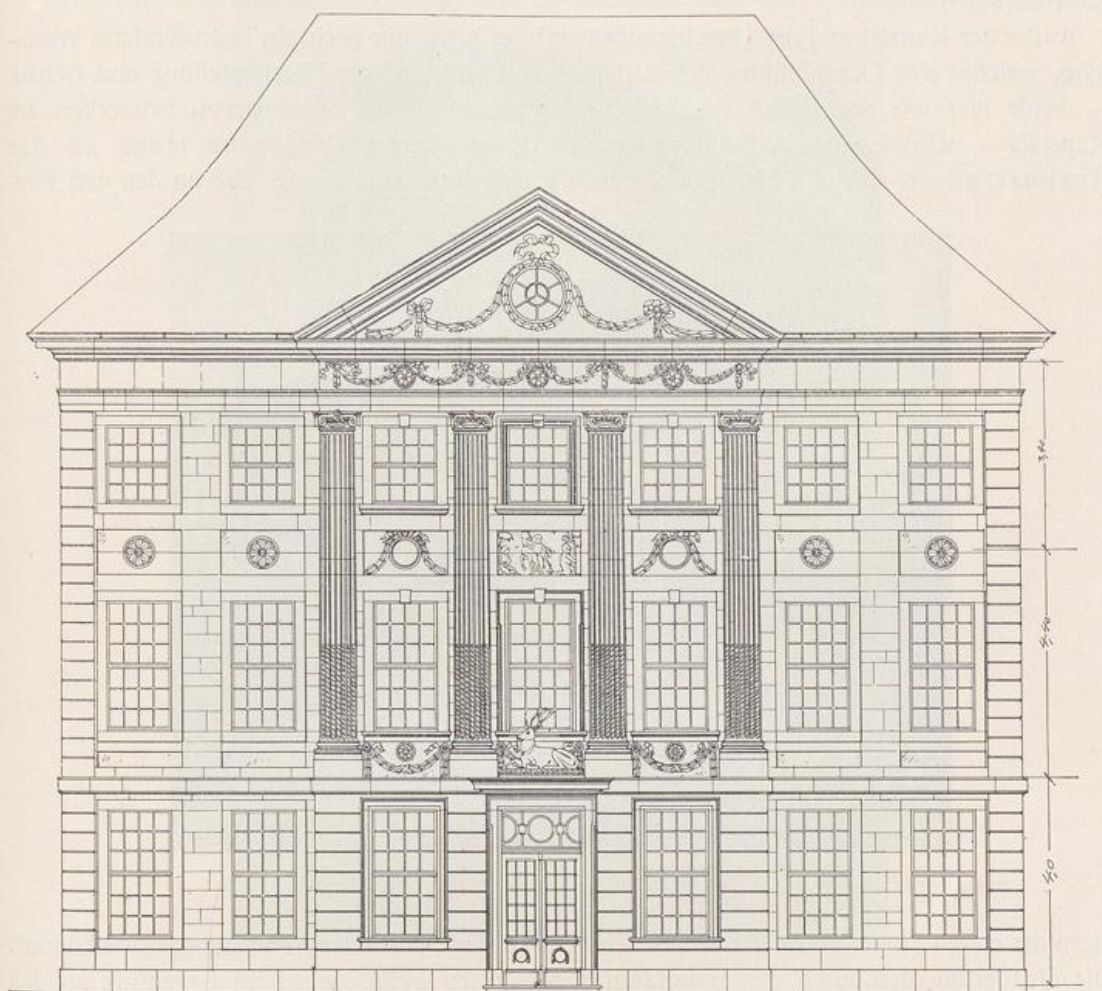
„Auf Befehl des Herrn Apothecar Meyer gearbeitet an sein neugebautes Haus wie folgt:  
1797

d. 11. Dez.	An Bildhauer Arbeit in Oeseschen (soll heißen „Oesedeschen“) Stein über die Haus Thüre:	Rthr.
	1) drey gehende (d. h. „gehenkte“) Lorbirn Blatter, nach den Antiquen Geschmack verfertigt beträgt . . . . .	45
	an der zweyten Etage	
	2) Ein Bahsrelieve (soll „Relief“ heißen) der drey Reichen der Natur vorstellt, das erste Kind beschäftigt sich mit Mineralien, das zweite mit Gethiren, das dritte mit Pflantzen, beträgt . . . . .	50
	3) Zwey Girlanden von Lorbirn Blättern, an beiden Seiten des Bahsrelive, mit den schlichten Scheiben, in der Mitte der Brüstung . . . . .	20
	4) den vier großen Rosetten in der nehmlichen Linie des Bahsrelive . . . . .	32
	5) vier jonische Capitelen im Fris . . . . .	40
	6) Girlanden von Eichen Blättern 36 laufende Fuß und 3 Rosetten <sup>1)</sup> . . . . .	60
		247
	auf Abschlag habe erhalten	150
Osnabrück		97
d. 4. Januariy 1798	Gerhard Georg Wessell Bildhauer.“	

<sup>1)</sup> Der Giebelschmuck in ähnlichen Girlandenformen stammt sicher auch von Wessell, welcher übrigens mit der Rechtschreibung auf gespanntem Fuße stand; der Hirsch war in derselben Gestalt schon am alten Renaissancebau aus Holz geschnitzt vorhanden, Mitte des 19. Jahrh. wurde er, von Kupferschmied Holstein in Kupfer getrieben, erneuert.



Es kann hiernach angenommen werden, daß Hollenberg, von welchem auch die Ideen und Skizzen zu Wessells Arbeiten stammen werden, alles hier nicht Genannte an Einzelformen (Säulen, Gesimse u. dgl.) selbst zeichnete. Da seine Tätigkeit als Architekt dieses Neubaues aktenmäßig feststeht, so sind, um weitere Werke von ihm ausfindig zu machen, immer zunächst die Formen der Hirschapotheke zum Stilvergleiche heranzuziehen.<sup>1)</sup> Besonders scheint



1797

Abb. 42. Hirschapotheke, Großstraße 46/47.

J

die Vorliebe der Osnabrücker für die ionische Säulenordnung auf Hollenberg zurückzuführen sein.<sup>2)</sup> Ebenso ist der hier sicher von Wessell stammende ornamentale und figürliche Schmuck maßgebend beim Suchen weiterer Arbeiten desselben Bildhauers.

<sup>1)</sup> Will man nach einem konkreten Vorbilde für die Hirschapotheke suchen, so würde vielleicht der von Palladio erbaute Palazzo Valmarana in Vicenza in Einzelheiten wie der Anbringung des figürlichen Schmuckes in vertieften Füllungen in Betracht kommen können. Daß Hollenberg, der in Vicenza war, diesen Palast nicht übersehen hat, ist wohl zweifellos.

<sup>2)</sup> In anderen Städten, z. B. in Bremen, herrscht um diese Zeit mehr die dorische Ordnung.



Die weiten Schornsteinquerschnitte und sonstige konstruktive Mängel sowie veränderte Raumbedürfnisse haben im Laufe des 19. Jahrhunderts zu mehrfachen Umbauten<sup>1)</sup> geführt. Abb. 41 zeigt den Grundriß, wie er vor dem durchgreifenden Umbau von 1907 war. Letzterer ist mit feinem Verständnis für die Schonung des Alten im Rahmen der neuen Forderungen durchgeführt und die Lösung der Umgebung so besonders glücklich angepaßt (s. Abb. 44).<sup>2)</sup>

Außer der Kanzlei und der Hirschapotheke gibt es heute nur noch ein bedeutenderes Wohnhaus, welches eine Durchbildung des Mittelteils mit vollständiger Pilasterstellung und Gebälk — beide hier wie gewöhnlich von ionischer Ordnung mit herausgebogenen Schnecken der Kapitäle — nebst Flachgiebel erfahren hat. Es ist das ehemals Tengesche Haus an der Krahnstraße 1—2<sup>3)</sup> (s. Abb. 45) und zeichnet sich auch dadurch aus, daß an den drei Fen-



1797 Abb. 43. Die Hirschapotheke vor dem Umbau von 1907. L

stern des ersten Stockwerkes, hinter welchen der Saal liegt, der seltenere Rundbogen vorkommt. Die Quaderung der durch das Hauptgesims gekröpften Ecklisene ist im Gegensatz zu den meisten anderen Beispielen glatt ohne Bossen. Auch hier ist der — übrigens sparsamere — Schmuck nach der Mittelachse zusammengedrängt. Das Motiv des Kranzes über der Tür ist

<sup>1)</sup> Eine hervorragende Leistung für ihre Zeit war der Umbau des eigentlichen Apothekenraumes mit neuer Offizin, welchen der Architekt Stüve (Emden) 1855—1856 durchführte (s. Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins für das Königreich Hannover von 1856, Bd. IV Blatt 110).

<sup>2)</sup> Nach den Plänen des Regierungsbaumeisters Eduard Jüngerich (Berlin) wurde der Flügel an der Herrenteichstraße ganz verändert, der Laubengang daselbst mit Läden im Untergeschosse hergestellt, eine Zentralheizung eingebaut und andere moderne Fortschritte im Bauwesen berücksichtigt.

<sup>3)</sup> Früherer Eigentümer war Tenge, welcher als Sommersitz ein Haus in der Nähe des Lustgartens (heute Philipson) besaß. Heute ist ein Konfektionsgeschäft (Samson David) mit ungeschickten Ladenfenstern — unter der freischwebenden Ecke — eingebaut. Sonstige Nachrichten über dieses Haus bewahrt die mit den Tenges verwandte Familie Beckmann auf Borgwedde.



eins der häufigsten, dazu treten die breiten, kreuzweise hineingelegten, aus der Régence übernommenen Palmwedel; auch die aufrechtstehenden Blätter im Türfries, sowie die mit Schleifen zusammengehaltenen einteiligen Gehänge an den Lisenenecken sind beliebte Osnabrücker Motive.<sup>1)</sup> Der Grundriß, dem vorigen Beispiel ähnlich, hat ebenfalls wie dieses keine abgeschrägte Ecke, obwohl es ein Eckhaus ist.

Bei breiteren Grundstücken genügen statt der drei Geschosse der vorhergehenden Beispiele

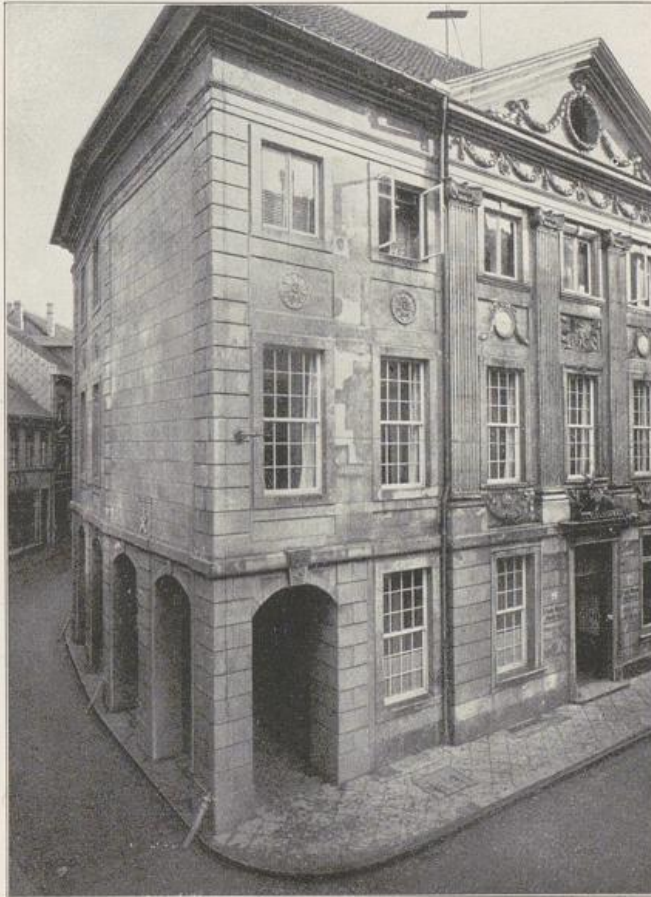


Abb. 44.

L

Die Hirschapotheke nach dem Umbau von 1907.

deren zwei. Das stattlichste Beispiel mit vorgezogenem Mittelsalit und Flachgiebel ist heute das Hotel Dütting, Domhof 9<sup>2)</sup> (s. Abb. 46 u. 47, 9 A, 2 G). An die Stelle der auf-

<sup>1)</sup> Über ornamentale Motive dieser und der vorhergehenden Zeit s. a. Jänecke, Über die Entwicklung der Akanthusranke im französischen Rokoko (Gebr. Jänecke-Hannover 1902).

<sup>2)</sup> An der Stelle lag die seit 1309 erwähnte Nicolaikapelle, welche dem anstoßenden Platze den Namen „Nicolaiort“ gab und gegen Ende des 18. Jahrhunderts abgebrochen wurde, um dem Hause, welches sich der sonst in Eversburg residierende Domprobst von Weichs hier baute, Platz zu machen. In dieser Domprobstei hat eine Zeitlang die französische Kommandantur ihre Bureaus gehabt, bis der Neubau des Hotels (um 1810) den Abbruch veranlaßte. Von dem um 1700, von dem Domprobste v. Kerssenbrock gebauten Herrenhause in Eversburg, welches 1840 abgebrochen wurde, gibt es eine im Besitze der Familie Abeken befindliche Zeichnung, welche Lichtenberg photographiert hat. Die heute noch stehende 1701 gebaute Kapelle ist ebenfalls darauf zu sehen.



wendigeren Pilasterteilung ist hier eine solche mit schlichten, vom Sockel an aufsteigenden Vorlagen mit ganz schwachem Relief getreten, das sehr hohe Hauptgesims nähert sich der einfacheren toskanischen Ordnung, das Giebfeld ist bis auf eine verkröpfte Umrahmung schlicht und fensterlos. Verzierte Fensterbrüstungsfüllungen sind nur im Mittelteil. Als seltenere reichere Form sind die Fensterumrahmungen hier in beiden Geschossen mit



Abb. 45. Haus Tenge, Krahnstraße 1/2. B

„Ohren“ verkröpft und — wie schon bei der Kanzlei — mit angearbeiteten Schlußsteinen versehen.

Von derselben Fensterzahl ist das ehemalige Stadthaus der Familie v. Morsey-Picard, Hakenstraße 14 (s. Abb. 48). Haupt- und Gurtgesimse laufen im Mittelteile nicht durch, was den hier zu Ende des 18. Jahrhunderts erfolgten baulichen Eingriff verrät, der seinen Grund in der beliebten reicheren Ausbildung der Mitte hat. An der Nordseite liegt die anstoßende Beifahrt, welche ehemals nach einem 1782 für die Dienerschaft gebauten Nebenhause führte. Heute steht noch ein Teil des an die Straße grenzenden Flügels. Die Halbvasen auf den



Torpfelern zeigen daher noch Rokokoformen. Das Allianzwappen<sup>1)</sup> über der Tür zieht diese in üblicher Weise mit dem Oberfenster zusammen.

Eine ähnliche, aber nur siebenfensterige Lösung hat u. a. das ehemals Lodtmannsche Haus, Krahnstraße 26/27 (7 A, 2 G, s. Abb. 49),<sup>2)</sup> dessen Untergeschoß neuerdings ganz in Läden aufgelöst ist. Die Verzierungen des Mittelfensters bilden hier den einzigen Schmuck. Der Giebel faßt bei solchen schmalen Beispielen die Fassade selbständiger zusammen.

Den einachsigen Giebel mit geschmücktem Giebelfelde, und zwar gleich in doppelter Anordnung, gibt das ehemals Wessellsche Haus, Große Straße 24/25 (7 A, 2 G, s. Abb. 50—52).<sup>3)</sup> Einen besonderen Schmuck bilden hier die flott modellierten vier Jahreszeiten in den Brüstungsfüllungen des ersten Stockwerks, unverkennbar von der Hand Wessells, mit dessen Figuren an der Hirschapotheke sie die engste Verwandtschaft zeigen. Bei der Freundschaft



(1810)

Abb. 46. Hotel Dütting, Domhof 9.

L

zwischen Wessell und Hollenberg kann man mit Sicherheit annehmen, daß beide auch dieses Haus gemeinschaftlich entwarfen. Nach Einrichtung der neueren Geschäftsräume ist die

<sup>1)</sup> Von Franz August Clamor Henr. v. Morsey und Helene Ludewika v. Twikel zu Havixbeck. Die Familie, von welcher heute Nachkommen in Osnabrück leben, war in Krebsburg bei Osterkappeln ansässig und wanderte 1802 nach Österreich aus.

<sup>2)</sup> Die Alt-Osnabrücker Familie Lodtmann gehörte durch Möser's Verwandten und Amtsnachfolger zum rechtsgelehrten Patriziate der Stadt. Über den kleinstaatlichen Nepotismus, dem Möser sehr zuneigte, s. die Ausführungen Kruschs in Bd. 1909 der Mitteil.

<sup>3)</sup> Daß das Grundstück dem Bildhauer G. G. Wessell gehörte, geht u. a. aus dem Häuserverzeichnis von 1790 hervor. Wo heute die Georgstraße in die Großestraße mündet, stand Wessells Stall. Später ging das Haus in den Besitz der Familie von Gülich über, die jetzigen Besitzer Gebr. Rohlfing kauften das Haus seinerzeit von Grewe's Erben in Gotha. Das v. Gülichsche Haus in der Hakenstraße ist schon erwähnt (s. Abb. 17). Andere Häuser der seit 1540 in der Stadt ansässigen Familie lagen an der Großen Straße (heute Schäffersches Kaufhaus) und „an der Krahnstraße auf der Steinbrücken“ (s. Intelligenzblätter 1790).





(1810) Abb. 47. Hotel Dütting, Domhof-9 (Mittelteil). L

schlichte Attika von unruhig wirkenden Dachfenstern durchschnitten und das ehemals steilere Dach, welches der harmonisch ausgeglichenen Architektur einen so glücklichen Abschluß und Hintergrund bot, durch eine schwächliche Mansarde ersetzt. Auch sind unten die Läden er-





Abb. 48. Stadthaus v. Morsey-Picard, Hakenstraße 14 (im Hintergrunde der Katharinenturm).



Abb. 49. Haus Lodtmann, Krahnstraße 26/27.

L

breitert und der Lisenenquaderung überflüssige Kapitäle aufgesetzt. Alles das hat die einstige überaus vornehme Wirkung gründlich zerstört, wie ein Vergleich von Abb. 50 mit Abb. 52 unschwer erkennen läßt. Beachtenswert ist der — hier in Kopfform ausgebildete — durch-





Abb. 50. Haus Wessell, Großstraße 24/25.

L



Abb. 51. Haus Wessell, Großstraße 24/25.

S

höhlte Anfangsstein am Hauptgesimse für das Abfallrohr, diese neue Errungenschaft der klassizistischen Zeit (s. Abb. 52 links, neben dem Nachbarhause Nr. 26).



Eine andere einachsige Giebelform, welche nur die Mitte betont, weist das ehemals Langesche Haus, Hegerstraße 27/28 auf (s. Abb. 53 u. 54). Hier sind, weil es sich um ein Eckhaus handelt, beide Straßenseiten in gleichmäßiger Teilung (7 A, 2 G) ausgebildet. Nur ist an der wichtigeren Hegerstraße die Mittelachse mehr hervorgehoben. An der Seite der Großen Gildewart schließt der Bau mit einem kurzen Stallflügel (3 A), welcher die Beifahrt enthält. Die Grundrißlösung hat dieselbe Lage der Treppe im einspringenden Winkel wie die Hirschapotheke, wiederum ein Beweis, daß dieses die damals übliche Lösung war. Im Erdgeschoße befanden sich Kontorräume, Küche und Speisekammer, Plättstube, Eßstube und einige Wohnzimmer. Im Obergeschoß (s. Abb. 53) ist die Benutzungsart des letzten Bewohners (Hilger) gegeben.<sup>1)</sup> Die stattliche Weite von Flur und Treppenhaus (5 m breit) und Saal (7,40 × 9,55) fällt besonders auf. Im letzteren, der durch die Geschoßhöhe von



Abb. 52.  
Heutiger Zustand des Hauses Wessell, Großestraße 24/25.

L

3,70 m i. L. etwas niedrig-gemütlich wirkt, steht in der Ecke noch ein von Münster bezogener hoher Porzellan-Rokoko-Ofen, mit der Jahreszahl 1771 im gußeisernen Unterteile.<sup>2)</sup> Offenbar weist das auf einen früheren Barockbau an derselben Stelle, dem u. a. auch die Dachluken angehören werden. Über der Beifahrt befindet sich im Dache die Winde, deren Stricke durch Löcher der Deckenluken gehen (s. Abb. 53). Von hervorragender Schönheit ist die heute veränderte Eingangstür an der Hegerstraße: unter dem Kämpfer ein geflügelter Hermeskopf als Symbol des Kaufhauses, darüber zwei Genien, die in Akanthusranken auslaufen und die

<sup>1)</sup> Hilger, der Schwiegersohn des Großkaufmanns Rud. Richter, dessen heute noch bestehende Firma 1911 ihr 150jähriges Jubiläum feiern konnte, bewohnte das Haus von 1851—1892. Dann ging es an die Möserloge über und wurde für deren Zwecke im Innern umgebaut. Unten sind Läden eingerichtet, oben wohnt der Kastellan und befinden sich die Räume der Loge, welche zur „Independent Order Odd Fellow“ gehört, daher die Buchstaben I. O. O. F. mit drei verschlungenen Ringen über dem Eingange.

<sup>2)</sup> in den damals üblichen Formen wie sie z. B. ein Exemplar im Grassi-Museum in Leipzig zeigt.



Laterne halten, letztere, wie meistens üblich, im Oberteile der Tür, wo sie gleichzeitig Straße und Flur erhellen konnte.

Zum Schlusse noch drei Ausnahmerecheinungen. Die eine betrifft die Ameldungsche Löwenapotheke am Markte 6 (5 A, 3 G, Abb. 55). Hier ist der Flachgiebel über die ganze Fassade gezogen und kein steiles Dach dahinter errichtet, ein für das regenreiche Klima nicht nachahmenswertes Beispiel. Seinem sonstigen Aufbau nach gehört das Haus mehr zu den auf S. 112 behandelten Dreistockwerkhäusern.

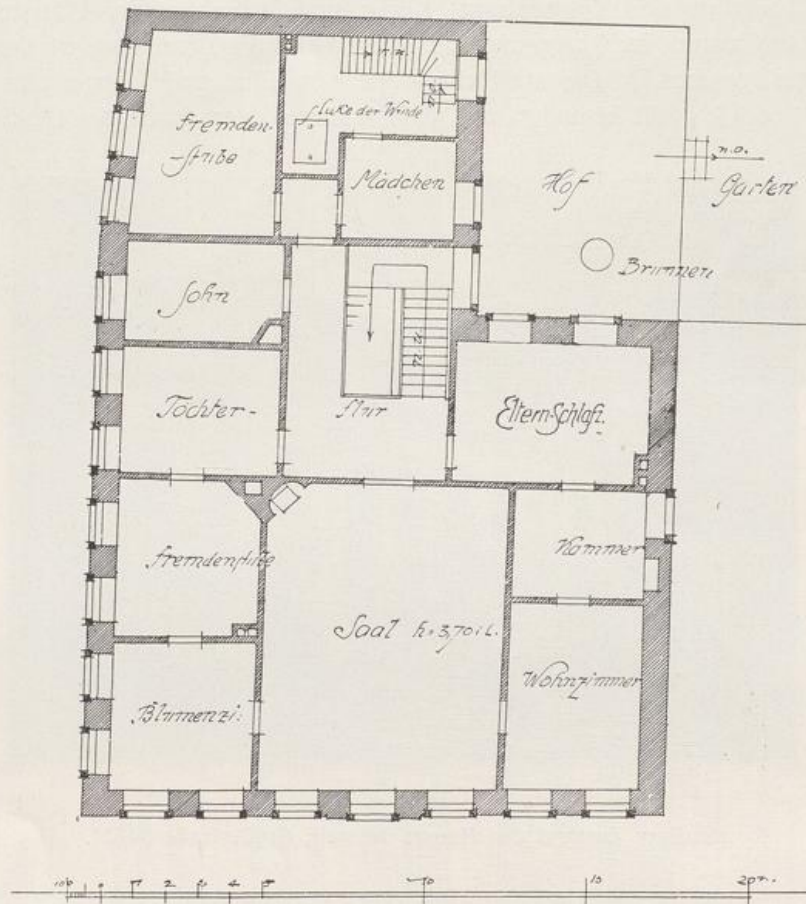


Abb. 53. Haus Lange, Hegerstraße 27/28 (Obergeschoß). J

Von ganz besonderer Ausbildung ist ferner das Haus der heutigen Düttingschen Weinhandlung, Große Straße 62 (3 A, 2 G, s. Abb. 56). Die machtvoll geschwungene Giebellinie erinnert ganz an die Beispiele der vorhergegangenen Barockzeit (s. Abb. 9 u. 17), der sie vermutlich — als Überbleibsel einer älteren Fassade — noch angehört. Die jetzige Fassade hat das Haus um 1790 erhalten.<sup>1)</sup> Der Innenbau ist dabei nur in Einzelheiten wie Treppen, Türen u. dgl. erneuert und zeigt sonst den unveränderten Grundriß und Aufbau des älteren Bürgerhauses mit der zweigeschossigen Diele und den schmalen langen Seitenräumen — Kontorräumen und Wohnzimmer —, über welchen sich noch niedrige Butzen befinden. Äußerlich ist dies an der Lage des oben ornamentierten Losholzes der neuen großen Erdgeschoßfenster kenntlich geblieben. Das Mittelfenster

<sup>1)</sup> Laut freundl. Mitteilung des jetzigen Eigentümers, dessen Ahnherr das Haus im neuen Zustande um 1790 von dem Bäcker Hermann Friedrich Gössling kaufte.





Abb. 54. Haus Lange, Hegerstraße 27/28.

L



Abb. 55. Marktplatz mit der Ameldungschen Löwenapotheke (links Marien- L  
kirche, im Vordergrund Stüve-Denkmal, im Hintergrunde die Domtürme).

des Obergeschosses beleuchtet den Flur, rechts und links davon liegt ein schmales einfensteriges Zimmer. Das Steinwerk des Hinterhauses ist bereits in barocker Zeit mit Saal und Nebenräumen neu ausgebaut. Das Ganze ist typisch als Beispiel einer vor den alten Bauorganismus gesetzten





(1790)

Abb. 56.

L

Haus Gösling (Dütting), Großestraße 62.



Abb. 57. Neues Rathaus, Ecke Markt und Krahnstraße.

L



neuen Fassade, die zunächst nur als Schaustück zu betrachten ist. Das zugehörige Gartenhäuschen hatte ähnliche Giebelformen (s. Abb. 117).

Das um 1830 errichtete und 1889 für seine jetzige Bestimmung im Innern umgebaute städtische Kassengebäude an der Ecke des Marktplatzes (s. Abb. 57)<sup>1)</sup> zeigt nicht mehr ganz die ursprünglichen Formen. Die architektonisch dankbare Anordnung des mit Flachgiebel geschlossenen Mittelteils, welcher die beiden unteren Geschosse um ein drittes Geschoß überragt, kommt in Osnabrück erst später und auch dann nur vereinzelt vor (z. B. am Eckhause Johannisfreiheit und Pfaffenstraße 9, Kleine Hanckenstraße 1).<sup>2)</sup>

## 2. Beispiele mit gerader Traufe.

Auch hier bildet eine Apotheke das hervorragendste Beispiel, allerdings weniger durch seine Formen als durch seine Größe. Es ist die ehemals Kempersche Mohrenapotheke,

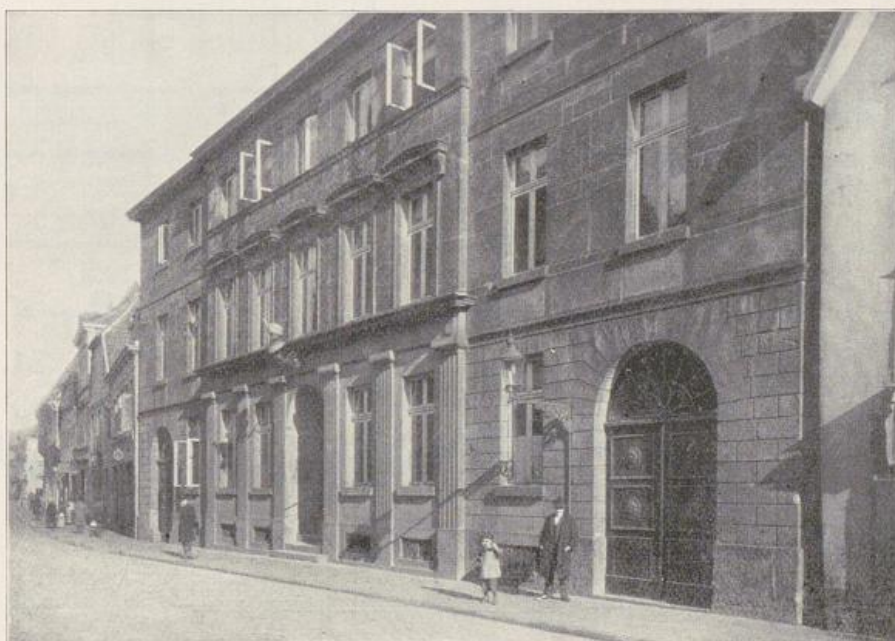


Abb. 58. Die Kempersche Mohrenapotheke, Johannisstraße 51—53. L

Johannisstraße 51/53 (s. Abb. 58), die Breiten von drei Häusern einnehmend. Mit ihren neun Achsen in drei vollen Geschossen bildet sie neben der Kanzlei heute den stattlichsten Neubau der Epoche, vollständig mit Sandstein verblendet. Der fünfachsige Mittelteil ist im Untergeschosse durch eine dorische Pilasterordnung kräftig gegliedert, im toskanischen Kranzgesimse darüber erscheinen Konsolen. Die fünf Fenster des Obergeschosses haben profilierte Ge-

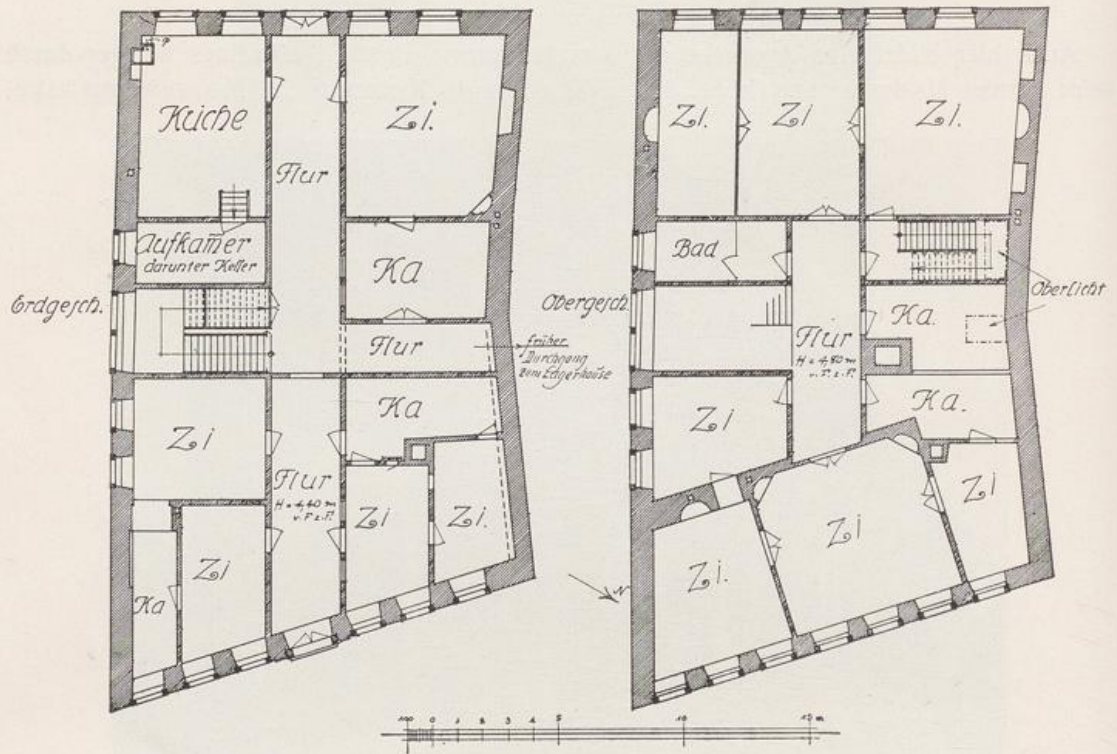
<sup>1)</sup> An der Stelle stand bis 1619 das alte Rathaus, dann das Legge- und Akzisehaus mit dem großen Redoutensaal im oberen Stockwerke, wo noch einige reich geschnitzte Holzsäulen mit Sattelhölzern u. dgl. erhalten sind. Hier fand neben anderen Festlichkeiten der jährliche „Handgiftentag“, der Tag der Ratswahl, mit alten Gebräuchen statt. Auch benutzte das Ratsgymnasium den Saal im 18. Jahrhundert als Aula.

<sup>2)</sup> Desto häufiger ist diese Lösung in den Harzstädten, z. B. in Braunschweig sowie auch im benachbarten Münster (z. B. Eckhaus Gerichtsstraße 1, Loerstraße 1 u. a.), auch ein Zeichen, daß sich der neue Stil in Osnabrück ziemlich unabhängig von Münster entwickelte.



wände und ganz flache Verdachungen. Alle übrigen Fenster sind schmucklos. Das Untergeschoß ist in schwach vortretender Rustika ausgebildet, in welcher die hohen, rundbogigen Beifahrten auf beiden Seiten wirkungsvolle Abschlüsse bilden. Die für Osnabrück etwas fremdartig anmutende Formgebung verrät den deutlichen Einfluß der Berliner Schule.

Ähnliche Einzelformen hatte das heute verschwundene Haus neben der Rackhorstschen Buchhandlung (7 A, 2 G), welches in der Abbildung gerettet ist (s. Abb. 50 u. 92). Derselben Richtung gehört ferner das stattliche Eckhaus Nicolaiort-Kamp 80/81 an (9 A, 2 G). Hier ist



(1790)

Abb. 59. Haus Schwartz, Krahnstraße 9/10.

J

die nach bekannten antiken Vorbildern gezeichnete reiche Türumrahmung ganz im Geiste Schinkels empfunden.

Die bedeutendste giebellose Leistung mit der ausgeglichensten Fassade der Frühzeit der ganzen Epoche ist das Schwarzesche Haus, Krahnstraße 9/10, welches um 1790 zu seiner jetzigen Gestalt umgebaut wurde.

Der Grundriß bietet eins der häufigen Beispiele schräg zur Straße geschnittener Grundstücke (s. Abb. 59). Solche, welche rechtwinkelig auf die Straßenflucht münden, sind bei den gekrümmten Straßen der Altstadt naturgemäß sehr selten. Zu unterscheiden sind zwei Hauptbauzeiten, von denen die frühere um etwa 1765 einsetzte. Ihr gehört das ganze Untergeschoß und der hintere Teil des Obergeschosses an, leicht kenntlich durch die barocken Tür- und Fensterformen. Besonders reich mit holländischen Wandfliesen, eingebauten Schränken u. dgl. sind die beiden rechts vom Eingange liegenden Kontorräume ausgestattet. Um vom Kontor auf den Flur sehen zu können, sind in der Flurwand die üblichen Innenfenster neben der Tür an-



gebracht (s. auch Abb. 159). Die zweite Bauzeit ist die klassizistische um 1790.<sup>1)</sup> Ihr entstammt die Fassade und die Vorderzimmer des Obergeschosses, welche ohne Rücksicht auf die des Erdgeschosses senkrecht zur Hausflucht angeordnet wurden (s. Abb. 59). Auch das große Gartenhaus (6 A, 1 G) gehört dieser Zeit an.

Viel geschmackvoller alter Reichtum befindet sich noch im Besitze des heutigen Eigentümers: Eine bis auf Möser, einen Verwandten der Familie, zurückgehende Porträtgalerie



(1790)

Abb. 60. Haus Schwartz, Krahnstraße 9/10.

S

(s. Abb. 4), Gipsabgüsse und reiche Möbel in den oberen Vorderzimmern: Spiegel (s. Abb. 179), Ofenschirm (s. Abb. 175), lackiertes, mit dem bettelnden Belisar bemaltes Tischchen, hohe

<sup>1)</sup> Bauherr war der Kaufmann und Hofbankier Rudolf Schwartz, der Urgroßvater des jetzigen Besitzers Rudolf Schwartz. Er wird u. a. erwähnt als Vermittler in Merx, „Der Aufstand der Handwerksgesellen auf der Gartlage bei Osnabrück am 13. Juli 1801“ (s. Mitteil. Bd. 26). Daß das Haus um diese Zeit schon stand, geht u. a. auch hervor aus den Angaben Justus Gruners in seiner 1802 veröffentlichten höchst wertvollen Schilderung der sittlichen und bürgerlichen Zustände Osnabrücks und Westfalens, genannt „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung“, worin er Bd. II S. 500 als die schönsten Häuser Osnabrücks um 1800 das des Hofbankiers Schwartz, die Hirschapotheke, das des Regierungssekretärs Buch und des Stadtsekretärs Struckmann, letzteres als besonders im Innern schön und geschmackvoll (s. S. 122) anführt. In den „Intelligenzblättern“ findet sich 1784 die Anzeige, daß das an der Hegerstraße belegene, von dem Hofbankier Rudolf Schwartz bewohnte Haus nebst Leyschaftsgarten zu vermieten sei. Nach dieser Zeit wird das Haus in der Krahnstraße umgebaut sein.



Sèvresvasen (im Spiegel Abb. 179 sichtbar), eingerahmte französische Originalstiche aus der ersten Revolutionszeit<sup>1)</sup> u. a. m.

Das Glanzstück all dieses Reichtums bleibt aber doch die unvergleichliche Fassade. In straffer, senkrechter Wucht steigen die glatten Pilaster, die Fenster energisch zwischen sich geklemmt, ungehemmt von durchgehenden Horizontalen, vom Sockel bis zum Hauptgesimse, in welchem sie ein ebenso wuchtiges Gegensatzmotiv finden. Unübertrefflich fein ist die Steigerung dieses Vertikalmotives im Mittelteile durchgeführt. Die Zartheit des Reliefs von kaum 2 cm (Lisenen) und die Zierlichkeit des sparsam verteilten Schmuckes mildern die Kraft



(1790) Abb. 61. Haus Schwartz, Krahnstraße 9/10. L

dieses groß empfundenen architektonischen Gefüges. Trotz seiner vereinzelt Ausbildung und weit geringeren Höhe, ohne sichtbares Dach, behauptet sich das Haus inmitten der alten hohen Giebelhäuser (s. Abb. 62).<sup>2)</sup> Ein Beispiel dafür, daß man die verschiedensten Bauten

<sup>1)</sup> Tod des Marc Anton, Enthauptung des Sohnes Junius Brutus und ähnliche in der jungen Republik beliebte von Lethière u. a. gezeichnete Motive. Sammlungen von Stichen und Gemälden gab es damals unter den wohlhabenden Bürgern viele. Als Beispiel einer größeren Sammlung sei die aus 93 Bildern bestehende 1777 meistbietend verkaufte Gemäldegalerie des Herrn v. Münster, letzterer nahe am Schlosse wohnhaft, erwähnt (s. Osn. Intelligenzblätter v. 1777 S. 17).

<sup>2)</sup> Das hohe anstoßende Giebelhaus Nr. 8 (s. Abb. 62), welches ehemals als Wohnhaus, dann als Lagerhaus diente, hat 1906 wegen Altersschwäche einem wenig ebenbürtigen Neubau Platz machen müssen. Es war eins der wenigen Beispiele, wo der Kran zum Hinaufwinden der Waren an der Straße angebracht ist. Das Übliche ist in der Altstadt die Anordnung im Hofe oder über dem Hausflur oder der Beifahrt (s. S. 93).

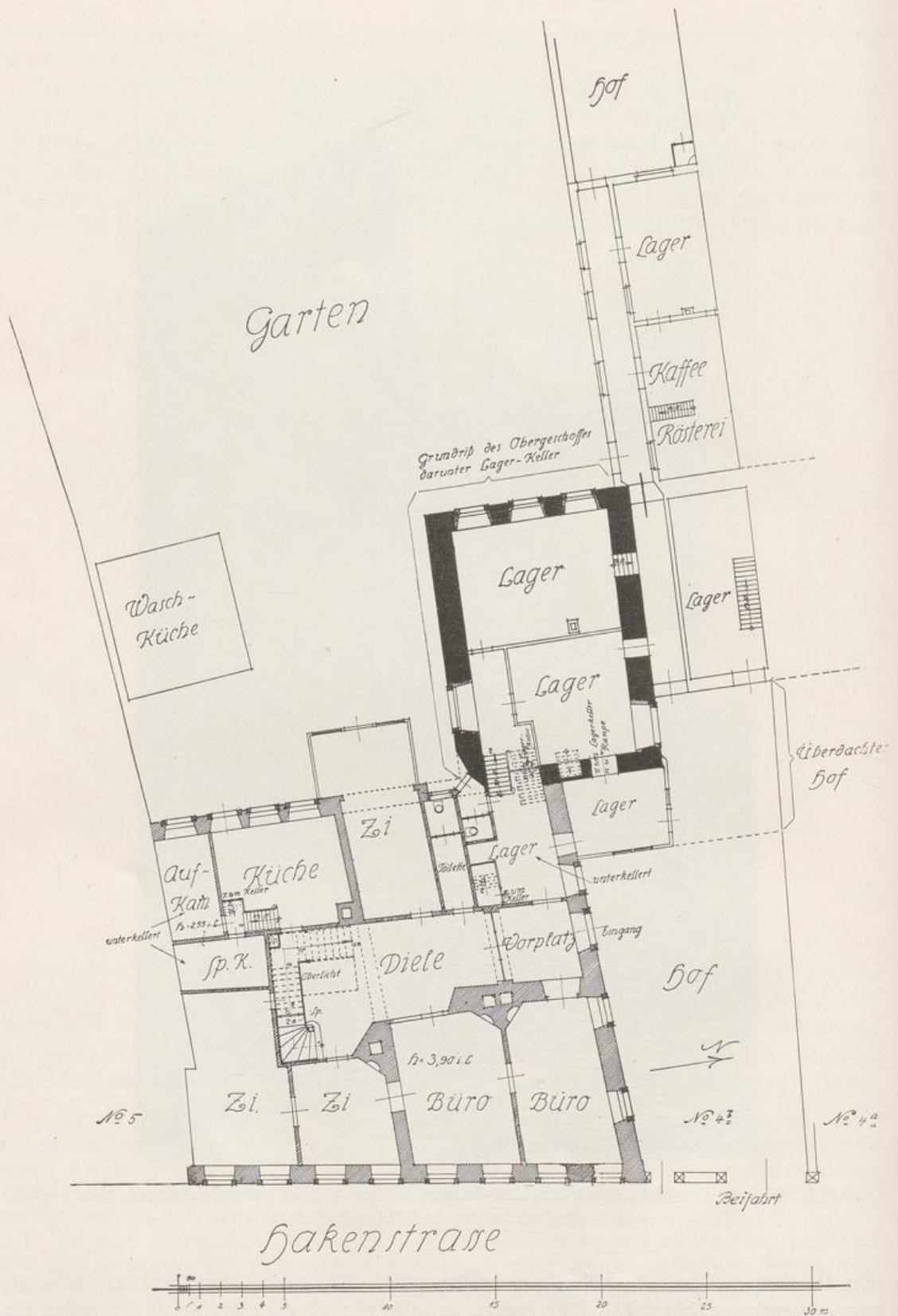




Abb. 62. Blick in die Krahnenstraße mit den Häusern Willmann (No. 7) und Schwartz (No. 8—10)  
(Aufnahme der Meßbildanstalt).

nebeneinander stellen und doch einen harmonischen mächtigen Gesamteindruck behalten kann. Hauptsache bleibt halt doch immer, daß die einzelne Leistung in sich selbst ein möglichst hervorragendes Kunstwerk bedeutet.





(1804) Abb. 63. Der Corsicasche Hof, Hakenstraße 4 B (heutiger Zustand).

J



Wie man in Osnabrück gewöhnlich längere Fassaden ausbildete, sieht man am ehemaligen Posthofe, Hakenstraße 4b (8 A, 2 G; s. Abb. 63 u. 64).<sup>1)</sup> Der Grundriß schließt sich in häufig vorkommender Weise an ein altes Steinwerk an und bietet eine Besonderheit dadurch, daß der Eingang nicht an die Straße, sondern an den Hof gelegt ist. Hier stand ursprünglich ein (Giebel-)Bau, welcher die ersten 4 Achsen an der Straße einnahm, die Treppe enthielt, und bis an das Steinwerk reichte. Die stärkeren Innenmauern, welche auf das Steinwerk zulaufen, lassen das noch erkennen. Die letzten vier Achsen nach Nr. 5 zu <sup>2)</sup> sind dann zur Erreichung einer stattlicheren Fassade dazu gebaut. Abb. 63 weist die heutige Raumteilung auf, welche von der früheren in einigen Teilen (Lage der Treppe s. S. 179) abweicht. Das Äußere ist von größter Schlichtheit. Gliederungen sind nur in den üblichen Eckquadern, dem Gurt- und



(1804)

Abb. 64. Der Corsicasche Hof, Hakenstraße 4 B.

J

dem Hauptgesimse vorhanden. Letzteres, in kräftiger Ausbildung, ganz aus Stein, gibt im Verein mit dem hohen Dache dem Äußern ein durch und durch westfälisches Ansehen, von einer gewissen Behäbigkeit und Vollsichtigkeit, die von den mageren Ausbildungen der Berliner Schule entschieden absticht. Auch Einzelheiten, wie das Portal (s. Abb. 145), zeigen diese geringere Zierlichkeit, aber größere Kraft.

<sup>1)</sup> Die Häuser 4a und 4b gehörten im Mittelalter der Familie v. Horne, seit 1500 v. Holle, dann v. Diepenbrok auf Haus Mark bei Teklenburg, die sie wiederum an den Kanzler Franz Wilhelms, Dr. Joh. Lohausen, verkauften. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts diente der damals gemeinschaftliche Hof als Posthof. Die Familie Pagenstecher, an welche die Thurn und Taxissche Postverwaltung seit 1763 verpachtet war, wohnte in 4a. In 4b wohnte 1804—1822 der Schwiegersohn der Familie, der spätere Postmeister Corsica, darnach befand sich oben die Loge, welche heute an der Rolandsmauer liegt. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wohnt in 4a die Familie Thörner, in 4b Ringelmann. Chr. Ringelmann kaufte 1861 den „ehemals Korsikaschen Hof“ für 12000 Taler in Gold (1 Pistole = 5 Taler) von dem Kaufmann Ahrens.

<sup>2)</sup> Wo Möser bis 1776 wohnte, ehe er nach Nr. 10 zog (s. S. 35).



Ein weiteres, besonders auffallendes Beispiel für das, was man die „Fassadensucht“ dieser Zeit nennen könnte, ist das gegenüberliegende Haus Nr. 19–21.<sup>1)</sup> Auch dieses ist aus dem Bestreben heraus entstanden, an der Straße eine möglichst lange Front zu erhalten. Grundriß und Hofansicht beweisen, daß hier ursprünglich nur ein hinteres einräumiges Steinwerk, dann später ein dreiachsiges, quer zur Straße stehendes (Giebel-)Haus vorhanden war, welches man in klassizistischer Zeit so vergrößerte, daß an der Straße ein äußerlich regelmäßig ge-

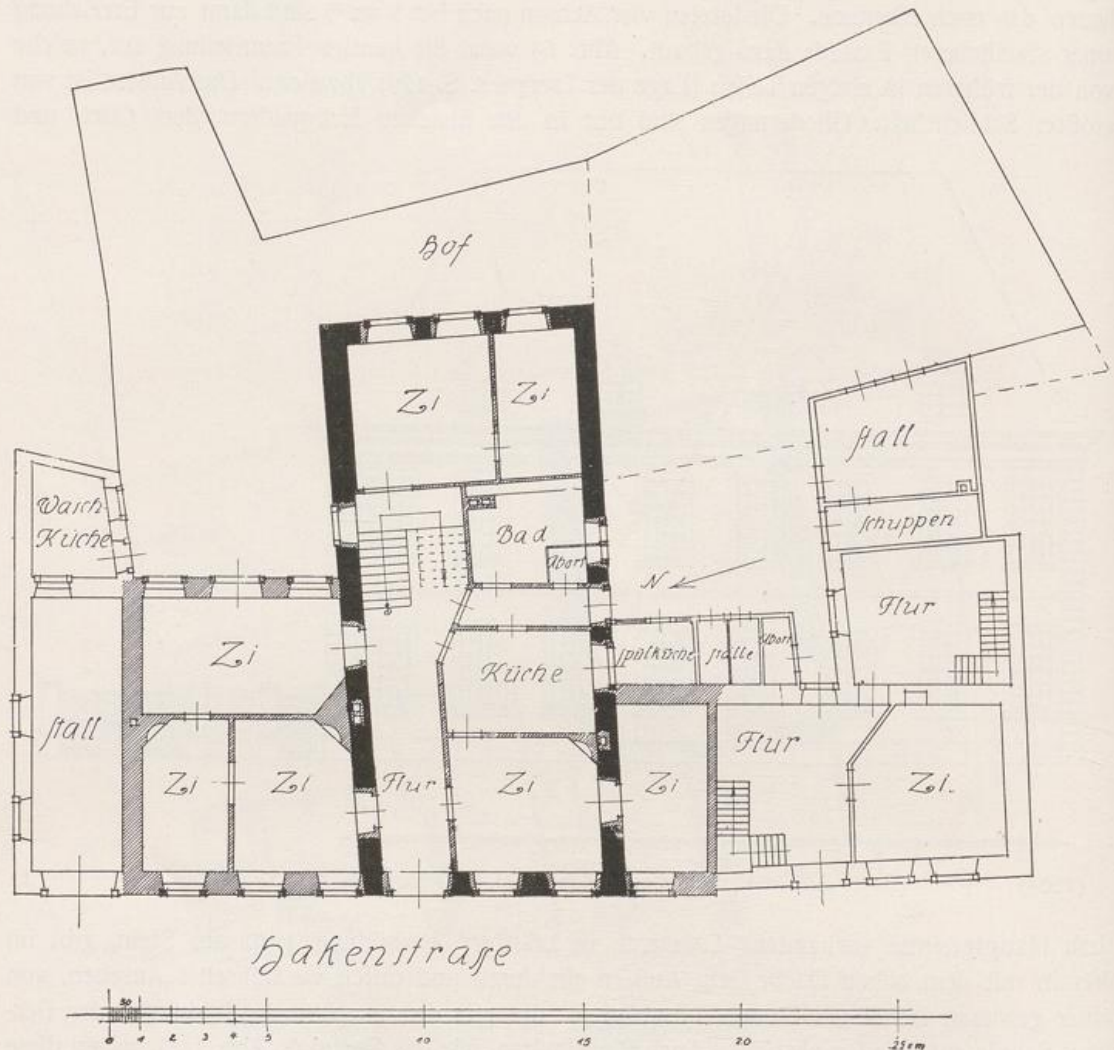


Abb. 65. Hakenstraße 19–21.

J

gliederter siebenachsiger Bau (in 2 G) entstand, dem dann nördlich noch eine Beifahrt, später südlich noch ein dreiachsiger Anbau angefügt wurde. Auch hier ist die Treppe wieder in den einspringenden Winkel des Hofes verlegt, eine Lösung, die man bei ihrer Häufigkeit also als typisch wird bezeichnen können. Auch die Erbreiterung des Flures zur Aufnahme der Treppe kehrt bei solchen knappen Grundrissen oft wieder (s. Abb. 100). Derartig mehrfach umgebaute Beispiele, oft die wunderlichsten Grundrisse ergebend, finden sich in allen Teilen der Altstadt.

<sup>1)</sup> nach dem Häuserverzeichnis von 1790 scheint das Grundstück damals im Besitze der Familie v. Gülich gewesen zu sein. Heute beherbergt es das Königliche Eichamt.



Etwas einheitlicher gestaltet erscheint der ehemals v. Neheimsche Hof, Hakenstraße 7 (6 A, 2 G; s. Abb. 66 u. 67). Auch dieser geht der Baugeschichte nach mindestens bis in den

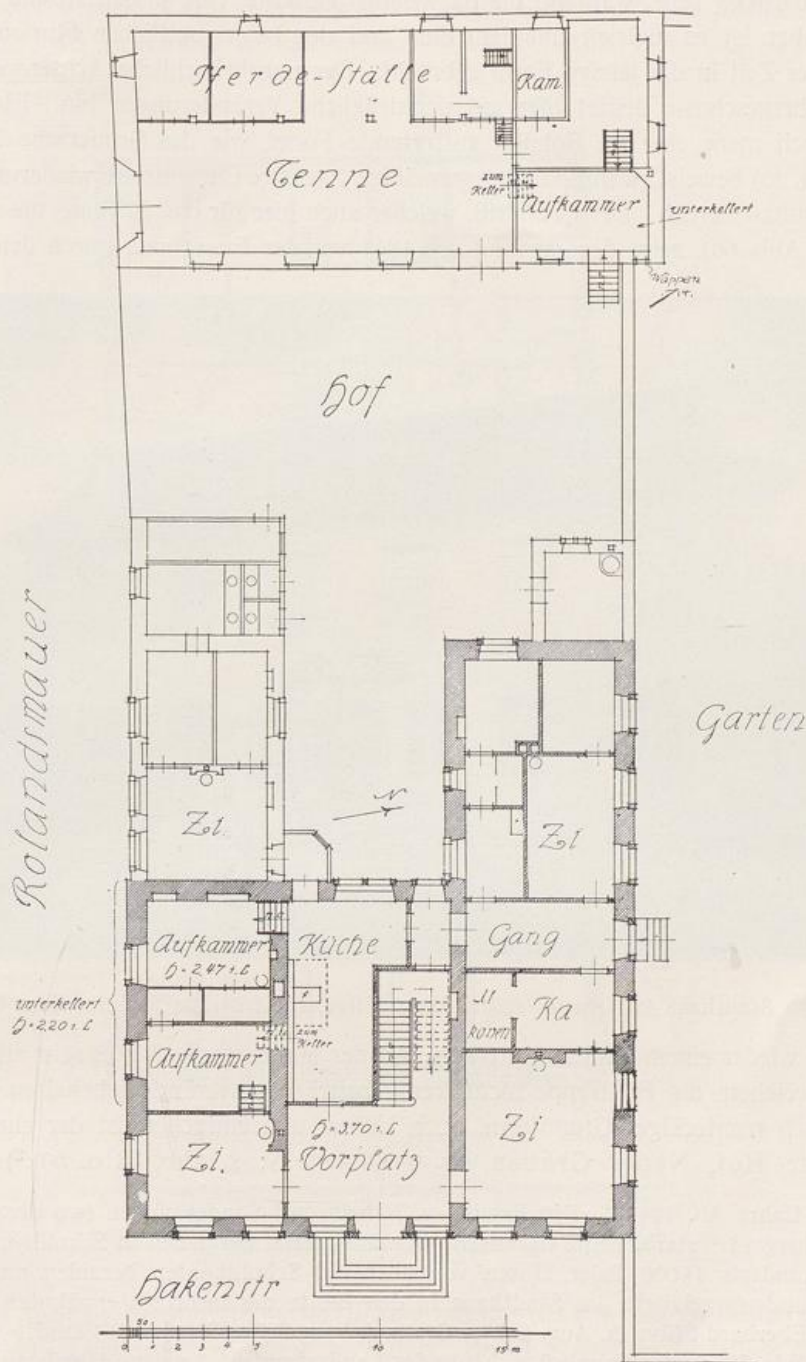


Abb. 66. Stadthaus v. Neheim, später Haus Stüve, Hakenstraße 7 (Zustand 1863).

Anfang des 18. Jahrhunderts zurück und wird etwa gleichzeitig mit dem gegenüberliegenden Staëlschen Hofe erbaut sein (s. S. 36).<sup>1)</sup> Um 1800 hat er beim Besitzwechsel einen durch-

<sup>1)</sup> Am Stallgebäude im Garten befindet sich ein Allianzwappen eingemauert mit der Inschrift: „M. C. A. de Nehem, Consiliarius patriae A. J. de Brencken D. D. in Sundermühlen, Rolinghoff,



greifenden Umbau erfahren, Tür- und Treppengeländerformen sowie sonstige ornamental ausgebildete Teile beweisen das deutlich. Das Portal hat in den bogenförmigen Gesimsstücken entschieden barocke Teile, während die dazwischen gestellte Vase klassizistische Formen aufweist. Offenbar ist es zugleich mit dem Flur und den beiden seitlichen Flurfenstern erst in klassizistischer Zeit in die jetzige Form gebracht. Der ungebräuchliche Achsenwechsel gegenüber dem Obergeschosse deutet hier auf nachträgliche Veränderungen hin. Ebenso ist das Mansardendach mehr eine im Rokoko auftretende Form, wie das Grunersche Nachbarhaus (s. Abb. 67 u. 26) beweist, während die regelmäßige 7 achsige Gartenfront wiederum den klassizistischen Umbau verrät. Der Grundriß, welcher auch hier für das Eckhaus die scharfe Ecke beibehält (s. Abb. 66), zeigt den Zustand um 1863 vor der Erwerbung durch den Fiskus, der



Abb. 67. Stadthaus v. Neheim, später Haus Stüve, Hakenstraße 7 (links Haus Gruner). L

das Gebäude wieder einem Umbau unterzog. An der Hakenstraße hat es sein altes behäbiges Äußere, zu welchem die Freitreppe nicht wenig beiträgt, unverändert behalten.<sup>1)</sup>

Von einfach rechteckiger Grundform, auch kleiner und einfacher, ist der ehemals Gräfl. Münstersche Hof, Neuer Graben Nr. 9 (7 A, 2 G; s. Abb. 68 u. 69).<sup>2)</sup> Nach den

Bissendorf et Lahre Ao. 1714.“ Die Familie v. Neheim auf Sondermühlen (wo der Dichter Graf Friedrich Stolberg 1819 starb, heute fiskalische Domäne) geriet dermaßen in Schulden, daß sie Ende des 18. Jahrhunderts 15000 Taler Zinsen von über 100 Schuldkonten bezahlen mußte. Anfang des 19. Jahrhunderts gelangte das Stadthaus in den Besitz des mehrfach erwähnten Justizbürgermeisters Aug. Eberhard Stüve (s. Aug. Stüve, *Gesch. d. Fam. Stüve* S. 83), 1863 kaufte es der Fiskus als Dienstgebäude des Amtes Osnabrück, heute des Landratamtes. An dem damals an der Rolandsmauer neu angebauten niedrigeren Flügel steht noch „G. R. V.“, darüber die hannoversche Krone.

<sup>1)</sup> Unter Leitung des Verfassers ist es mehrfach aufgebessert. 1911 fanden sich beim Neutapezieren des nördlichen großen Dienstzimmers im Erdgeschosse landschaftliche Wandgemälde aus offenbar klassizistischer Zeit.

<sup>2)</sup> Der Hof war 1590 im Besitze Reddings, dann Stutes, der ihn 1597 an v. Schele-Wehfeld verkaufte. 1760 gelangte er an den General v. Schele-Kuhof, der ihn wiederum an den Grafen v. Münster-



Profilen der Portalgewände und der geschweiften Verbindung zwischen Portal und Oberfenster sowie nach sonstigen Einzelheiten muß er teilweise noch der ausgehenden Barockzeit angerechnet werden. Doch rührt der letzte große Umbau aus der klassizistischen Zeit. Die Eigenschaft des Eckhauses ist hier wieder — wie bei Abb. 53 — nur dadurch hervor-

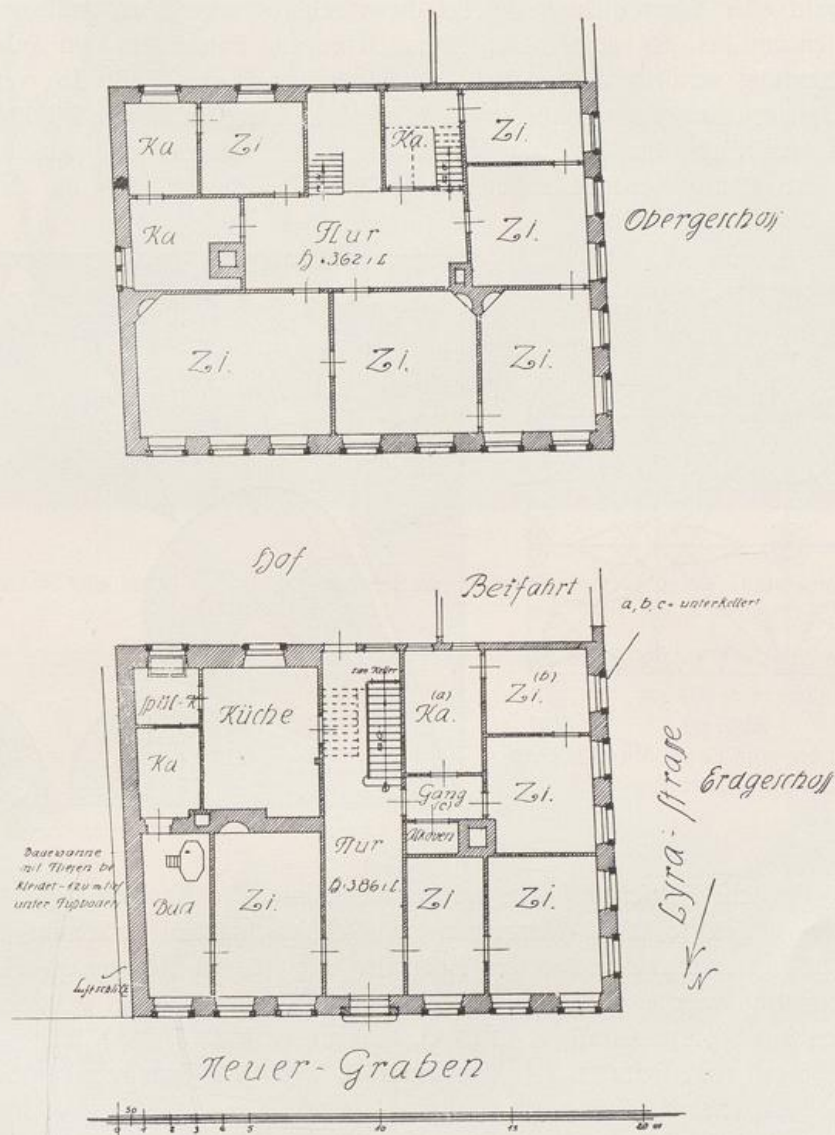


Abb. 68. Gräfl. Münstersche Stadthaus, Neuer Graben 9. J

gehoben, daß man die Fensterteilung regelmäßig um die Ecke herum an beiden Straßenseiten durchführte. Die Grundrißentwicklung wird durch den 3 m breiten Mittelflur bestimmt. Im Erdgeschoß liegen Küche mit Nebenräumen und einige Wohnzimmer, hauptsächlich für die

Meinhöfel veräußerte. 1795 kam er an Dr. Ehmbesen, 1829 an Regierungsrat Struckmann, dann an die Familie Künsemüller und in neuester Zeit an Hölscher. Zu dem Hofe gehörte der heute gegenüberliegende Garten, von welchem Graf Münster 1792 einen Teil — die heutige Münsterstraße — hergab zur Herstellung einer besseren Verbindung zwischen Altstadt und Neustadt.



Dienerchaft, die Räume der Herrschaft mit Saal (rund  $5,50 \times 7,50$  m groß) dagegen in der „bel étage“. Die Haupttreppe ist wie bei den vorhergehenden Beispielen nur bis in dieses Hauptgeschoß geführt, eine versteckte Nebentreppe führt von da zum Dache, in welchem die Winde liegt, die eine Dachluke zum Hofe hat. Unterkellert sind nur drei kleine Räume. Zur Ausbildung prachtvoller Treppenhäuser lag bei dieser schlichtbürgerlichen Auffassung der Zugänglichkeiten und bei den beschränkten Grundflächen und Baumitteln kein Anlaß vor. Besondere Beachtung verdient die im östlichen Eckzimmer in den Fußboden versenkte, gemauerte Badeeinrichtung mit gemusterter Fliesenbekleidung in der achteckigen Wanne, welche von der Küche her Zuleitungsröhren für warmes Wasser und Ableitungen nach dem damals am Hause vorbeifließenden Neuen Graben<sup>1)</sup> aufweist. Für die damalige Zeit

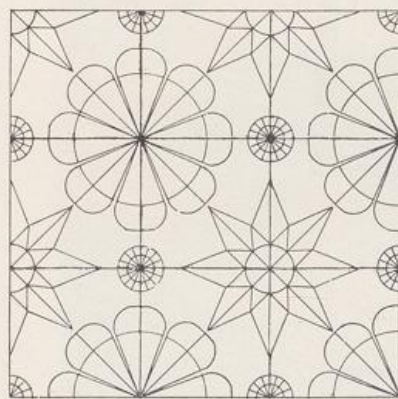
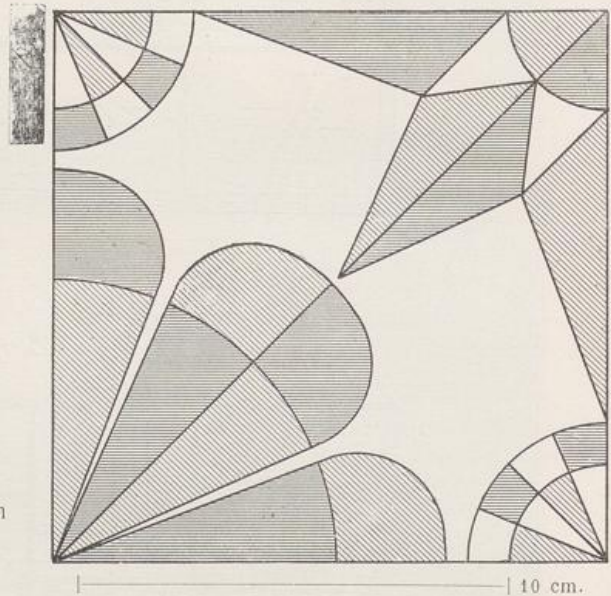


Abb. 69. J  
Fliesenmuster vom Gräfl. Münsterschen  
Stadthause, Neuer Graben 9.



war diese hygienische Einrichtung eine seltene Ausnahme. Die Kacheln zeigen ein Muster, wie es u. a. als eingelegte Arbeit (Marqueterie) an Rokokoschränken vorkommt (s. Abb. 69).

Von den schlichteren zweigeschossigen Beispielen mit größerer Achsenzahl seien noch die folgenden genannt, welche allerdings teilweise nur als Doppelhäuser anzusprechen sind: Neuer Graben 8 (8 A), Turmstraße 11/12 (7 A), Herrenteichstraße 5 (7 A), Kamp 42/44 (8 A), Johannisstraße 130 (mit Beifahrt 9 A), Pfaffenstraße 3 (6 A), Johannisstraße 90 (C. P. Wiemann; 4 A + 3 A, unregelmäßig) u. a.

Ein früheres Wohnhaus — v. Böselagersche Kurie — war auch das der Domdechanei gegenüberliegende vormalige Ratsgymnasium (s. Abb. 70).<sup>2)</sup> Es wurde 1815—1817 auf Anordnung der Großbritannienisch-hannoverschen Regierung zu Schulzwecken ganz umgebaut und

<sup>1)</sup> Der vor dem Schlosse schon 1772 übermauert, aber in ganzer Länge erst 1851 zugeschüttet wurde.

<sup>2)</sup> Von der Zeit der Stiftung 1595 bis zum Einzuge in den Umbau (1. Okt. 1817) war das Ratsgymnasium in einem alten Bau in der Sackstraße hinter der Marienkirche kümmerlich untergebracht. 1. Okt. 1906 ist es in den schönen Neubau an der Ecke von Schloßwall und Klubstraße gewandert und auf der alten Stätte 1909 der künstlerisch hervorragende Theaterneubau errichtet, beides Neubauten, auf welche das Stadtbauamt besonders stolz sein kann.





Abb. 70. L  
Kurie v. Böselager, seit 1817 Ratsgymnasium (im Hintergrunde die Domtürme).

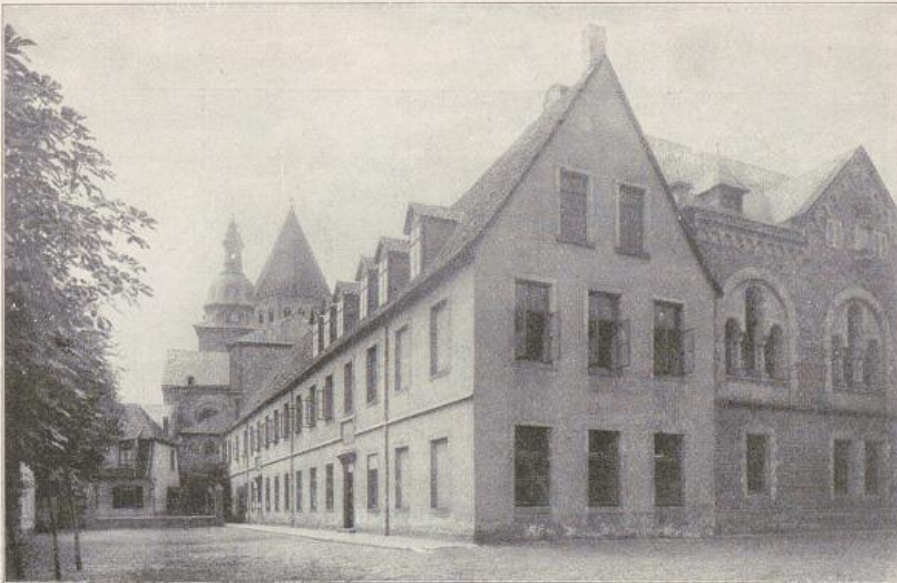


Abb. 71. L  
Gymnasium Carolinum, Flügel von 1820, rechts Aulaanbau von 1889 (im Hintergrunde der Dom).

erweitert. Das Portal, welches im Verein mit dem Oberfenster allein etwas verziert ist, und damals mit der Inschrift: „Bonis literis sacrum“, versehen wurde, hatte offenbar bis dahin in der Mittelachse gelegen.



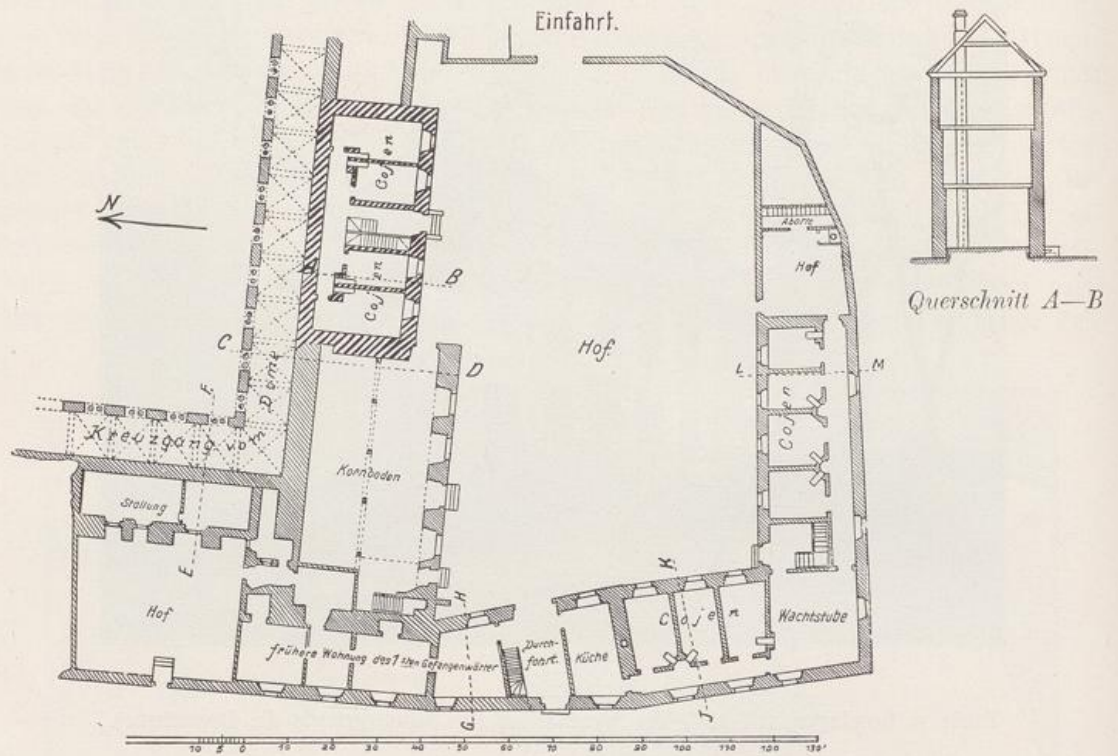


Abb. 72. Nebengebäude am Domkreuzgange („Pottschapp“).

H

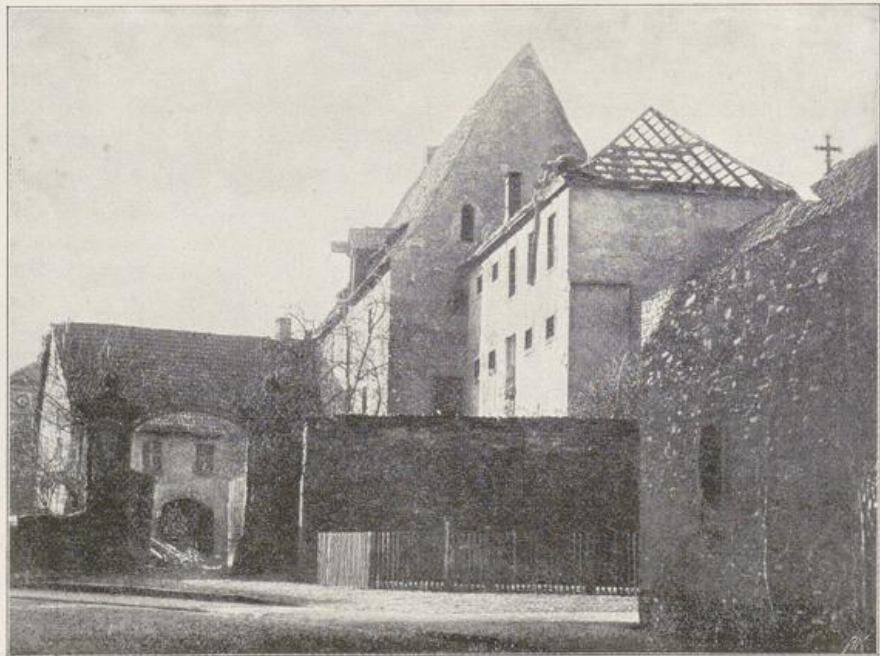


Abb. 73. Das ehemalige „Pottschapp“ am Domkreuzgange.

L



Auch der schlichte Erweiterungsbau des Gymnasium Carolinum<sup>1)</sup> von 1820 (15 A, 2 G) sei als aus dieser Gegend und teilweise aus dieser Zeit stammend hier kurz erwähnt (s. Ab. 71).

Endlich darf auch das alte Polizeigefängnis, das sog. „Pottschapp“, als einfachster klassizistischer Bau (5 A, 3 G) dieser Gegend hier genannt werden (s. Abb. 72 u. 73).<sup>2)</sup>

Ein um 1815 gezeichneter Lageplan (Abb. 74) enthält in den schraffierten Teilen die Kurien<sup>3)</sup> und den sonstigen geistlichen Besitz, der sich um den Dom lagerte. Die letzt-

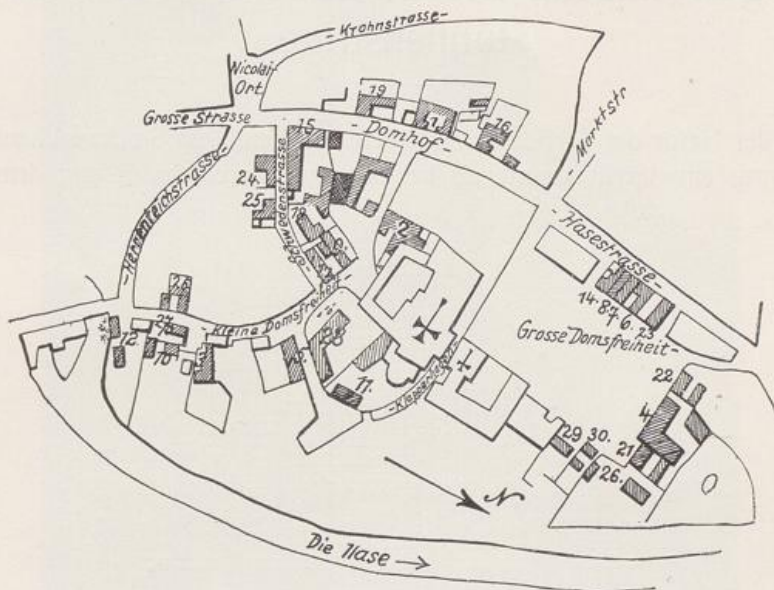


Abb. 74.

H

Die Umgebung des Doms mit den (30) Kurien, Vikarien u. dgl.

genannten Beispiele sind darauf kenntlich. In der Gesamtanlage erinnert die Gruppierung der Kurien um die weiträumige Domsfreiheit an andere norddeutsche Beispiele wie Halberstadt.

<sup>1)</sup> Das Gymnasium Carolinum geht bekanntlich auf eine 804 gegründete Domschule Karls des Großen zurück und hat eine reiche Geschichte, die gelegentlich der Elfhundertjahrfeier in ausführlicher und anziehender Weise behandelt ist in Jäger, Die Schola Carolina (Osnabrück 1904). In der 4. Achse, von der vorderen Ecke des Bildes gerechnet, steht über dem Hofausgange die Inschrift: „Bestaetigt und Erneuert durch die Großmuth Sr. Koeniglichen Majestät Georg V. im Jahre 1820“, in der 11. Achse: „Höhere Bildungsschulen für Jünglinge gestiftet durch Kaiser Karl d. Gr. im Jahre 804“. Die 14. Achse ist Durchfahrt zum nördlichen Hofe, die 15. der Anfang des „Klapperhagen“ genannten Durchgangs längs des Domes, eine auch für die heute „Kl. Domsfreiheit“ genannte Straße früher übliche Bezeichnung.

<sup>2)</sup> Der Name rührt von dem originellen Gefangenaufseher Pott her. Photographien der malerischen Baugruppe, von allen Seiten her gesehen, bewahrt u. a. der Kaufmann W. Piepmeyer. Die Wappen derer v. Bar und v. Kneheim, welche an der Domsfreiheitseite des hochgiebeligen Kornbodenhauses an einem Erker saßen, befinden sich im Museum und sind in frühen Renaissanceformen (um 1590) gehalten.

<sup>3)</sup> Der Vortrag des mit der Ortsgeschichte besonders vertrauten Domkapitulars Rhotert im Historischen Verein (20. Jan. 1913) über die ehemaligen geistlichen Kurien der Stadt Osnabrück hat manches Neue über diese fast ganz unerforschten Bauten zutage gefördert und wird in erweiterter Form demnächst in den „Mitteil.“ erscheinen.



## Das gewöhnliche Stockwerkhaus, besonders das fünffenstrige.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich beim gewöhnlichen Stockwerkhause leichter ein bestimmter Typus entwickeln konnte als bei den mehr wechselnden und dem persönlichen

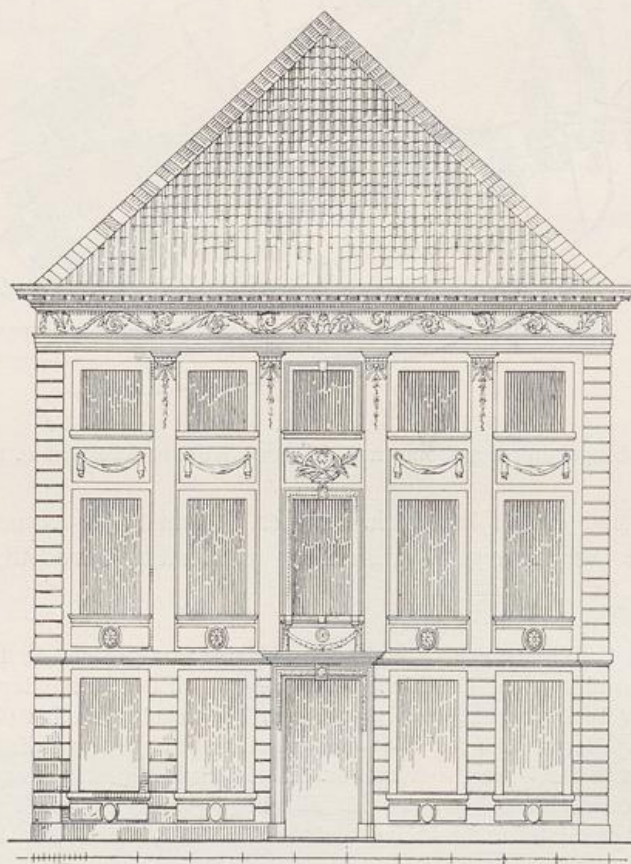


Abb. 75. Johannisstraße 4.

S

Geschmacke unterworfenen Baubedürfnissen größerer Anlagen. Bei den eingebauten Häusern der Altstadt waren hier schon die Grundstücksbreiten an der Straße häufig von annähernd gleichen Abmessungen, was die Entwicklung eines bestimmten Fassadenschemas begünstigte.

Das Gewöhnliche ist das Fünffensterhaus, dessen Breite zwischen 8 und 12 m wechselt. Bei Annahme eines mindestens 1 m breiten Fensters und mindestens 40 cm breiter Zwischenpfeiler ergibt sich  $5 \times 1 + 6 \times 0,40 = 7,40$  m als kleinste Frontbreite. Wo die geringe Breite



zur Unterbringung aller Bedürfnisse eine größere Entwicklung in die Höhe forderte, entsteht das Dreistockwerkhaus, in der äußeren Ausbildung ein früher Vorläufer des heutigen Miethauses. Wie schon angedeutet, erhält das Mittelgeschoß als Hauptwohngeschoß und Sammelpunkt der Geselligkeit die größte Höhe (3,70—4,80 m), dann folgt das Wohn- und Geschäftszwecken



Abb. 76. Großstraße 80/81.

B

dienende Erdgeschoß (3,50—4,20 m) und das oberste Geschoß, in der Regel den Dienstboten zugeteilt, erhält die geringste Höhe (3,00—3,50 m). Im Äußern werden diese Verhältnisse durch die mehr langgestreckt oder mehr quadratisch ausgebildeten Fenster noch übertrieben, auch wenn das Innere es nicht durchaus fordert. Gegenüber der herrschaftlicheren Barockzeit findet eine Einschränkung der Stockwerkshöhen statt.

Am häufigsten ist der Typus in der Johannisstraße. Das Haus Nr. 4 (5 A, 3 G, Abb. 75) stellt wohl das am reichsten durchgebildete Beispiel dar. Auch bei dieser gleichmäßigen Architektur



wird die Mittelachse nach wie vor besonders betont. Das geht bis zur Anordnung des Rankenfrieses im Gesimse, welcher seinen Ausgang von der Mitte aus nach beiden Seiten nimmt und die Schnecken über den Achsen der Pfeiler auswirft.<sup>1)</sup> Weitere reicher durchgebildete Beispiele sind: Johannisstraße 16, 29, 73 (mit Ornamentik in den Füllungen der Fensterbrüstungen und Große Gildewart 21 mit besonders reichem Türgesimse mit stehendem Blattfrieze (C. B. im Schlußsteine). Etwas abweichende Ausbildung in der Art der Berliner Schule zeigt der Bau Große Straße 80/81 (s. Abb. 76). Die Mitte ist hier mit Lisenen von ganz schwachem Relief hervorgehoben. Das Motiv des verzierten Halb-



1790

Abb. 77.

B

Haus Hollenberg, Große Straße 4.

kreises über geradem Sturze kommt sonst nicht vor, ebenso die Portalverdachung. Auch die abwechselnd schmalen und breiten Quaderschichten sind eine Seltenheit.

Den Typus der einfacheren Beispiele stellt das Haus Hollenbergs Große Straße 4 (s. Abb. 77) dar, auf das S. 62 schon verwiesen ist. Die Feinheit ist hier lediglich in den wohlabgewogenen Verhältnissen und Einzelheiten gesucht. Als Schmuck erscheint nur über dem Mittelfenster ein Kranz mit Rosette. Als Erbauer ist Hollenberg, als der Bewohner, wohl mit Sicherheit anzunehmen. Weitere einfache Beispiele, welche eine ähnliche architektonische Handschrift zeigen, sind in der Altstadt: Krahnstraße 15/16 (unten Läden; daß die Tür in der Mitte saß, ist an der geschweiften Fensterfüllung noch zu erkennen), Krahnstraße 48 (eins der schmalsten Beispiele, 7,85 m breit, ganz schlicht, nur

<sup>1)</sup> Nicht auch über denen der Fenster, wie auf Abb. 75 irrtümlich gezeichnet ist.



schweren Kranz im ersten Stockwerke), Kamp 70/71 (ganz in Sandstein, das mittlere Fenster früher Tür, ganz ähnlich wie Hollenbergs Haus), Nicolaiort 7 (auf dem Titelbilde in seiner alten Gestalt sichtbar, heute sind die zwei unteren Geschosse in Läden aufgelöst) u. a. m.

Derselbe Fassadentypus kommt nun bei vier- und dreiachsigen Häusern vor. Von ersteren



(1807) Abb. 78. Doppelhäuser, Herrenteichstraße 4 u. 3.

L

sind die gleich durchgebildeten Doppelhäuser Herrenteichstraße 3 und 4 (von etwa 1807) am zierlichsten durchgebildet (s. Abb. 78).<sup>1)</sup> Weitere bessere vierachsige Leistungen sind:

<sup>1)</sup> Nach freundl. Mitteilung des Herrn Wilh. Westerkamp in Kottbus, dessen Vater Kronanwalt und Geh. Justizrat, später in Marburg, das Haus Nr. 3 1840 gekauft hatte, soll der erste Eigentümer namens Brinkmann das Haus 1807 gebaut haben. Das Nebenhaus Nr. 4 wurde infolge einer Vereinbarung mit dem Nachbar gleichartig gebaut. Das Häuserverzeichnis von 1790 nennt ebenfalls Brinkmann (Cammerrat) und Lindemann als Besitzer.



Markt 4 (heute Sparkasse der Stadt, sehr feine Konsolen und Brüstungsfüllungen, der Balkon im obersten Geschosse ist neu). Einfachere Beispiele sind: Hegerstraße 36 (ehemals Richtersches Haus mit Jahreszahl 1820, unmittelbar am Hegertore), Hegerstraße 18 H. C. T. im Schlußsteine), Große Straße 77 u. a. m.



Abb. 79. Krahnstraße 17/18. B

Endlich sind als bessere Beispiele des dreiachsigen Typus zu nennen: Seminarstraße 5, Hasestraße 14, Neuer Graben 3, Große Straße 10 und 11. Als zweiachsiges kann die Straßenseite des Hobergschen Hauses an der Johannisstraße 92/93 von 1798 aufgefaßt werden.

Wenn das Grundstück tief genug war, so konnte das gleiche Wohnbedürfnis in zwei Stockwerken befriedigt werden. Dasselbe konnte geschehen bei weniger umfangreichem Bauprogramm. Von diesen fünfachsigem Zweistockwerkhäusern erscheinen die hervorragenderen gegenüber denen mit drei Stockwerken als die herrschaftlicheren Lösungen, da sie das Gesinde und Nebenräume wieder in einem niedrigeren Anbau oder Beihaue unterbringen. Auch weisen sie in den Straßenansichten mehr Abwechslung auf, während der Dreistockwerkbau mehr zum Schema verführt hat.

Als eine der reichsten Ausbildungen kann das Haus Krahnstraße 17/18 (s. Abb. 79)<sup>1)</sup> betrachtet werden. Die Höhen der zwei Geschosse, besonders des oberen, sind hier sehr stattlich und kommen denen des dreigeschossigen Nebenhauses Nr. 15/16 (rechts) gleich. Im Äußern ist es heute das einzige Beispiel, wo auch bei einem giebellosen Hause eine ausgebildete Pilasterordnung — wiederum die ionische — auftritt und wo über dem Hauptgesimse eine Doggenbalustrade als Attika erscheint. Die Einzelformen sind bei aller Feinheit doch kräftig. Der ganze Bau hat etwas ausgeprägt Plastisches.<sup>2)</sup>

In den Verhältnissen übersichtlicher und zierlicher in der Durchbildung des einzelnen ist das ehemals Göslingsche Haus Johannisstraße 19/20 (s. Abb. 80 u. 81).<sup>3)</sup> Die vornehme harmonische Fassade kann sich den besten Leistungen der Zeit an die Seite stellen.

<sup>1)</sup> Nach dem Häuserverzeichnis von 1790 im Besitze von Rud. Schwarze, später befand sich hier die Bodega, neuerdings sind die üblichen Läden eingebrochen.

<sup>2)</sup> Als ein verunglückter Versuch der Nachahmung des Fassadenschemas stellt sich das neuere Haus Johannisstraße 62 dar: Wenn zwei dasselbe tun, ist es doch nicht dasselbe!

<sup>3)</sup> Ehemalige Eigentümer waren die Eltern der Frau Dikerhoff, geb. Gösling-Meyer, dann Bloch, heute die Familie F. Hammersen, die es vermietet hat. Nach dem Häuserverzeichnis von 1790 scheint das Grundstück damals im Besitze von Joh. Henr. Hammersen gewesen zu sein. Nach einem alten Stiftskalender 1780 war Cornelius Gösling unter den Stiftsherren von St. Johann der einzige evangelische.



Gurt- und Hausgesims geben hier, bei annähernd gleichen Geschoßhöhen, einen ausgesprochen wagerechten Charakter, die Lisenen des Obergeschosses treten kaum merklich vor. Besonders fein flächenhaft empfunden sind die kannelierten und mit Rundungen geschmückten Füllungen über den Erdgeschoßfenstern. Die Räume des klaren Grundrisses sind bei der gewählten Tiefe recht weiträumig geraten, doch ermöglichte die nur einseitige Einbauung an der Seite

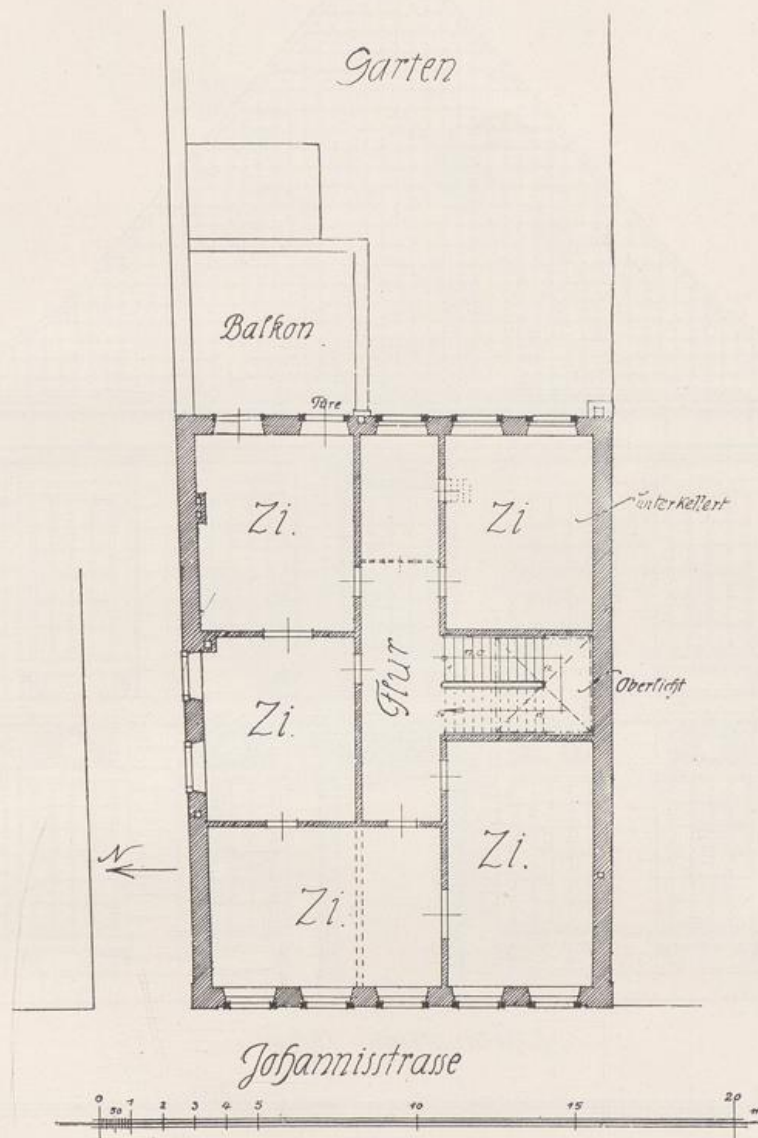


Abb. 80. Haus Gösling (Hammersen), Johannisstraße 19/20. J

der 3 m breiten Einfahrt des Nachbarn noch die Anlage von Fenstern. Dagegen wird die Treppe auf der anderen Seite, heute durch Oberlicht erhellt, ursprünglich dunkel gewesen sein. Vor ganz oder teilweise dunklen Räumen, Schlafkammern, Butzen, Rummelkammern u. dgl. durfte man bei den langen, schmalen Grundstücken in jener Zeit nicht zurückschrecken.

In derselben Straße sind an ähnlichen Beispielen noch zu nennen Nr. 1, 54 und 105, letzteres mit schwer plastischen Palmzweigen über der Tür und schön geschnitzter Dachluke (s. Abb. 151).



Sonstige ganz oder teilweise eingebaute Beispiele sind das ehemalige katholische Kasino, Seminarstraße 32<sup>1)</sup> mit Portalgewänden in den üblichen Architravprofilen, Johannisstraße 46, Große Straße 19 und 36 (ganz aus Sandstein), ganz einfach Grünerbrink 20, Hasestraße 9, Vitihof 14,

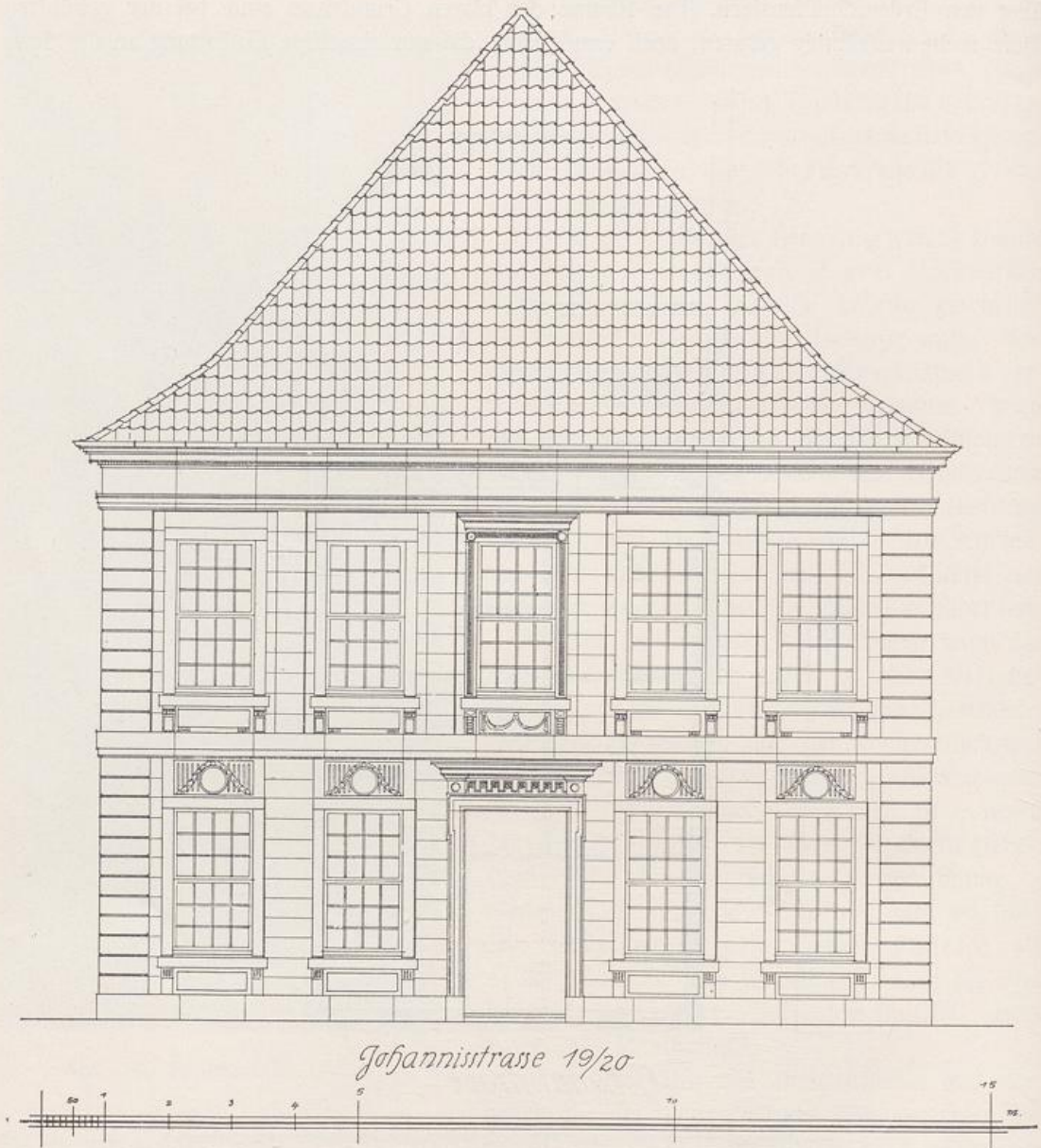


Abb. 81. Haus Gösling (Hammersen), Johannisstraße 19/20.

J

Große Gildewart 30 (mit Jahreszahl 1823), Kleine Hamkenstraße 5, Seminarstraße 6 (von 1814 mit anschließender überbauter Beifahrt), Rolandsmauer 1, Johannismauer 79, und viele andere.

<sup>1)</sup> In dem Hause wohnte laut Inschrifttafel 1861—1863 der damalige Vorsitzende des katholischen Konsistoriums, Kronanwalt und hannoverscher Justizminister Windhorst, späterer Zentrumsführer. Heute ist es Heim der katholischen Gesellenvereine.



Noch freier entwickeln konnte sich dieser Typus beim allseitig freistehenden Hause. Die breiten Grundstücke der Adelshöfe in den neueren Straßen zeigen solche Lösungen. Die Größe der Bauplätze gegenüber den schmalen Parzellen der Bürger der benachbarten Straßen der

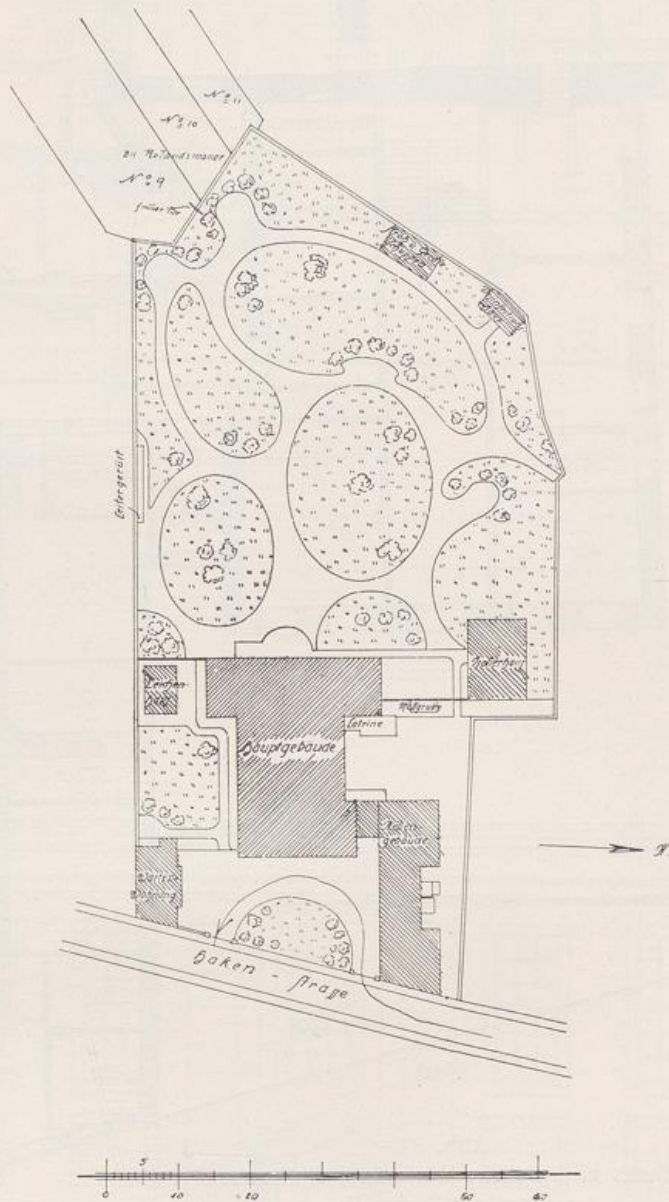


Abb. 82.

J

Stadthaus v. d. Busche-Hünnefeld, heute Garnison-Lazarett, Hakenstr. 6 (Lageplan).

Altstadt fallen auch hier ins Auge, wie ein Blick auf Abb. 82 zeigt, wo die angrenzenden Grundstücke der Rolandsmauer angedeutet sind. Aus solchen Verschiedenheiten der Wohnflächen sprechen die tiefgehenden wirtschaftlichen Gegensätze zwischen Adel und Volk. An den dicht-bebauten engen Nebenstraßen, wo meistens Handwerker wohnen, sind Hausbreiten von 5, ja selbst 3 m keine Seltenheit.



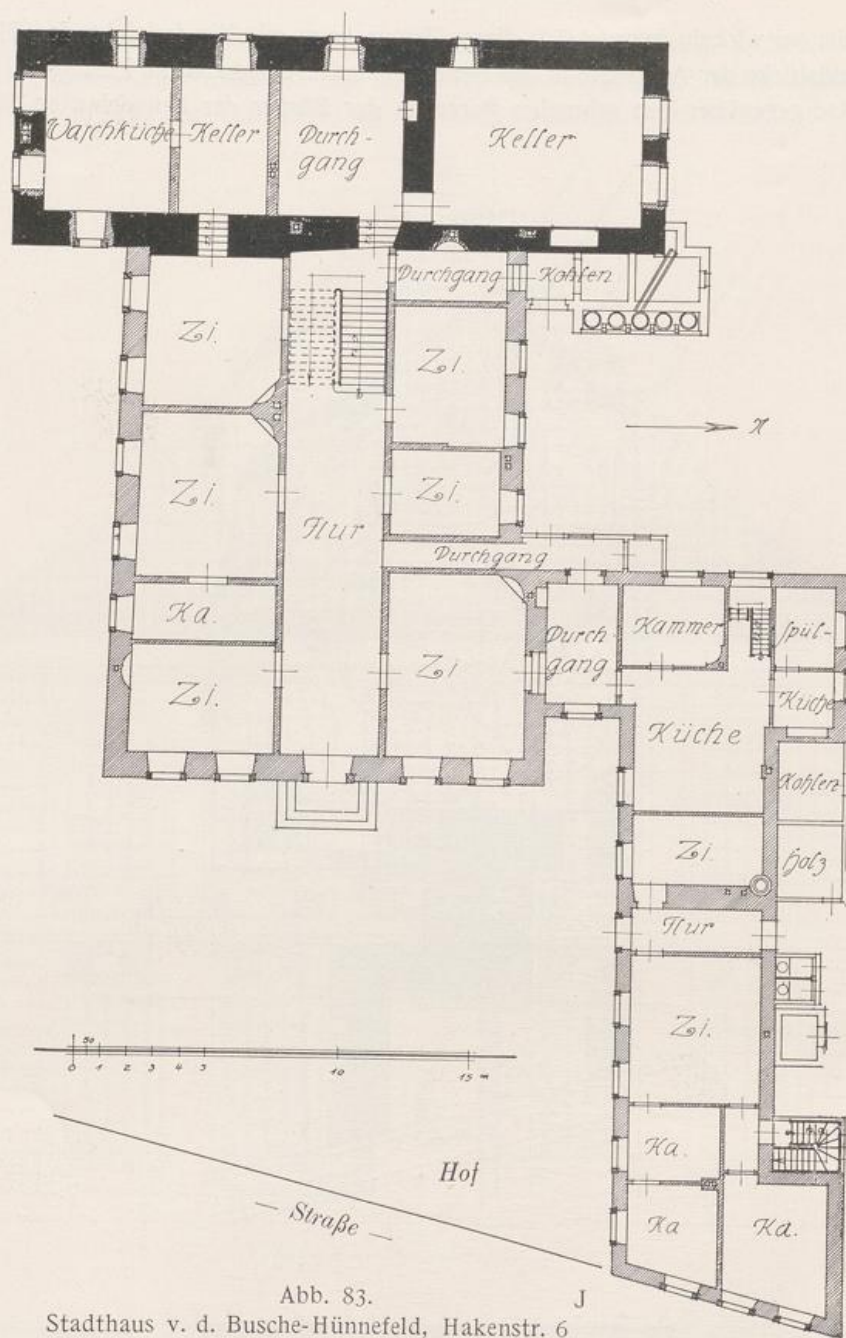


Abb. 83.  
 Stadthaus v. d. Busche-Hünnefeld, Hakenstr. 6  
 (heutiger Zustand).

Das Hauptgebäude des ehemaligen Hofes derer v. dem Busche-Hünnefeld, Hakenstraße 6 (s. Abb. 82—85)<sup>1)</sup> schließt sich wie bei den schon erwähnten Hakenstraße-Höfen an

<sup>1)</sup> Der Hof war im 17. Jahrhundert von Johann Ertmann (Sohn des Bürgermeisters Ertmann) gekauft und später zum Fideikommiß gezogen. In den 60er Jahren wurde er Garnisonlazarett. Das Wärterhaus an der Straße ist in demselben störenden Backsteinrohbau wie das früher vor Gruners Haus befindliche. Es trägt dieselbe hannoversche Krone mit der Unterschrift G. R. V wie das Nebengebäude am heutigen Landratsamte (s. S. 106).



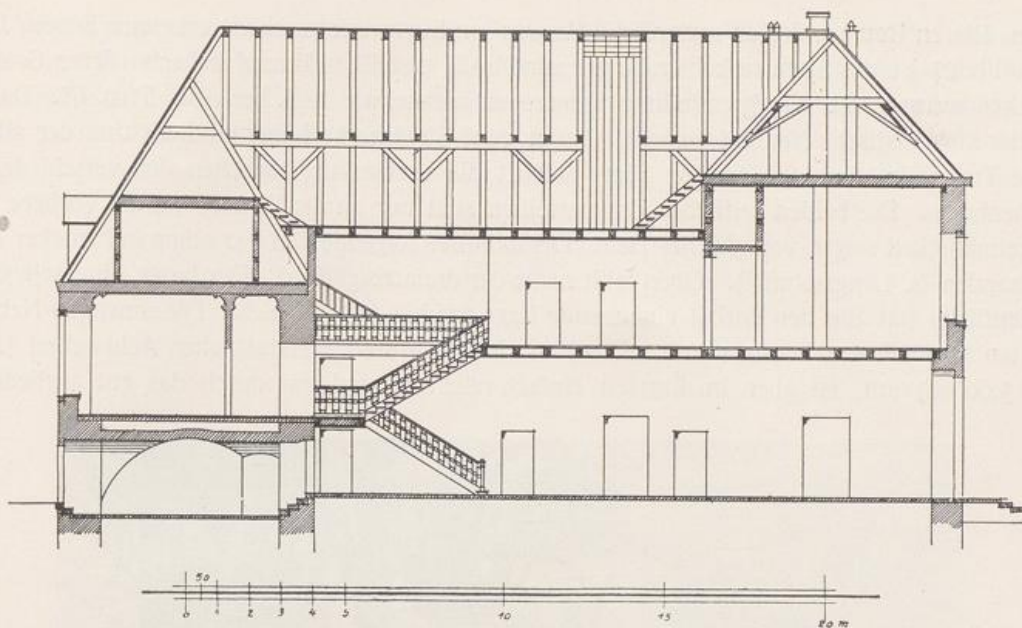


Abb. 84. Längsschnitt durch das Stadthaus v. d. Busche-Hünnefeld (links das alte Steinwerk). J

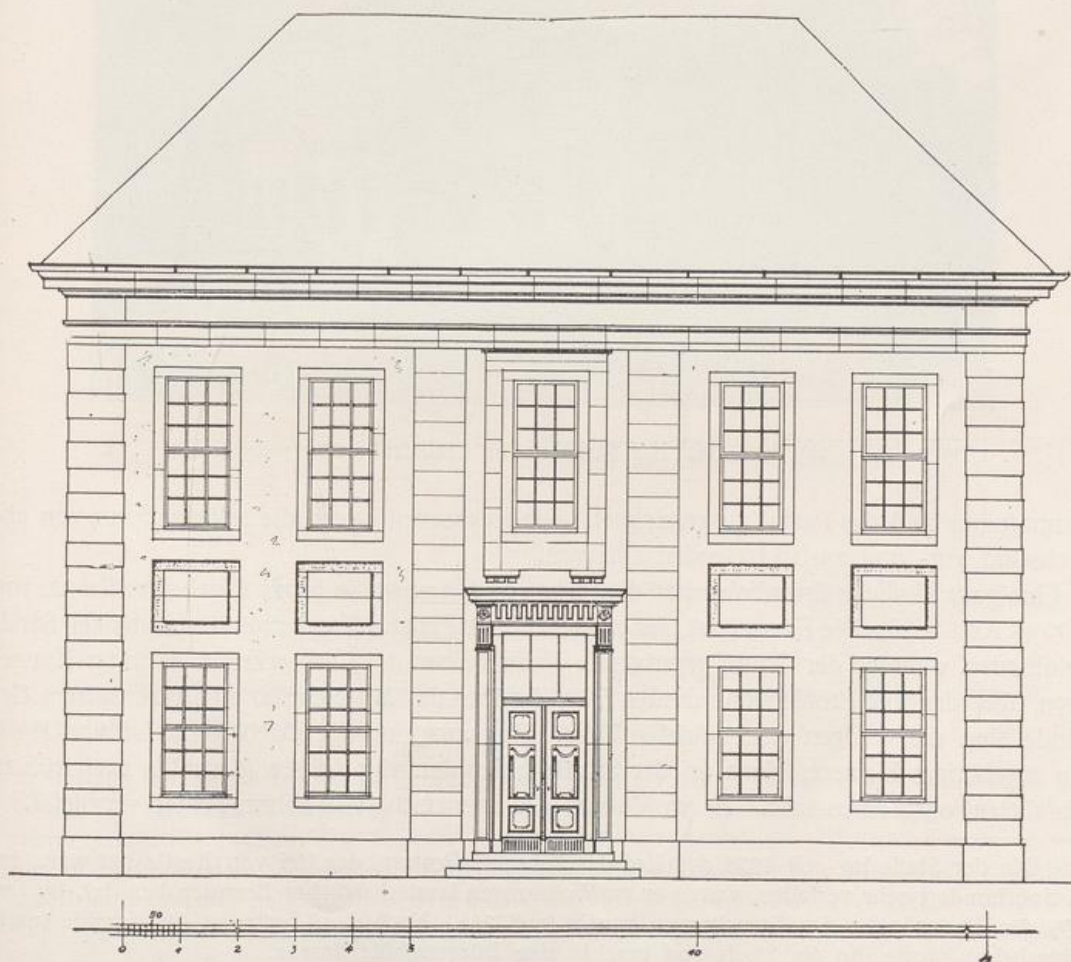


Abb. 85. Stadthaus v. d. Busche-Hünnefeld, Hakenstraße 6. J



einen älteren Bau an, dessen meterdicke Mauern ein Steinwerk unschwer erkennen lassen. Wie bei Abb. 23 ist das Steinwerk hier längst zur Straße gestellt, während bei schmaleren Grundstücken naturgemäß die Querstellung vorgezogen wurde, wie z. B. bei Abb. 63 u. 65. Davor ist der klassizistische Neubau gestellt, dessen zwei Stockwerke höher sind als drei der alten. Eine Treppe im fast 4 m breiten Flure schafft die Verbindung zwischen den verschiedenen Höhenlagen. Die beiden seitlichen Zimmerreihen sind nur an der Straße, wo die Vorliebe für Regelmäßigkeit siegte, von gleicher Tiefe. Der dahinter folgende Teil war schon in barocker Zeit vorhanden (s. Längsschnitt). Oben fehlt nicht der dreiachsige Saal. Der lange, eingeschossige Seitenflügel hat die den Vorhof einfassende Lage wie bei Abb. 23 u. 28. Die sonstigen Nebengebäude sind alle aus heutiger Zeit. Die Fassade fällt durch die stattlichen Achsweiten (2,50 bis 3,60 m) auf, ist aber im übrigen einfach-nüchtern und nur durch das gut gegliederte



1799

Abb. 86. Hof Struckmann, Clubstraße 22.

L

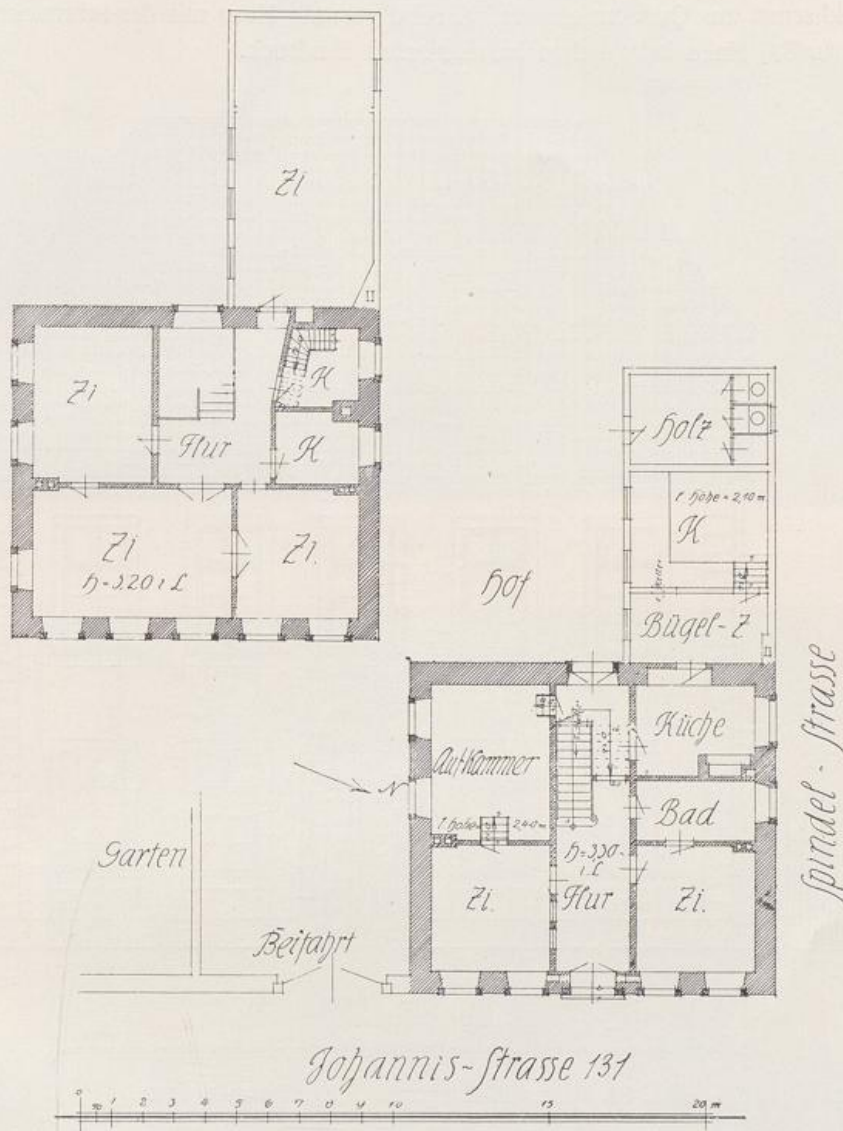
Hauptgesims und das Portal ausgezeichnet. Die Ecklisenen zeigen die seltene Form von abwechselnd vor- und zurücktretenden Quadern.

Eine ganz ähnliche Grundform hat der Struckmannsche Hof, Clubstraße 22, von 1799 (s. Abb. 86).<sup>1)</sup> Die Fassade ist hier einfacher. Die Fenster liegen zwischen schlanken Sandsteinlisenen, während der Grund geputzt ist. Palmzweigen mit Lorbeerkranz, darunter Kanneluren über der mit Profilen umrahmten Tür, darüber das Mittelfenster mit verkröpftem Gewände sind die wenigen geschmückten Teile. Das vorspringende Dachgesims ist von Holz. Ein zugehöriges kleineres Haus an der Straße hat unten vier Achsen (darunter zwei frühere Einfahrten) oben deren acht. Es wurde von der Dienerschaft bewohnt, später vermietet.

<sup>1)</sup> An der Stelle lag seit 1378 der Hof des Iburger Klosters, der frei von Reallasten war. Im 18. Jahrhundert sehr verfallen, wurde er zu Wohnungen landesherrlicher Beamten benutzt, bis ihn 1799 der Stadtsekretär Dr. Struckmann kaufte (s. S. 24). Nach dem Fortzuge der Familie (nach Hildesheim) kaufte ihn die Stadt und machte eine Bürgerschule daraus.



Noch kleiner und bescheidener ist das Buffsche Eckhaus Spindel- und Johannisstraße 131 von 1821 (s. Abb. 87–89).<sup>1)</sup> Auch hier ist der Flur so breit gemacht, daß hinten die Treppe in ihm Platz findet, unter welcher es zum Hofe geht. Daneben liegt an der Hinterseite die nur 2,40 m im Lichten hohe Aufkammer, unter dieser der einzige Kellerraum. Im Hofe



1821

Abb. 87. Haus Pfeffermann, Johannisstraße 131.

J

an der Giebelseite befindet sich die Winde, direkt über den Wagen, welche durch die Beifahrt einfahren. Der  $4,20 \times 6,40$  m große Saal im Obergeschoß hat hier mehr die Abmessungen

<sup>1)</sup> Nach freundl. Mitteilung der bisherigen Bewohnerin Fräulein Helene Buff war der vermutliche Erbauer der seit 1831 als Bewohner genannte Speisemeister des Zuchthauses Georg Friedrich Pfeffermann, welcher es 1841 an den Rentner Rudolf Barth verkaufte, von welchem es 1856 an Herrn Buff überging. Die auf der ovalen Tafel befindliche Inschrift: „Nicht zum Müßiggang, sondern zur Arbeit ist der Mensch geboren“ ließ Herr Barth, den sie störte, überstreichen. Leider werden in das Haus zurzeit Läden gebrochen, wobei sich die Hinterseite der Inschrifttafel als Grabstein von 1678 der Familien Meyer und Lange herausstellte.



eines größeren Zimmers. Im späteren Anbau an der Spindelstraße ist oben ein größerer (Musik-) Saal geschaffen. Der einzige Schmuck der Straßenansicht ist eine ovale, von gekreuzten Palmzweigen eingerahmte Schrifftafel über der in tiefer Nische liegenden Tür und die kannelierten Türgewände mit den üblichen Rosetten an den Kreuzungsstellen. Bei aller Schlichtheit macht das mit Ecklisenen aus Quadern eingefasste, solid gebaute Haus mit der schmucken Beifahrt (s. Abb. 88 u. 89) einen behaglichen harmonischen Eindruck.



1821

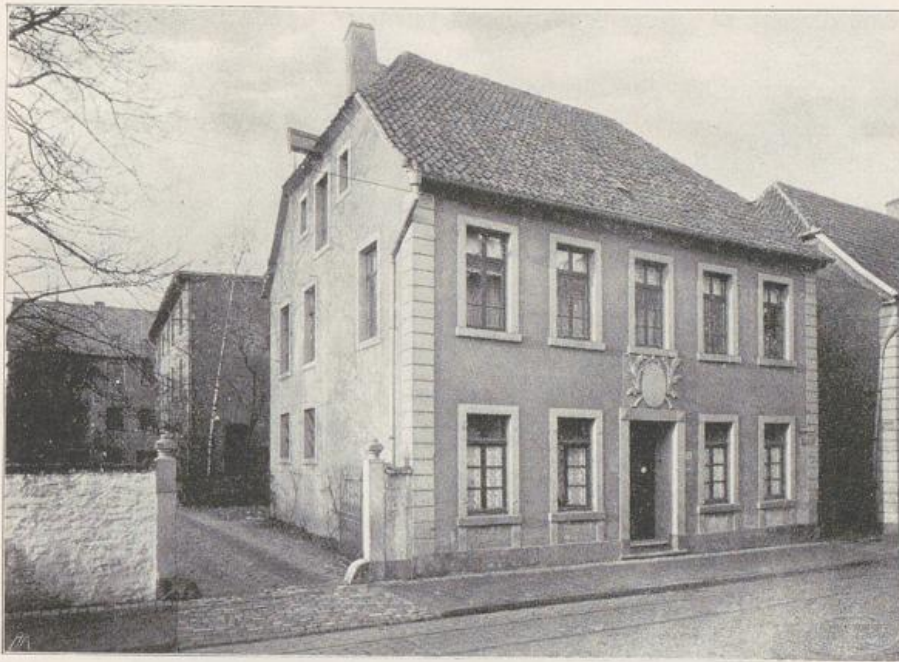
Abb. 88. Haus Pfeffermann, Johannisstraße 131.

J

Abb. 90 gibt ein ganz freistehendes Haus an der Natruper Straße (Nr. 74), genannt „Die Bornau“.<sup>1)</sup> Es lag ehemals ganz außerhalb der Tore. Diese ungewöhnliche Lage und der klein gewählte Maßstab der Einzelformen, der die Schinkelsche Schule deutlich verrät, lassen annehmen, daß es um die Zeit der Schleifung des Natruper Tores, also um 1824, entstanden sein wird. Die Verbindung von Putzbau und Werkstein hat etwas Ländliches, wie man es bei den besseren Häusern der kleinen Landstädte und einzeln liegenden Gehöften seit alters her in der ganzen Gegend häufig findet. Die verschiedenen Höhen des Geländes sind zur Anlage eines

<sup>1)</sup> Im Garten befindet sich eine alte, als „Teufelsquelle“ bezeichnete, angeblich radiumhaltige Quelle, welche auch Wagner (S. 31) erwähnt.





1821

Abb. 89. Haus Pfeffermann, Johannisstraße 131.

L



(1825)

Abb. 90. Die Bornau, Natruperstraße 74.

B

geräumigeren Untergeschosses an der tiefer liegenden Seite ausgenutzt. Die Schieferdeckung ist hier wie überall nicht die ursprüngliche, welche stets in einheimischen Hohlpfannen bestand. Im Innern befinden sich hübsche Treppengeländer u. dergl. Weitere freistehende



Beispiele sind die Kurien an der Großen Domfreiheit Nr. 9 (Tür ähnelt der an der Kanzlei) und 16 (um 1785, reich ornamentiertes Portal), Kanzlerwall 1b u. a. m.

Derselbe zweigeschossige Fassadentypus kommt nun bei vierachsigen und dreiachsigen Häusern vor. Bemerkenswerte vierachsige Beispiele sind: die beiden Predigerhäuser an der Katharinenkirche 7 und 8, als Doppelhaus symmetrisch vereinigt, ferner Grünerbrink 18B, Johannismauer 76, hier mit kleinem Giebelaufbau und zwei seitlichen Dachluken (neben dem „hochsperrigen“ oder „gesperrten“ Turme), Johannisstraße 75 u. a. m.



1808

Abb. 91. Johannisstraße 80.

L

An dreiachsigen Beispielen sind hervorzuheben: Johannisstraße 80 (s. Abb. 91) von 1808. Das an der Straße nur 7,65 m breite Grundstück gehört zu den langgestreckten, von der Straße ganz schräggeschnittenen Baustellen. Die gekrümmten Verbindungen der Barockzeit von Türumrahmung und Sohlbank des Oberfensters haben hier klassizistische Kanneluren und Rosetten erhalten. Zierlich ist die bekrönende, geschnitzte Dachluke ausgebildet, welche sich in fast gleichen Formen am Hause 105 derselben Straße wiederholt (s. Abb. 151). Hervorzuheben ist, daß bei geringen Breiten wie hier, die Fenster nicht etwa schmaler als sonst gemacht werden, sondern vernünftigerweise ihre gewöhnlichen Abmessungen (hier 1,25 m, Tür 1,45 m) beibehalten, während infolge der beschränkten Stockwerkhöhen in der Höhe eine Einschränkung stattfindet, die dem Formate etwas Gedrungenes gibt. Andere Beispiele



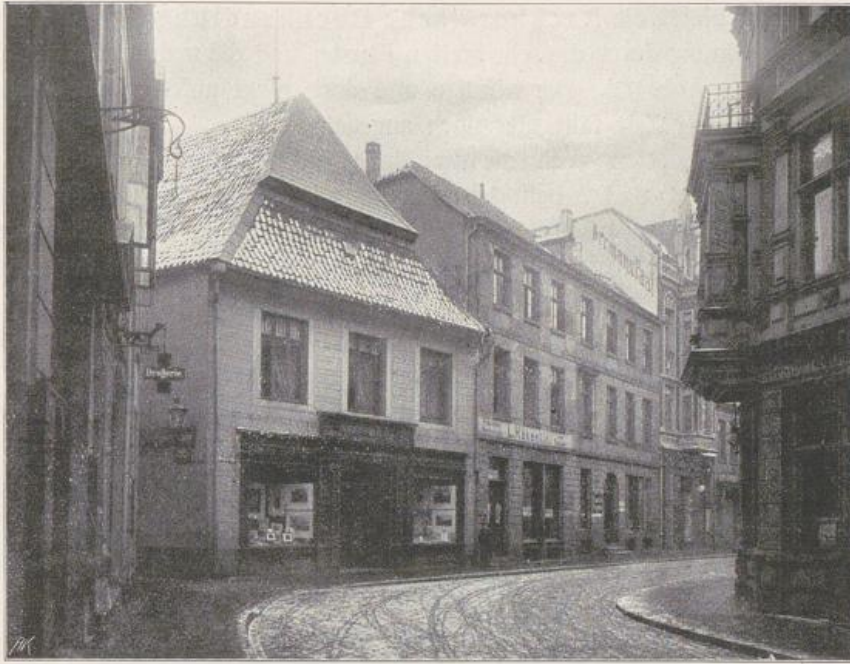


Abb. 92. Rackhorstsche Buchhandlung, Großstraße 22. — L



1816 Abb. 93. L  
Gasthof zu den drei Kronen, Marienstraße 5 (im Hintergrunde das Hegertor).

sind Herrenteichstraße 2 (hier sehr gedungen, infolge der winzigen Geschoßhöhen), Alte Münze 2, 4, 6, 8, wie Hasemauer 1 u. 2 in Fachwerk, Holtstraße 52 mit ganz niedrigem Obergeschoß und überbauter Beifahrt (Ecke Hermesstraße), Marienstraße 19B, Goldstraße, 17, 18 u. a. m.



Eine Besonderheit bietet die Rackhorstsche Buchhandlung Große Straße 23 in ihrer früheren Erscheinung durch die sehr breiten Fenster und die mansardenartig abgetreppte seltenere Dachform (s. Abb. 92). Die würdige und doch nicht aufdringliche Ausbildung der Ladenfenster vormoderner Zeit fällt hier noch angenehm auf.

Als kleinste Beispiele seien noch die drei dreiachsigen Häuser Petersburger Wall 1—3 erwähnt. Zwischen Nr. 1 und 2 befindet sich ein mit dem Motiv der Tropfenplatte abgeschlossener Stein mit der Inschrift: „Gehard Heinrich Drop, Margareta Agnese Drop, geborene Westerkamps 1791“, als sicher datiert bemerkenswert. Als eins der kleinsten zweiachsigen sei noch das 4,80 m breite Beispiel Hegerstraße 31 angeführt.

Nachdem man die Neuheit des Flachgiebels und der bislang wenig gebräuchlichen giebellosen Hauptgesimse genugsam ausgekostet hatte, kehrte man zu dem Giebel für das dritte



Abb. 94. Eckhaus Hakenstraße—Krahnstraße 22. L

Geschoß zurück. Derselbe Vorgang, der sich jedesmal beim Aufkommen neuer auffallender Formen vollzieht und auch in der Barockzeit geschildert ist. Die von alters her übliche Lösung, bei welcher das steile Dach an der Straße mit dem Giebel abschließt, wird auch in dieser Zeit wieder als das Natürliche erkannt. Die schon in der Barockzeit auftretende Walmkante erscheint jetzt als ausgesprochene Anpassung an die neue Vorliebe für das Wagerechte. Häufig wird sie als sorgfältig gegliedertes Steingesims ausgebildet, das den Giebel im Knick umzieht (z. B. Hegerstraße 12). Dem alten gotischen Giebel wird sozusagen die Spitze abgeschnitten.

Eins der stattlichsten Fünfachsenhäuser ist das 1816 gebaute Gasthaus zu den drei Kronen an der Ecke von Rolandsmauer und Marienstraße 5 (s. Abb. 93).<sup>1)</sup> Die Jahreszahl

<sup>1)</sup> Nach mündlicher Überlieferung wie nach dem Häuserverzeichnisse von 1790 im Besitze der Familie Krafft. Der Schmuggelhandel nach Westfalen (nächster Ort Lotte) soll in diesem Aus-



steht hier in üblicher Weise in den vier Ecken des Schlußsteines. In der Füllung über der Tür, für welche man einst geschweifte Formen geliebt hatte, sind jetzt im rechteckigen Felde die drei Kronen dargestellt zwischen Schilfwedeln, deren gekünstelte Formen gegenüber der mehr naturalistischen Frühzeit auffallen. Typisch ist das Fehlen eines Abschlußgesimses unter der Giebelfläche. Nur die Ecklisenen erhalten als Anfallspunkte der Giebelschrägen einen bis in die Windfederfläche verzogenen Gesimskropf. Von den nach dem Hegertor, welches man von hinten sieht, folgenden Häusern wiederholt das erste vierachsige dieselbe Lösung, während die beiden letzten ohne Giebel, nur mit Dachluken ausgebildet sind.



1821

Abb. 95. Johannisstraße 57.

L

Ein anderes schlichteres Beispiel ist das Eckhaus Haken- und Krahnstraße 22 (s. Abb. 94)<sup>1)</sup>. Hier fehlt die Eckquaderung, die Fenstersohlbank-Konsolen, die verzierte Füllung über der Tür und sonstige Verzierungen. Die neuerdings eingerichteten Läden sind hier wie bei Abb. 92 in einer einigermaßen befriedigenden Weise angeordnet, leider in letzter Zeit wieder vergrößert. Je steiler das Dach, um so eher erhalten diese Ansichten einen besonderen Charakter.

spann besonders geblüht haben. An der Seite der Rolandsmauer ist das Osnabrücker Rad von 1589 als Grenze der damaligen Marktgerechtigkeit wieder eingemauert.

<sup>1)</sup> Nach dem Häuserverzeichnis von 1790 im Besitze der Familie Ehmsen.



Ein Vergleich von Abb. 94 mit Abb. 95 (Johannisstraße 57 von 1821), wo das Dach erheblich flacher ist, läßt das deutlich erkennen. Weitere Beispiele sind Krahnstraße 12/13 (mit Holzfigur des guten Hirten über der Tür, vom früheren Hause stammend), Krahnstraße 14, Markt 15 (mit Buchstaben H. T. und J. H. im Schlußsteine), Herrenteichstraße 12 (mit Löwenkopf als Schlußstein, ähnlich wie bei Kamp 16, und Spitzgiebel aus anderer Zeit), Johannisstraße 57, Neuer Graben 4 u. a. m. Hegerstraße 12, mit mittlerem Einfahrtstor und unten dreiachsig, ist ein typisches Beispiel für die Formen der Berliner Richtung. Die zwei Geschosse sind hier ebenso hoch wie die drei des Nachbarhauses Nr. 13. Letzteres ist eins der nicht so häufigen Beispiele mit dem Halbgiebel über drei Geschossen, wie sie an möglichst ausgenutzten Bau-



1816 Abb. 96. (Links) Rolandsmauer 14 (im Hintergrunde der Katharinenturm).

stellen vorkommen, z. B. Rolandsmauer 14 (von 1816, mit E. R. im Schlußsteine s. Abb. 96), Bierstraße 32, (von 1817, 6 A, Eckhaus), Seminarstraße 7/8 (6 A), beide mit überbauter Beifahrt u. a. m.

Das ist die Fassade des Osnabrücker Wohnhauses der Biedermeierzeit. Das einfache Schema steht fest. Nur innerhalb desselben strebt man nach Mannigfaltigkeit: höhere oder niedrigere Geschosse und Fenster, weitere oder engere Achsen, Fenster und Türen, stärkere oder schwächere Ecklisenen, letztere auch ganz fehlend, einfachere oder reichere Einzelheiten an Gewänden, Konsolen, Füllungen. Die schlichte, durchschnittlich 17 cm breite Sandsteinumrahmung mit Querscharrierung, welche sich an den Kreuzungsstellen von Gewände und Sturz verkröpft, ist das Gewöhnliche, im Schlußsteine des breiteren und profilierten Türgewändes stehen meistens die Anfangsbuchstaben des Bauherrn, manchmal auch die seiner Frau und die Jahreszahl, letztere oft in den vier Ecken verteilt.

Ein Wechsel war vor allem in der Anzahl der Achsen möglich. Dasselbe schlichte Haus kommt mit vier und drei Achsen vor. Von den vierachsigen sind zu nennen: Hegerstraße 8,



ein Richtersches Haus,<sup>1)</sup> mit schweren Kränzen unter den Erdgeschoßfenstern, Dielingerstraße 30, Große Hamkenstraße 6, Johannisstraße 85 (1825, mit M. E. im Schlußstein), 97 (1830, mit C. G. K. im Schlußstein), 129 (ganz schlicht), Lohstraße 62 u. a. m.

Von den dreiachsigen Beispielen, nächst den fünfachsigten die häufigsten, ist Johannisstraße 108 von 1816 hervorzuheben (s. Abb. 97). Hier ist in den neuen Formen eine zeitgemäße Lösung für die alte Bauern- bzw. Ackerbürgerhausfassade versucht. Die Diele hat ihre



1816 Abb. 97. Johannisstraße 108. B

alte Höhe von zwei Geschossen behalten, das Einfahrtstor deutet das untere höhere, das Oberfenster das obere niedrige noch an. Die seitlichen Oberfenster zeigen aber, daß auch das obere Geschoß jetzt eine größere Höhe erhielt, was besonders bei einem Vergleiche mit dem älteren Nachbarhause (rechts, Nr. 107) auffällt. Das spitzbogige Kreuzungsmotiv im mittleren Oberfenster ist eins der häufigen Beispiele für die gelegentliche Anwendung gotischer Formen.<sup>2)</sup> Ein sehr stattliches Beispiel mit anschließender überbauter Beifahrt und erkerartigem Vorbau

<sup>1)</sup> Über die Richterschen Häuser s. auch die aus Anlaß des 150jährigen Geschäftsjubiläums herausgegebene Festschrift von 1911, gedruckt bei Eilers-Bielefeld.

<sup>2)</sup> Die bekanntlich auch Schinkel pflegte, allerdings ohne in ihren Geist tiefer einzudringen.



im Erdgeschosse ist an derselben Straße noch Nr. 102. Von den sonstigen zahlreichen Beispielen sind zu erwähnen, Große Straße 64 (mit seitlichen gekuppelten Fenstern, über welchen hübsche Kranzgehänge), Neuergraben 7 mit mittlerem Einfahrtstore, Holtstraße 27 (bereits von 1835, mit Namen C. A. Vordiek), Große Gildewart 36 (mit gedrunenem Mittelgeschoß), Bierstraße 37 (mit gekuppelten Fenstern), ebenso Herrenteichstraße 26, Dielingerstraße 8, Seminarstraße 4, ganz einfach Große Straße 50—51, 53 und 54, Marienstraße 7, Kamp 30 (1801).

Bei den schmalsten Beispielen wird die Tür oft nicht mehr in die Mitte gesetzt wie bei Lohstraße 55, sondern seitlich gerückt, um an Stelle zweier winziger Zimmer lieber ein größeres zu haben wie bei dem 6 m breiten Hause Alte Münze 26.

Von den zweiachsigen Häuschen sei Goldstraße 11 genannt. Hier ist nur eine einzige Zimmerflucht möglich, während bei den mehrachsigen Beispielen rechts und links vom Eingange je eine Zimmerreihe angeordnet wird (s. Abb. 87, 100, 104).



## Das eingeschossige Haus und die Armenhäuser.

### 1. Mit abgewalmtem Giebel.

Beim eingeschossigen Hause pflegte der Grundriß weniger ausgiebig, die Stockwerkshöhen sowie Tür- und Fensterbreiten darum aber doch meistens nicht geringer zu sein als beim größeren Bürgerhause. In den wichtigsten Fassadenteilen zeigen beide Häuserarten nach außen den gleichen Maßstab.

Ein typisches fünfachsiges Beispiel ist das früher von Nachkommen der Familie Hollenberg bewohnte Haus Seminarstraße 21 (s. Abb. 98). Die schützenden Ecklisenen mit be-



Abb. 98. Seminarstraße 21 (rechts).

L

krönendem Gesimse sind noch vorhanden, ebenso die kannelierten Türgewinde mit Rosetten. Auch ein kleiner Schmuck über dem Türsturze fehlt nicht. Das Erdgeschoß ist hier, wie meistens bei den Einstockwerkhäusern, vom Giebel durch ein schlichtes Gurtband getrennt. Die Fenster haben die schlichten — stets querscharrierten — Gewände und Sohlbänke. Für starke Schattenwirkung sorgt die tiefe Türnische, aus welcher die praktisch hierher, vor die beschattende Tür, gelegten Stufen herausquellen. Alles ist von einfacher Sachlichkeit. Und doch wird man solchen Häusern eine abgerundete ästhetische Wirkung nicht absprechen, weil das Wenige, was da ist, im Rahmen des Ganzen vortrefflich abgewogen ist.<sup>1)</sup>

Häufiger als die fünfachsiges Anlagen (Pfaffenstraße 5 a) sind bei diesen einstöckigen Häusern solche mit vier bis zwei Achsen.

<sup>1)</sup> Die Zinkdachluke ist natürlich eine neuere Errungenschaft und würde besser fehlen.



Ein heute verschwundenes vierachsiges Beispiel bietet Abb. 99 an der Johannisfreiheit 11. Der Kostenersparnis wegen sind hier Fenster und Türumrahmungen aus Holz. Die Fenster, welche hier, wie meistens im Osnabrücker Lande, nach außen schlagen,<sup>1)</sup> lassen sich gut daran befestigen. Das Nachbarhaus mit anschließender ortsüblicher Bruchsteinmauer vervollständigt hier den malerischen, von Bäumen umschatteten Winkel Kleinhausstilleben, Häuschen, an denen Osnabrück immer ärmer wird.

Am häufigsten ist das mit drei Achsen ausgebildete Einstockwerkhaus. Eins der architektonisch ansprechendsten ist das Schoofsche Haus Rolandsmauer 9 von 1819 (s. Abb. 100 u. 101). Die Breite an der Gartenseite (10 m) ist erheblich größer als an der Straße (8,50 m), wo die Fassade 1819 vermutlich nur erneuert wurde. In heutiger Zeit würde man, um



Abb. 99. Johannisfreiheit 11.

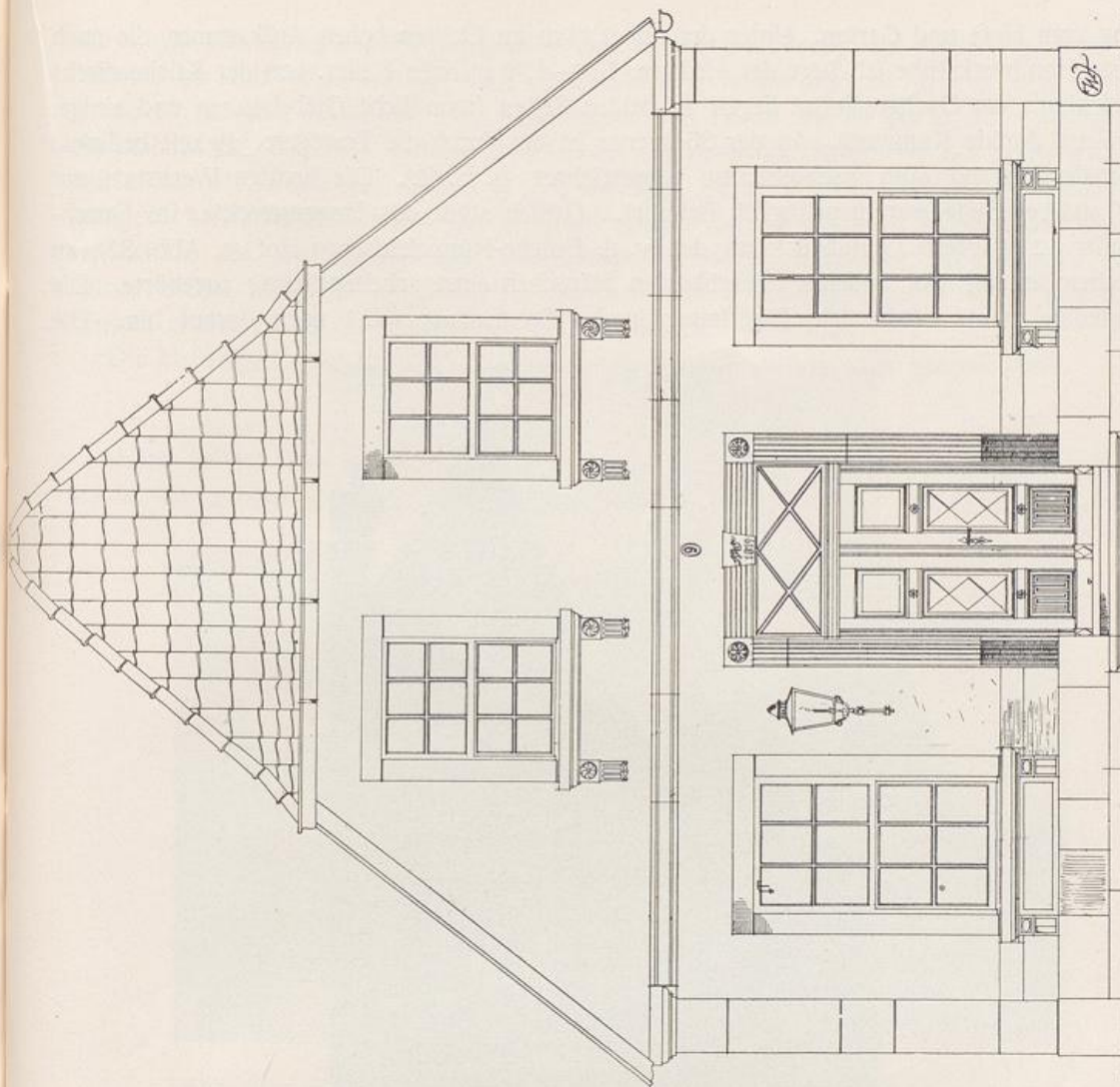
L

breitere Zimmer an der Straße zu erhalten, sich eher mit einem engeren Flur behelfen. Damals legte man auf einen breiten Flur, an dessen Decke das geschlachtete Schwein aufgehängt werden konnte,<sup>2)</sup> besonderen Wert. Auch Schränke stellte man dort auf, wenn man keine Nebenkammern ohne Außenfenster dazu benutzen konnte, was bei den eingebauten Häusern meistens der Fall war. Der Grundriß ist im übrigen gut ausgeputzt. Besonders durchdacht erscheint die Anlage der Treppe, welche gleichzeitig den Zugang zur Aufkammer und zum Dachgeschoß vermittelt und nur mit einem kurzen Lauf (s. Abb. 100) den hier erbreiterten Flur verengt (wie bei Abb. 65), während der andere die eine Kammer durchschneidet. Die Küche mit mächtigem Rauchfang für Schinken und Würste dient der Raumersparnis wegen gleichzeitig als Durch-

<sup>1)</sup> hat seinen Grund in den starken Winden, welche das Fenster besser in die Falze drücken, während ein nach innen schlagendes Fenster eher aus den Falzen herausgepreßt und undicht wird, dafür allerdings etwas mehr gegen Regen geschützt liegt.

<sup>2)</sup> Die eisernen Haken dazu sind noch vorhanden.





J

Abb. 101. Haus Schoof, Rolandsmauer 9.  
Straßenansicht.

1819



J

Abb. 100. Haus Schoof, Rolandsmauer 9.  
Grundriß und Lageplan.



gang zum Hofe und Garten. Unter der nur 2,24 m im Lichten hohen Aufkammer, die noch heute Handwerkstube ist, liegt der niedrige, 1,50—1,70 m hohe Keller, von der Küche direkt erreichbar. Im Dachgeschosse liegen an beiden Seiten freundliche Giebelstuben und einige, teilweise dunkle Kammern. An der Südgrenze ist der durch die Traufgerechtigkeit bedingte schmale Abstand vom Nachbarhause eingezeichnet (s. S. 62). Die heutige Werkstatt auf der anderen Seite war ursprünglich Beifahrt. Östlich stößt das langgestreckte, im Durchschnitt 12 m breite Grundstück an den v. d. Busche-Hünnefeldschen Hof (s. Abb. 82), zu welchem es mit vier anderen benachbarten Häuschen einst arbeitspflichtig zugehörte. Die ehemalige, heute vermauerte Türöffnung in der Grenzmauer weist noch darauf hin. Die



Abb. 102. Großestraße 66.

L

kleine Fassade gehört zu den am liebevollsten durchgearbeiteten. Der Sandsteinsockel, die sorgfältig als scharfkantige, teilweise verzierte Kanneluren gearbeiteten Türgewände, die Sohlbänke auf verzierten Konsolen, das profilierte Gurtband, alles das verrät den Wohlstand und Eifer des kleinen Bauherrn, der zugleich Baumeister war (s. S. 64). Links von der Tür sind noch die Haken für die seit dem Anfange des Jahrhunderts vorgeschriebene Laterne. In der Türnische fehlt nicht das in die Fensternischen führende Guckloch, welches den Eintretenden sofort verriet. Derartige Gucklöcher waren zur Kontrolle des Lebenswandels der lieben Mitmenschen ganz besonders beliebt und sind auch heute noch in vielen Beispielen im alten Gebrauche. Derselben Beliebtheit erfreuten sich die meistens in den oberen Stockwerken draußen schräg vor den Fenstern angebrachten Spiegel („Spione“).

Von den zahlreichen ähnlichen Beispielen seien noch genannt: Dielingerstraße 25, mit gekuppelten Fenstern und Einfahrtstore mit geradem Sturze, der zur Verminderung der freitragen-



den Länge von schwerfälligen Konsolen in den nüchternen Formen der Spätzeit gestützt wird (ähnlich bei Johannisstraße 123 oder Holtstraße 27), ferner sind zu nennen: Große Rosenstraße 18 mit sehr stattlicher Tür, Johannismauer 6, 13, 18 und 70 (an letzteres drangebaut ein Beihaus mit 2A, 1G). Ein Beispiel von mehr malerischen Reizen ist der inzwischen zerstörte ehemals Henricische Besitz an der Großen Straße 66 (s. Abb. 102). Zu dem behäbigen, breitgelagerten Häuschen im Hintergrunde der Straße steht in denkbar größtem Gegensatze der aus früherer Zeit stammende schmale hochgezogene Vorbau, und dessen spitzer Giebel wiederum im Gegensatze zu dem kleinen flachgiebeligen Erker. Durch den Einbau großer Läden ist auch dieses Idyll neuerdings vernichtet.

Die kleinsten Häuser dieser Art behelfen sich mit zwei Achsen oder gar mit einer.

## 2. Ohne Giebel.

Hierin gehört einer der kleinsten Adelshöfe mit abgewalmten Giebeln an den Schmalseiten. Es ist die ehemalige „Poggenburg“, das spätere Stadthaus der Ostman v. d. Leye,



Abb. 103. Stadthaus Ostman von der Leye („Poggenburg“), Hakenstraße 9. L

Hakenstraße 9 (s. Abb. 103).<sup>1)</sup> Die unregelmäßige Achsenverteilung deutet hier auf einen älteren Bau hin, dessen hohes, wuchtig wirkendes Dach beibehalten wurde. Das Beihaus entstammt neuerer Zeit. Die Fachwerkgiebel sind neuerdings, wie das ganze schmucke Häuschen, wieder farbig belebt.

Als typisch für die ohne Straßengiebel aber mit regelmäßiger, gewöhnlich siebenachsiger Front ausgebildeten eingeschossigen Häuser sei das Haus Barfüßerkloster 1 angeführt (s. Abb. 104 u. 105). Die geschweiften Ohren der Türumrahmung (s. S. 33) und die Art der Profilierung der in einen schmaleren und breiteren Flügel geschnittenen hölzernen Tür weisen diesen Bau noch in die ausgehende Barockzeit. Die regelmäßige Zimmerverteilung zu beiden Seiten des 1,70 m breiten Mittelflures erklärt sich wohl durch die ursprüngliche Bestimmung als Doppel-

<sup>1)</sup> Der Hof, bischöfliches Lehen, war im Anfange des 15. Jahrhunderts bewohnt von Erdwin vom Dumstorp, um 1450 vom Bürgermeister Hermann v. Melle, 1470 vom Bürgermeister Erdwin Ertmann. Im 17. Jahrhundert ist er Eigentum der Familie v. Nagel, die ihn um 1700 an Ostmann v. d. Leye verkaufte. 1876 wurde er als letzter adeliger Hof an den Weinhändler Förster verkauft.



haus. Das Obergeschoß ist durch die versteckte Lage der Treppe deutlich als Nebensache gezeichnet. Eine zweiteilige Freitreppe gibt dem Häuschen im Verein mit der Tür etwas wohlhabend Behäbiges, wozu vordem die heute beseitigten Fensterläden noch erheblich beitrugen.

In klassizistischer Zeit ist dieser Typus mit geringen Grundrißveränderungen häufig wiederholt. Insbesondere findet man ihn viel in den Landstädtchen und Ortschaften der Gegend.<sup>1)</sup>

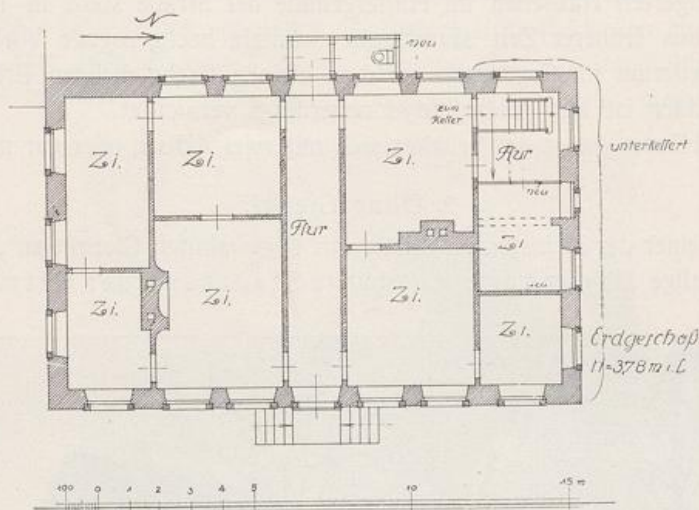


Abb. 104. Barfüßerkloster 1.

J

Als eins der reizvollsten sechsachsigen Beispiele sei das Hinterhaus Commenderie-  
straße 47 B gezeigt (s. Abb. 106). Es ist ebenso wie das zweigeschossige größere Haupt-  
gebäude aus Fachwerk erbaut, welches man, wie allgemein damals üblich, zur Erzielung  
einer ruhigeren Gesamterscheinung gleichmäßig weiß übertünchte. Farbig behandelt wurden



Abb. 105. Straßenansicht. Barfüßerkloster 1. Hofansicht.

J

nur die Holzeinfassungen von Tür und Fenster, letztere hier, wie meistens, weiß gestrichen. Schön geschweifte, regelmäßig zur Türachse gesetzte Dachluken beleben die Dachfläche. Der vorläufig noch unberührte, abgelegene Hof ist ein malerisches Idyll.

<sup>1)</sup> Als besser durchgebildete Beispiele seien genannt das ev. Pastorenhaus in Quakenbrücke (7 A, Fachwerk) und die heutige Dienstwohnung des Amtsrichters in Wittlage, nur der dreiachsige etwas vorgezogene Mittelteil hat hier Sandsteingesimse.





Abb. 106. Commenderie 47 B.

L

Ferner seien noch folgende Beispiele dieser Art genannt: Pfaffenstraße 3a (6 A), 4 (8 A, ursprünglich Doppelhaus), Gartenhaus (um 1790) Schwartz, hinter Krahnstraße 9/10 (6 A),



Abb. 107. Blick in die Kleine Domsfreiheit mit den alten Kurien. L

Sackstraße 1a (unterkellert und mit Gewölben aus älterer Zeit) und Rolandsmauer 6 B (7 A), hier schon aus der Mitte des Jahrhunderts. Kleine Domsfreiheit 22 (5 A), Goldstraße 33 (4 A), mit Inschrift J. M. Augustin C. M. Brikwedde 1829, Marienstraße 12 (3 A), beide mit Dachluken. Eine Kuriosität war „das Haus ohne Fenster“ Neustr. 6/7, nur mit Tür und Beifuhr versehen.



Eine ganze Anzahl ähnlicher eingeschossiger Anlagen von verschiedener Achsenzahl bieten die Nr. 23 und ehemaligen Nr. 6—8 der Kleinen Domfreiheit, sowie der anschließende

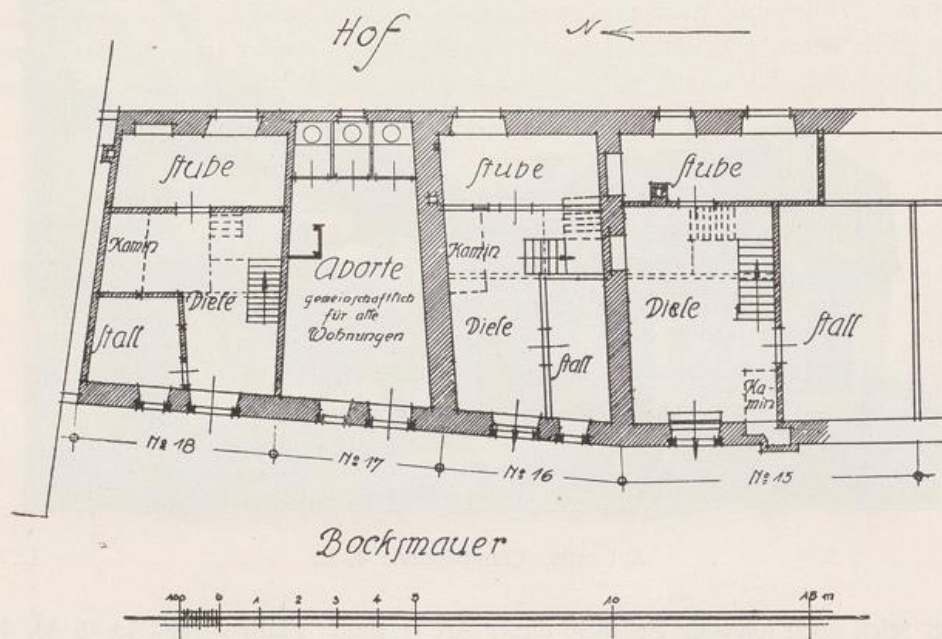


Abb. 108. Ev. Waisenhof, Bocksmauer 18—12.

J

„Klapperhagen“ mit den um den Dom gelagerten Kurien (s. Abb. 107). Häßliche hohe Neubauten an beiden Straßenseiten, über welche die Sonne kaum noch in die Straße scheinen kann, haben hier das friedliche Bild gestört und die ehemals so reizvolle Straße unansehnlich gemacht.



Abb. 109. Ev. Waisenhof, Bocksmauer 18—12.

J

Als eine besondere Gruppe ähnlicher eingeschossiger Bauten müssen noch die zahlreichen Armenhäuser genannt werden. Schon in frühester Zeit hatten die Osnabrücker Bürger durch milde Stiftungen aller Art für ihre ärmeren und schwächeren Mitbürger gesorgt.<sup>1)</sup> In den äußeren Stadtvierteln stehen noch heute eine Fülle alter Hof-, Gast-, Armen- und Kranken-

<sup>1)</sup> Näheres s. bei Siebern-Fink a. a. O. S. 209—214, woselbst weitere Literaturangaben.



häuser, in denen Hilfsbedürftige Unterkunft und Pflege erhielten. Es sind meistens einstöckige Bauten einfachster Art. Die Geber waren nicht nur Einzelpersonen, auch Adelige, sondern kirchliche Gemeinden und deren „Bruderschaften“, ferner die Zünfte, der Rat. Ebenso herrschte

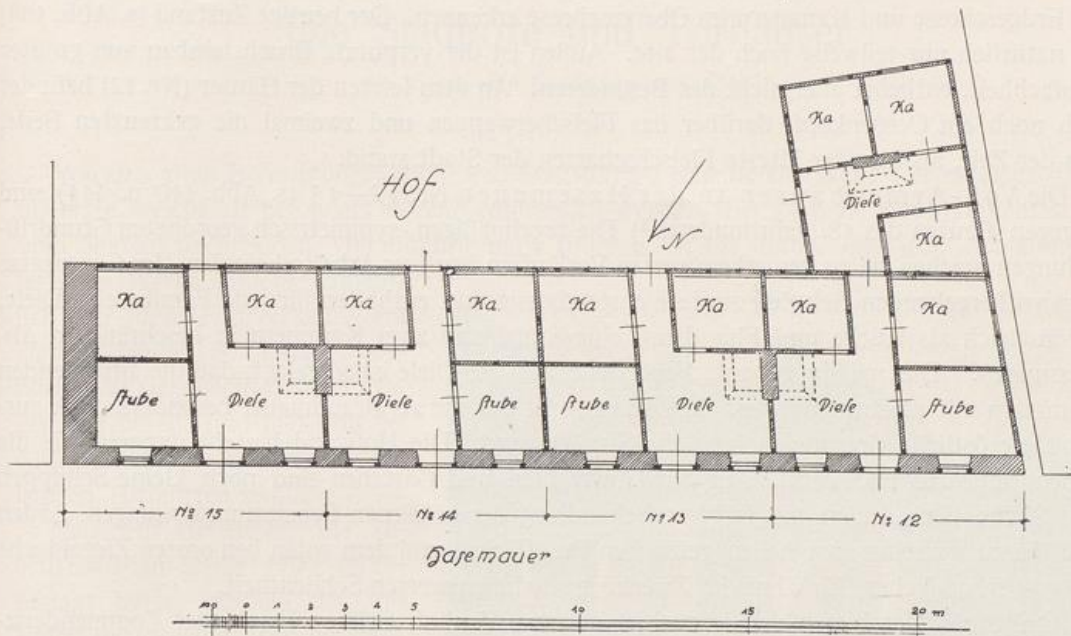


Abb. 110. Die Voß-Armenhäuser, Hasemauer 15–12.

J

in den Organisationen die größte Mannigfaltigkeit. Der französischen Fremdherrschaft war es vorbehalten, auch in diesem Chaos der Einzelkrämerei eine große einheitliche Verschmelzung durchzuführen und insbesondere das daneben blühende lästige Bettelwesen abzuschaffen. 1817 und 1836 erfolgten dann noch weitergehende Vereinfachungen.

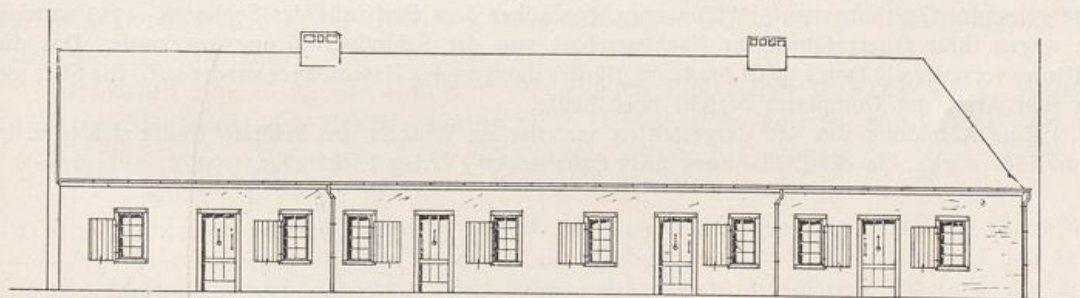


Abb. 111. Die Voß-Armenhäuser, Hasemauer 15–12.

J

Als Beispiel einer bis ins Mittelalter zurückgehenden Armenpflegeanstalt sei der große evangelische Waisen Hof genannt, welcher eine beträchtliche Fläche des Stadtgebiets zwischen Großer Gildewart, Hegertor und Bocksmauer ausfüllte (s. Abb. 108 u. 109).<sup>1)</sup> Im Kleinwohnungs-

<sup>1)</sup> Näheres bei Siebern-Fink a. a. O. S. 24 ff. Ursprünglich wohnten hier mit dem Haupthause an der Großen Gildewart die Grafen von Teklenburg, die Kirchenvögte der Stadt, denen der Rat 1620 den Hof abkaufte, um hier ein Armenhaus zu errichten, zu dessen Vergrößerung er auch den Nachbarhof des Mathias v. Dorgelo zukaufte. Um die Insassen angemessen zu beschäftigen, richtete er 1724 die unteren Räume zu einer Spinnerei und Färberei ein. Der Flügel mit den kleinen Wohnun-



flügel an der Bocksmauer sind, die Wohnungen nicht ganz gleichzeitig, sondern wie die dicken Innenmauern ausweisen, teilweise nacheinander entstanden. Die Grundrisse lassen die auf äußerster getriebene Zusammenziehung des alten Ackerbürgerhauses mit Diele, Stall, Stube im Erdgeschoße und Kammern im Obergeschoße erkennen. Der heutige Zustand (s. Abb. 108) ist natürlich nur teilweise noch der alte. Außen ist der verputzte Bruchsteinbau von größter Einfachheit, entbehrt aber nicht des Besonderen. An dem letzten der Häuser (Nr. 12) befindet sich noch ein Ochsenkopf, darüber das Fleischerwappen und zweimal die gekreuzten Beile, aus der Zeit, als hier der älteste Fleischscharren der Stadt stand.

Die Voß-Armenhäuser an der Hasemauer Nr. 12—15 (s. Abb. 110 u. 111) sind dagegen Bauten des 18. Jahrhunderts.<sup>1)</sup> Die regelmäßigen, symmetrisch geordneten Grundrißteilungen machen sie zu bemerkenswerten Vorläufern heutiger Arbeiterkolonien. Im Gegensatz zum vorhergehenden Beispiele sind sie eingeschossig und enthalten für jede Familie eine Diele, die zugleich als Küche und Flur dient, eine Stube und zwei Kammern in beschränkten Abmessungen. Die massiv gebaute Feuerstelle auf der Diele ist so gelegt, daß die anstoßenden Kammern mit erwärmt werden. Massiv ist sonst nur die als Brandmauer besonders stark ausgebildete östliche Grenzmauer und die Straßenwand. Die Hofwand besteht dagegen wie die Innenwände aus Fachwerk. Auf den Hinterhöfen und Gärtchen sind noch kleine Schuppen und Ställe. Das Äußere mit farbiger Behandlung der hölzernen Fensterumrahmungen, Läden und Türen zwischen den hellen gelblichen Putzflächen und dem roten bemoosten Ziegeldache ist von freundlicher, für ähnliche Zwecke nachahmenswerter Schlichtheit.

Ähnliche Bilder bieten die Armenhäuser am Ledenhof, Grünen Brink, der Commenderiestraße, dem Vitihof (von 1840, hier besonders malerisch, mit steilen Giebeln über den schmalen Fronten),<sup>2)</sup> am Kamp, in der Lohstraße, Hakenstraße, Seminarstraße, Goldstraße u. a. m.

gen ist heute kleinen Leuten zu geringem Mietzins überlassen. Als Nachfolger der nicht mehr ausreichenden Krankenhäuser an der Gildewart wurde auf C. B. Stüves Anregung 1862—1864 das neue städtische Krankenhaus vor dem Hegertore gebaut.

<sup>1)</sup> Die Erben des Domvikars Heinrich Voß kauften aus dessen Nachlaß 1570 ein vor dem Martins-tore gelegenes Querhaus von 5 Wohnungen, gegenüber dem Reitstalle des Schlosses. 1750 wurden sie wegen ihrer feuergefährlichen Nachbarschaft von der Schloßverwaltung angekauft. Das die Stiftung verwaltende Domkapitel baute die Häuser dann an der Hasenmauer wieder auf. Die Stiftung für fünf Arme der Dompfarre besteht noch heute.

<sup>2)</sup> Eine Abbildung des oft dargestellten malerischen Winkels am Vitihofe findet sich u. a. in dem Bilderwerke Jänecke-Lichtenberg „Alt Osnabrück“ (Verlag Lichtenberg 1909).



## Die Stadttore und Torhäuser

(s. hierzu den Stadtplan von 1767).

Von den alten Befestigungswerken und Stadttoren<sup>1)</sup> war die ehemalige Herrenteichsbastion die erste, welche als besonders störend empfunden wurde. Hier ging die Hauptverkehrsstraße vom Norden nach Süden, von Bohmte nach Iburg (s. S. 14) durch, und jedes der alten befestigten Werke bildete, namentlich für den Fuhrverkehr, ein lästiges Hindernis. Klagen darüber, daß sich hochbeladene Wagen festfahren, sind hier und bei den anderen eng und niedrig gebauten Torfahrten häufig.

Nachdem Hollenberg die Abbruchkosten schon 1799 veranschlagt hatte, geschah der Abbruch der äußeren Bastion 1802, erst 1846 folgte die mittlere, 1854 die große innere. Um das Einschleichen von Gesindel in die Stadt zu verhüten, wurde ein neues Schlußtor mit einfachem Eisengitter gebaut, welches abends

10 Uhr geschlossen wurde.<sup>2)</sup> Abgebrochen wurde dieses Schlußtor und die anderen erst in den sechziger Jahren.

Inzwischen ging es an das Hindernis am anderen Ende: das Johannistor. Während am Herrenteichstore das alte Wachthaus hatte stehenbleiben können, wurde hier „der alte Rumpelkasten von Pfortnerhaus“,<sup>3)</sup> welcher der Straßenbegradigung im Wege stand, ab-



1808

Abb. 112. Johannistorhaus.

B

<sup>1)</sup> S. den dankenswerten Aufsatz in Bd. 24 der Mitteil.: „Die Festungswerke von Osnabrück“ vom Stadtbaurat Hackländer, der in den siebziger Jahren ihren Abbruch leitete, mit drei Zeichnungen Hollenbergs und Sickmanns. Eine mehr volkstümliche Schilderung hat u. a. der Buchhalter der Natruper Leyschaft Dreinhöfer (1798—1869) gegeben, welche nach seinem Tode in der Osnabrücker Zeitung vom 18. Jan. 1913 veröffentlicht ist. S. auch Siebern-Fink S. 316—328.

<sup>2)</sup> Am Markte war die Bürger-Hauptwache. Sie und die fünf anderen Torwachen (am Herrenteichs-, Johannistor-, Heger-, Natruper- und Hasetore) wurden im 18. Jahrhundert von ärmlichen Bürgern, vielfach Gesindel, deshalb später von eigenen Stadtsoldaten, bewacht, die auf dem Titelbilde sichtbar sind. 1842 erhielt die Stadt eigene Polizeiverwaltung, die sie sich mit kurzer Unterbrechung bis heute bewahrt hat. Außer den Bürgerwachen gab es noch die gewöhnlich über die Torhäuser vorgeschobenen militärischen Außenwachen (s. Stadtplan von 1767), für welche die Hauptwache („corps de garde“ Abb. 2) am Neumarkte sich befand. Hier fand in hannoverscher Zeit mittags die Wachtparade statt (Infanterieregiment Nr. 6 und Nr. 7).

<sup>3)</sup> So genannt in Akte Stadtsachen Kämmerei 122, Bausachen 14. Weiteres in Bausachen 25 und 33 sowie bei Hackländer, Dreinhöfer, Siebern-Fink (a. a. O.) u. a.



gerissen. Die Verhandlungen wegen Errichtung eines neuen Torhauses, gleichzeitig für Pfortner und Weggeldeinnehmer bestimmt, zogen sich in die Länge, weil Altstadt und Neustadt sich bei diesem gemeinschaftlichen Bau über die Höhe des beiderseitigen Beitrags nicht gleich einigen konnten. Hollenberg hat auch hier die Hauptarbeit geleistet und 1806 den ersten Entwurf<sup>1)</sup>



1817 Abb. 113. Heger-Torhaus.

B

begutachtet und verbessert. Mit einigen Änderungen ist die Ausführung dann 1808 begonnen (s. Abb. 112). Die zwei Türen unter der luftigen Säulenhalle zeigen auch außen die Trennung der beiden Wohnungen. Die weitgestellten Säulen sind aus Sandstein, das Gebälk aus Konstruktions- und Sparsamkeitsgründen aus Holz. Der heute als Akzise dienende Bau wirkt recht harmonisch. Die Pflasterung in der Vorhalle besteht aus holperigen Bruchsteinen, die in gefälligen Mustern gelegt sind, eine durchaus nachahmungswerte Technik. Etwas später (1810) wurden das äußere Johannis-tor mit Rondell und die in der Nähe befindliche „Schwedenschanze“ niedergelegt. Das innere Tor folgte 1842,<sup>2)</sup> der benachbarte „Schweineturm“ erst 1871.

Die Hegertorbastion war die nächste, welche nach den Freiheitskriegen fiel, nachdem der eigentliche Torturm, an welchem das Stadtwappen<sup>3)</sup> saß, schon einige Jahre früher abgetragen war. Die Bastion folgte 1815—1816, und zwar gleich vollständig.<sup>4)</sup> An ihre Stelle trat 1817 ebenfalls ein Schlußtor, über das alte Ravelin bis an die heutige Bergstraße vorgeschoben.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> des Zimmermeisters Heuer, der mit 1380 Reichstalern abschloß.

<sup>2)</sup> Handzeichnungen von den alten Tortürmen befinden sich im Museum, auch in dem vortrefflichen kurzen Führer von Wurm, Osnabrück S. 52 ff.

<sup>3)</sup> Das Osnabrücker sechsspeichige Rad, von zwei wilden Männern gehalten, heute im Museum.

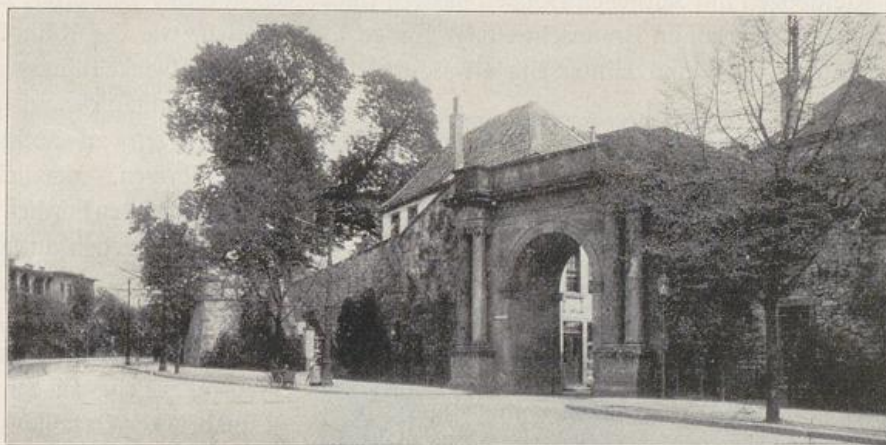
<sup>4)</sup> Alles Nähere hierüber ist in den städtischen Akten von 1815 und 1817, Stadtsachen Cammerey 122, Bausachen 18—19 enthalten. Darin befindet sich der von Sickmann gezeichnete Plan der alten Anlage, den Hackländer (Mitteil. Bd. 24) veröffentlicht hat. Die Vergebung der umfangreichen Abbruchsarbeiten geschah am 31. Dez. 1814 nach öffentlicher Bekanntmachung in dem damals üblichen mündlichen Lizitationsverfahren durch Abbietung an den Mindestfordernden Anton Wellingshoff, welcher für 1170 Reichstaler die Sache gemeinschaftlich mit dem Kaufhändler Anton Bachmann übernahm, bei der Ausführung aber noch sechs andere hinzug: Zimmermeister Ludwig Thiele, Maurermeister Friedrich Holthaus, Friedrich Thiele, L. C. Nardten, Anton Schoof (s. S. 64) und J. H. Küster. Die acht „Entrepeneure“ hatten sich durch den Sickmannschen Voranschlag (1500 Reichstaler, 6 Mariengroschen) zu ihrem niedrigen Angebot verleiten lassen, kamen aber, weil härterer Boden (Felsen) als angenommen und andere unvorhergesehene Widerstände vorgefunden wurden, bei weitem nicht auf ihre Kosten und richteten verschiedene Bittgesuche um Nachbewilligung an den Magistrat, welche trotz der Befürwortung durch Sickmann und Hollenberg vom Justiz-Bürgermeister A. E. Stüve, unter etwas einseitiger Berufung auf den Rechtsstandpunkt, abgewiesen wurden.

<sup>5)</sup> In der Gartenmauer des Richterschen Eckgrundstücks (Ecke Lotter- und Bergstraße) ist ein Stadtwappen mit wilden Männern und der Unterschrift Anno 1815 eingemauert, welches vermutlich von diesem Schlußtor oder der anschließenden Mauer stammt.



Wie beim Herrenteichstore, war es ein schlichtes Gittertor zwischen Sandsteinpfeilern. Der vom Lohnherrn Lausberg stammende Entwurf ist erhalten,<sup>1)</sup> es verschwand nach 1866.

Stehengeblieben ist die gleichzeitig gebaute neue Wache, heute als Zweigstelle der Post umgebaut (s. Abb. 113). In diesem kleinen Bau wohnte der „Einnehmer“<sup>2)</sup> der Stadtzölle. Der gefällige Giebelvorbau hängt mit dem Hinterbau nur im Dache zusammen, das Ganze erreicht nicht die geschlossene Wirkung des Johannistorhauses. Die Bauart ist im übrigen die gleiche, die beiden äußersten Säulenschäfte sind 2,90 m hohe Monolithe, die drei Fenster im Giebel neuere Zutaten. An Eingängen waren, wie an den längeren Gewänden noch zu sehen ist, ursprünglich ebenfalls zwei da, in jeder ersten Achse des Vorbaues. Der Aufbau ist im übrigen der in damaliger Zeit häufigste und in zahlreichen Beispielen<sup>3)</sup> hinterlassene.



1816

Abb. 114. Das Hegertor (Waterlootor).

L

Die bedeutendste architektonische Neuanlage bei den ganzen Veränderungen der Bastion ist das neue Heger- oder Waterlootor (s. Abb. 114). Die Verhandlung der Magistrats-sitzung vom 18. Oktober 1815, welche von der Bauabsicht zuerst Kunde gibt, sei zur Kennzeichnung vaterländischer Gesinnung wörtlich angeführt. Sie lautet:

IN SENATU!

Osnabrück, den 18. Oktober 1815.

In der heutigen Versammlung des Magistrats trug der Herr Bürgermeister Stüve<sup>4)</sup> vor, daß ein Patriot, Bürger und Einwohner dieser Stadt sich erbieten habe, das Hegertor auf seine

<sup>1)</sup> In den genannten städtischen Akten (S. 144). Die ästhetische Begutachtung dieses Tores durch Stüve und Sickmann ist besonders bemerkenswert (s. S. 64). Das Gitter machte der Schmiedemeister Schröder. Von ihm soll auch das Geländer der Freitreppe in Borgwedde (s. S. 189) stammen.

<sup>2)</sup> Der erste Einwohner war Friedrich Arnold Jösting, der täglich nur 11 Mariengroschen verdiente, daher auf Nebenverdienst durch Schankwirtschaft angewiesen war und deswegen um Vergrößerung des Grundrisses nachsuchte. Seine Fässer und sonstigen Waren lagerten in den stehengebliebenen Untergewölben des ehemaligen Zwingers.

<sup>3)</sup> Ganz ähnlich z. B. an den beiden Wachthäusern des Neutors in Münster; s. Hartmann, Schlaun Abb. 100 (5 A). Auch das ähnliche Schießhaus auf dem alten Schützenhofe in Osnabrück hatte einen viersäuligen dorischen Portikus, die Säulen zierlicher und mit Sockel. Es entstammt aber erst der Mitte des Jahrhunderts.

<sup>4)</sup> Nicht der Bürgermeister Heinrich David Stüve, welcher 1811 starb, sondern der „Justizbürgermeister“, August Eberhard Stüve, zweiter Bürgermeister der Stadt (s. Aug. Stüve, Gesch. d. Familie Stüve).



Kosten<sup>1)</sup> erbauen und aufrichten zu lassen, wenn das Tor nach seinem Wunsche eingerichtet und zu Ehren des Landwehrbataillons Osnabrück aufgerichtet würde. Es wurde allgemein beschlossen, dieses Anerbieten anzunehmen und denselben einen Dank für dieses Anerbieten abzustatten. Dem Vernehmen nach soll dieser Patriot der Dr. v. Gülich sein und glaubte man demselben es zu überlassen, den Plan von der Anlage anzugeben und falls er dazu nicht geneigt sey, von Werkverständigen Risse und Pläne fertigen zu lassen.“

Bei den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen A. E. Stüve und Hollenberg und dem zwischen beiden geführten Schriftwechsel über das Tor, sowie bei der Ähnlichkeit der Formgebung mit der Pilasterordnung an der Hirschapotheke kann Hollenberg als Urheber des Planes, der leider im Original bisher nicht gefunden ist, angenommen werden. Der triumphbogenähnliche Aufbau in Rundbogen mit seitlichen Doppelpilastern findet sich in dieser Zeit öfter, z. B. beim alten Portale am Ackerhof in Braunschweig.<sup>2)</sup> Einige Plumpheiten, wie die Kämpferprofile, die übrigens auf Vorder- und Hinterseite etwas ungleich sind, und Zwickelfüllungen werden

auf Rechnung des ausführenden Steinmetzen zu setzen sein.<sup>3)</sup> Die übrigen, ziemlich streng durchgeführten Formen jonischer Ordnung stechen auffallend dagegen ab. In der einfachen Attika, welche als Brüstung dient, stehen die schlichten Worte, welche an den Sieg des Osnabrücker Bataillons über die französische Garde erinnern: Den Osnabrückischen Kriegern, die bei Waterloo den 18. Juni 1815 deutschen Mut bewiesen, widmet dieses Denkmal G. F. v. Gülich D. R. Dr.<sup>4)</sup>



1825

Abb. 115. Natruper-Torhaus.

B

Das Tor, dessen 4,25 m weit gespannter und mit 2,92 m tiefer Leibung durchgeführter Rundbogen das alte Stadtbild dahinter in wirkungsvoll ruhiger Weise einrahmt, ist ein wohlthuendes Beispiel der sinnigen, noch nicht zum Schema erstarrten Kriegerdenkmäler jener Zeit, die als Ausdruck der Begeisterung nach phantasievolleren Taten suchte.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Die 1000 Reichstaler betrugen.

<sup>2)</sup> abgebildet in dem reichhaltigen Prachtwerke K. H. Ross, *Malerische Monumental-Architektur und volkstümliche Kunst aus Hannover und Braunschweig* (Neff-Eßlingen 1913) S. 96.

<sup>3)</sup> Als Bauleiter wird Sickmann (s. S. 64), als Maurermeister Fr. H. Holthaus genannt, von welchem auch Grundrißzeichnungen erhalten sind. Den Zustand vor der Zuschüttung des Festungsgrabens gibt eine von L. Rohbock gezeichnete und F. Foltz gestochene Ansicht in dem von verschiedenen Bearbeitern unter F. W. Appell-Frankfurt herausgegebenen, für seine Zeit vortrefflichen Abbildungswerke „Das Königreich Hannover in malerischen Originalansichten“ (Darmstadt 1852), dessen sonstige Zeichnungen von Alt-Osnabrück ebenfalls beachtenswert sind (hinter S. 184).

<sup>4)</sup> D. h. „Der Rechte Doktor“. Das Osnabrücker und Quakenbrücker Bataillon Landwehr (zusammen etwa 680 Mann) gehörte zur dritten, von Oberst Hallkett, dem tapferen Schotten, befehligten Brigade, welche den Sieg des Tages entschied. Die Inschrift hat die Stadtverwaltung zur Jahrhundertfeier 1913 neu vergolden lassen. Ein Enkel v. Gülichs ist Artillerieoffizier (z. Z. in der Türkei).

<sup>5)</sup> Ein anderes erfreuliches Beispiel ist die Waterloosäule von Laves in Hannover, welche die Berliner Siegessäule an harmonischer Gliederung weit hinter sich läßt. Das heutige „Gegenbeispiel“



Im Innern der Stadt verschwand um dieselbe Zeit (1817) das „Alte Tor“ zwischen Altstadt und Neustadt (s. S. 74, auf Abb. 2 und dem Stadtplane von 1767 erkennbar). Dann ging man dem Natruper Tore<sup>1)</sup> zu Leibe und trug es 1824/1825 ab, legte auch hier ein „Schlußtor“ mit Wachthäuschen an. Letzteres (s. Abb. 115) ist von den drei neugebauten Torhäusern dieser Zeit das kleinste, aber auch das eigenartigste. Der von zwei untersetzten, streng dorisch gezeichneten Säulen eingefasste Eingang wirkt ungemein wuchtig. Die weite Metopenteilung des Frieses wiederholt Verhältnisse, wie sie Höhe und Länge der beiden Straßenseiten ergeben. Die beiden Hinterseiten sind ohne Fries ganz schlicht ausgebildet. Die quadratische Grundrißform leitet bereits zu den Gartenhäusern der folgenden Betrachtung über.

bildet das nüchterne Osnabrücker Kriegerdenkmal auf dem Neumarkte, das einer kunstsinnigen Stadt wie Osnabrück nicht mehr würdig erscheint und ev. an einen nicht so ins Auge fallenden Platz versetzt werden sollte. Freilich würde eine Sammlung sämtlicher Kriegerdenkmäler der letzten vier Jahrzehnte manches zutage fördern, was künstlerisch nicht besser ist. Übrigens ließe sich auch die Aufstellung des Möser- und des Stüvedenkmal noch erheblich verbessern; s. a. den Aufsatz des Verf. „Die Aufstellung der öffentlichen Denkmäler in Osnabrück“ in der Osn. Zeitung v. 16. Okt. 1913.

<sup>1)</sup> In früheren Zeiten hieß man es zur „Nienporten“ und „Nortrupper Thurm“. Die Eigentümerin eines großen Teiles des Ravelins, zu dem auch Möser's „Wallgarten“ gehörte, zur Zeit des Abbruchs war Demoiselle Lodtmann zu Harderburg. Durch energisches Drängen des Magistrats wurde sie zum Einverständnis mit der auch infolge Baufälligkeit dringend nötigen Demolierung gezwungen. S. Stadtarchiv (Stadtsachen Cammery 122, Bausachen 20). Im übrigen s. über die alte Bastion bei Hackländer, Dreinhöfer, Siebern-Fink (a. a. O.).



## Die Gartenhäuser und Gartentore.<sup>1)</sup>

Das Bild der bürgerlichen Baukunst dieser Tage würde unvollständig sein, wollte man der Gartenhäuser oder, wie sie sonst auch genannt wurden, der Sommerhäuser oder Lusthäuser, ver-



(1775) Abb. 116. Gartenhaus v. Hammerstein-Loxten, Iburgerstraße 53.

L

gessen. Denn ein Leben ohne Garten und ohne Gartenhaus konnte sich der damalige Natur-  
schwärmer, der von heutiger nervöser Hast noch nichts wußte, schlechterdings nicht als eine Lust  
vorstellen. Kaum ein bekannteres Werk der zeitgenössischen schönen Literatur ließ sich das immer  
wieder dankbare Motiv des heimlich verschwiegenen Gartenhäuschens entgehen. Und wo das

<sup>1)</sup> Unter teilweiser Benutzung eines Aufsatzes des Verf. in der „Architektonischen Rundschau“  
1911 Heft 7.



engbebaute Grundstück eine freie Gartenanlage innerhalb der Stadt unmöglich machte, da ging man vor die Tore und baute sich hier in glücklichster Unbeschränktheit inmitten hecken-umzäunter Zier- und Gemüsegärtchen sein Häuschen, welches nun neben zwanglosem Aufenthalte im Freien, Aufbewahrung von Gartengeräten und sonstigen praktischen Zwecken gleichzeitig das Ziel eines lieb gewordenen täglichen Spazierganges „vor die Tore“, verbunden mit dem hochgeschätzten Kaffeetrinken, bot. Das weite Gartengelände außerhalb der Stadt erhielt durch diese eingestreuten Häuschen ein ganz besonderes Gepräge, das an die heutigen „Laubenkolonien“ erinnert. Denn kaum ein Garten entbehrte dieser baulichen Zierde, von der einfachsten Hütte des kleinen Handwerkers an bis zum Prachtbau des stolzen Handelsherrn. Auch der erste Mann des Städtchens, Möser, dessen „Wallgarten“ vor dem Natruper Tore lag, verbrachte nach den Berichten der Zeitgenossen manchen Tag an diesem seinen Lieblingsplatze und vergnügte sich bei einer gemütlichen Pfeife Tabak aus langer irdener Pfeife auf seine philosophische Art.<sup>1)</sup> Wagner<sup>2)</sup> schildert das Gartenleben

vorzugsweise von der praktischen Seite: „Im Sommer ging die Frau aus den höheren Ständen mit Tochter und Magd nach dem Garten, wenn kein Knecht da war; alle mußten pflanzen helfen und lernten so von Jugend auf, was den Körper gesund macht und leider jetzt versäumt wird und unanständig erscheint. Am Sonntag nach dem Gottesdienste, wenn der Kaffee getrunken war, gingen Mann, Frau und Kinder ehrbar nach dem Garten, besahen Gottes Segen, ergötzten sich am Gesange der Vögel, freuten sich auf baldigen Genuß der großen Bohnen und der noch nicht lange bekannten Kartoffeln, mit welchen die Großväter sich noch gar nicht befassen wollten. Fanden sie dann, daß es hier und da an etwas fehlte, so mußte der Mann am folgenden Tage mit dem Lehrjungen hinaus, um den Schaden zu verbessern.“



Abb. 117. Gartenhaus Gösling (Dütting), Martinistr. B

Die poesievolle Seite ist mehr betont in den Reisebriefen<sup>3)</sup> eines Bremer Lehrers von 1815: „Der genialische, offenerzige Organist Veltmann, der sich selbst gebildet hat und für die Musik lebt und webt, führte mich den Nachmittag in eine fröhliche Gesellschaft, welche ein neugebautes Gartenhaus einweihte. Dies niedliche Häuschen hat eine Aussicht über die ganze Stadt und die weite bergige Gegend umher. Der Garten liegt hoch auf der Nordseite, an der alten, von der Mittagssonne getroffenen Mauer des ehemaligen Weichbildes.<sup>4)</sup> In der Nachbarschaft an derselben Mauer hat auch Veltmann einen Garten, worin ich die herrlichsten Pflaumen, Pfirsiche, Trauben wie in Sanssouci oder Süddeutschland fand. Es ist überhaupt

<sup>1)</sup> Siehe Dreinhöfer a. a. O.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 21.

<sup>3)</sup> Veröffentlicht in der Osnabrücker Zeitung August 1911.

<sup>4)</sup> Offenbar am Gertrudenberge.



in diesem Mergelboden ein reges Pflanzenleben um Osnabrück herum; die hochhügelige Gegend gewährt daher manches liebliche Gemälde. Am Abend hatte Veltmann eine Musikpartie angestellt. Besonders führt man in der fröhlichen Behausung Veltmanns ein angenehmes Dasein, wozu der aromatische Geruch des bunten Blumengartens vorm Hause nicht wenig beiträgt, so daß bei ihm für den Genuß aller Sinne gesorgt ist.“

Das älteste der vorgeführten Gartenhäuser ist das der Familie v. Hammerstein, heute



1801

Abb. 118. Gartenhaus Brandenburg, Ziegelstraße 12a.

L

auf Loxten ansässig (s. Abb. 116). Es gehört noch der ausgehenden Barockzeit an und wird etwa gleichzeitig mit der Erbauung des Stadthauses (s. S. 35) anzusetzen sein (1775).<sup>1)</sup> Der ovale Bau, in einem Garten an der Iburger Straße 53 gelegen, enthielt ursprünglich nur einen einzigen,  $4,35 \times 7,20$  m großen, etwa 1 m über dem Erdreiche liegenden, 3,20 m i. L. hohen Raum. Von der Tür in der Mitte, heute zu einem Fenster eingewandelt, stehen noch die Gewände, davor lag die Freitreppe. Das heute mit Pappe benagelte Dach war mit Eichenschindeln gedeckt.

<sup>1)</sup> Nach freundl. Mitteilung des Staatsministers a. D. Freiherrn v. Hammerstein auf Loxten.



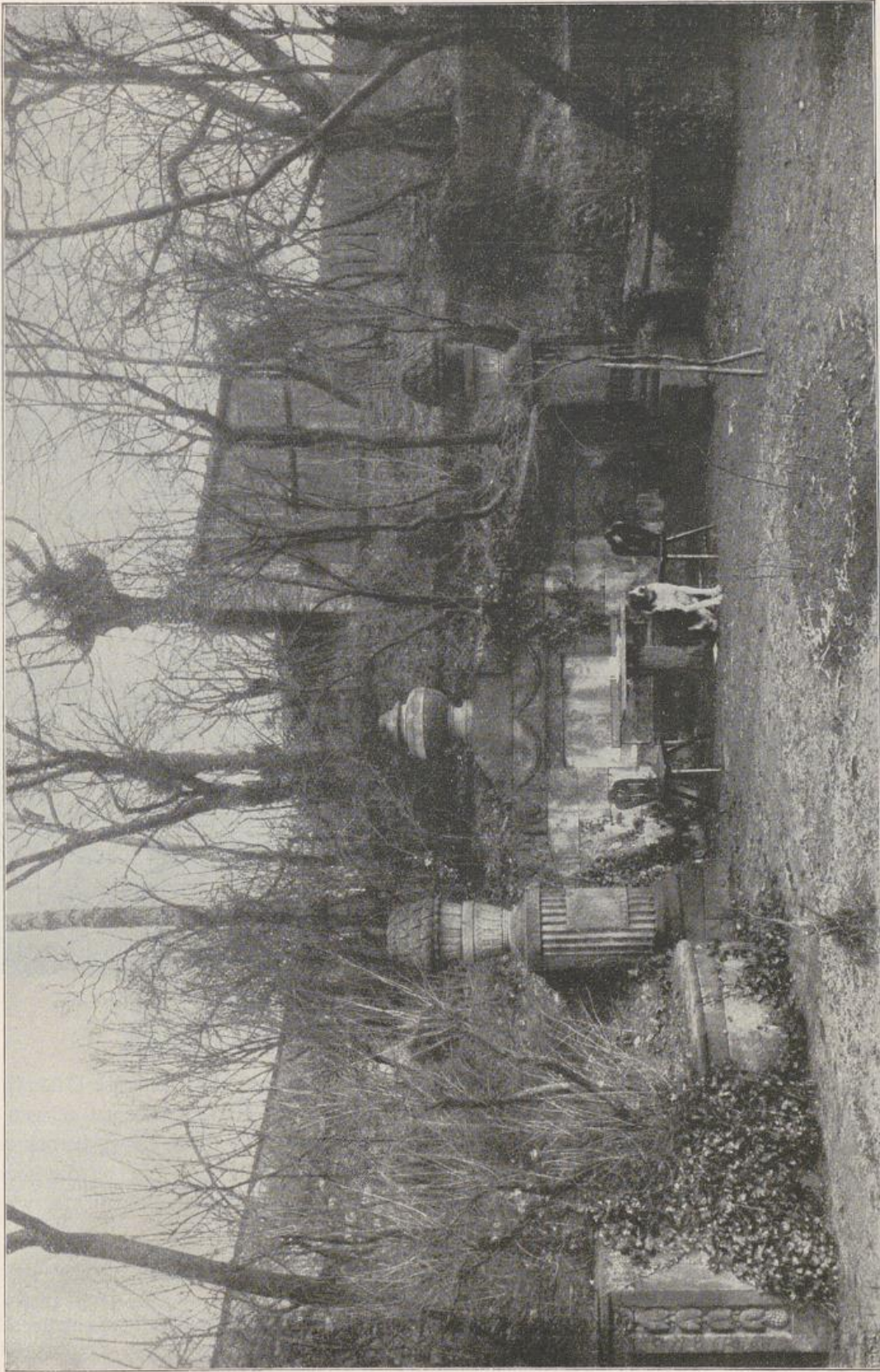


Abb. 119. Gartensitz Brandenburg, Ziegelstraße 12a.

L

1801



Der entstellende hintere Flügel entstammt neuerer Zeit und dient wie das ganze Haus heute als Gärtnerwohnung. Die beiden ionischen Säulen mit Zahnschnittgebälk, über welchen wir uns wohl noch Vasen oder Putten an den Ecken zu denken haben, geben dem behäbig westfälischen Bau einen Anflug von höfischer Rokokograzie.

In der Folgezeit kehrt man zum rechteckigen Grundrisse zurück, wie er in ganz Westfalen vorkommt. Viele bemerkenswerte Häuser dieser Art sind leider der vernichtenden Neuzeit zum Opfer gefallen, so die der Familie Abeken,<sup>1)</sup> Ehmsen, Gosling, Morjan u. a. Ein



Abb. 120. Gartenhaus Finkenstädt, Louisenstraße 1.

L

verschwundenes Beispiel nicht gewöhnlicher Ausbildung war das der Familie Dütting (s. Abb. 117), ehemals am Schnatgange, mit der Front nach der Martinstraße zu gelegen.<sup>2)</sup> Wie das Stadthaus der Familie von etwa 1790 (s. Abb. 56) zeigt es durch seinen barock gegliederten Giebel eine sonst nicht vorkommende Besonderheit. Häufiger ist schon die hochgelegte Treppe, welche ein für Geräte u. dgl. gut ausnutzbares Erdgeschoß ermöglichte, während der Geselligkeitsraum oben lag.

<sup>1)</sup> In der Photographie erhalten.

<sup>2)</sup> Durch die Pietät des Besitzers in der Photographie, welche einem Familienalbum entstammt, glücklicherweise erhalten. Der Abbruch erfolgte 1895.



Eine Seltenheit bleibt auch die Verwendung einer Säulenordnung. Das reichste Beispiel noch in der Formgebung des Louis-seize befangen, steht an der Ziegelstraße 12—12a und ist 1801 von der Familie Brandenburg gebaut (s. Abb. 118 u. 119).<sup>1)</sup> Hier ist nicht nur das graziöse Häuschen, sondern die ganze Gartenanlage erhalten. Es sind zwei durch hübsche Freitreppe zwischen Futtermauern verbundene Gärten, die etwa 2 m übereinander liegen.

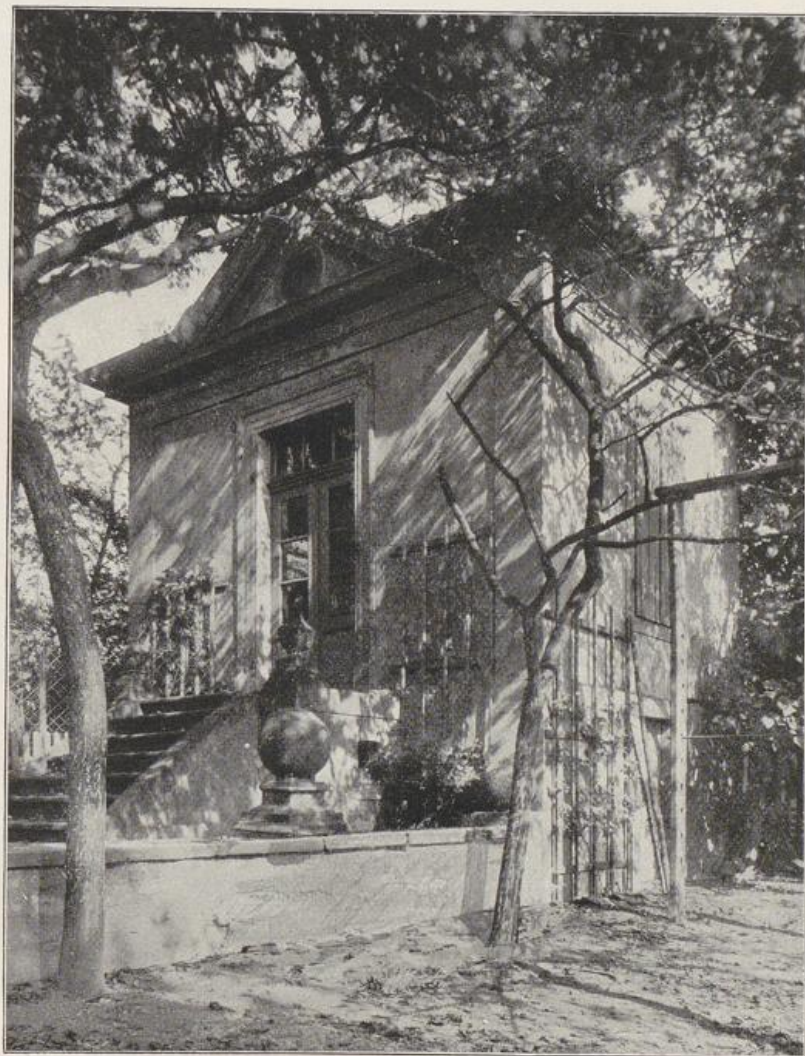


Abb. 121. Gartenhaus Flohr, Ziegelstraße 29 a.

J

Im oberen befindet sich eine besonders reizvoll ausgebildete Grotte (s. Abb. 119). Die ganze Gartenschöpfung verrät die liebende Hand eines Meisters und Naturfreundes.

<sup>1)</sup> Im Friesse der Südseite steht die Inschrift: „Casparus Josephus Brandenburg, Antonetta Carolina Hoia Conjuges Junctos Hos Hortos et Haec Tecta Parabant Extruebant(que).“ An der Ostseite befinden sich die zugehörigen beiden Wappen mit den Abkürzungen „C. J. B.“ und „A. C. H. 1801“. Der letzte Angehörige der Familie Brandenburg lebt als Staatsanwalt in Hamm.



Der für Osnabrück bezeichnende eigentliche Typus ist die einfache Würfelform ohne Säulen. Verständig und behäbig, aber wie der damalige Osnabrücker nicht ohne feineres künstlerisches Empfinden in der Durchbildung. Die einzelnen, besonders betonten Teile, wie Freitreppe,

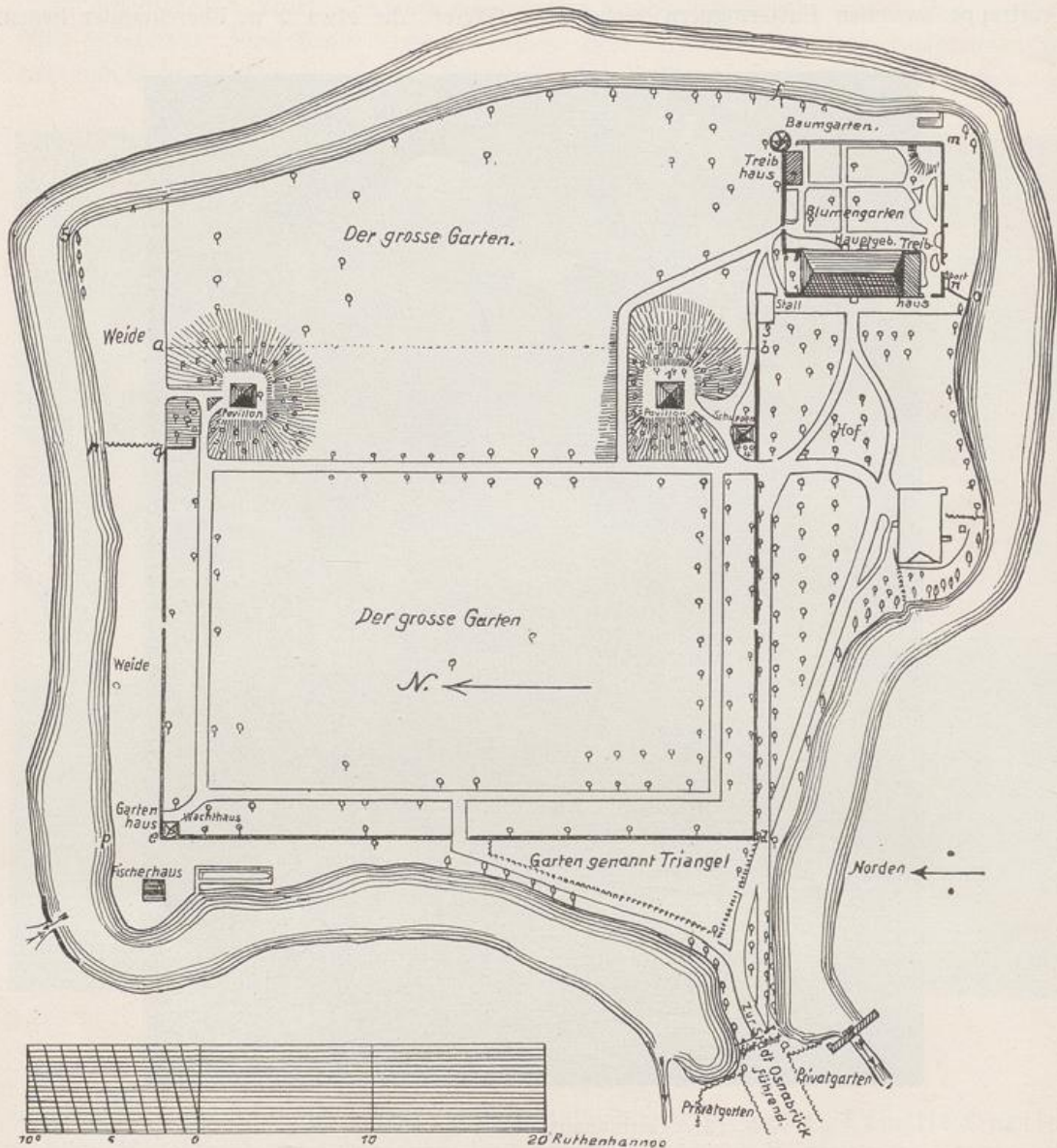


Abb. 122. Zustand der Petersburg als Domäne um 1867.

H

Fenster- und Türeinfassungen, Hauptgesims, Flachgiebel, Dachluken u. dgl. lassen genügend Gelegenheit zur Abwechslung (s. Abb. 120, 121). Man muß sich die heute verstümmelten Bilder vervollständigt denken durch hübsch geschnitzte Türen, farbige Fensterläden, zierliche Eisengitter — seit Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach Gußeisen — scharf geschnittene, wirkungsvolle Wetterfahnen, gut gebildete Zinkrinnkästchen, Blumenkästen, Sonnenuhren, Vasen, Figuren und andere stets geschmackvolle Zutaten.





Abb. 123. Petersburg, Ökonomiehaus (Hauptgebäude).

L

Ein wahres, etwas verwildertes Gartenparadies entstand auf dem Gelände der alten Petersburg.<sup>1)</sup> Abb. 122 läßt die alte Sternform der Festung noch erkennen mit den später errichteten



Abb. 124. Petersburg, südlicher Pavillon.

L

<sup>1)</sup> Der Bischof Franz Wilhelm erbaute sie 1628—1633 als eine Art Zwingburg gegen die Bürgerschaft, welche sich heftig gegen seine katholischen Bekehrungsversuche wehrte. Nach dem Westfälischen Frieden erreichten die Bürger, daß man ihnen gestattete, die ganze Burg zu schleifen, was vom 16. Okt. 1648 an in wenigen Tagen geschah. Zuverlässige Abbildung gibt das Stadtbild bei Siebern-Fink a. a. O. hinter S. 16 von etwa 1633. Die Stadt erbaute nach der Zerstörung hier ein sog. Friedenswerk, später Rosenbleiche genannt. Ernst August I. legte einen Küchengarten, Ernst August II. einen Lustgarten an. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts errichtete der Kammeragent Caspar von Gülich eine Wolltuchfabrik, später ward es bischöflicher Ökonomiegarten, nach 1814 landesherrlicher Garten und Königliche Domäne, in neuester Zeit gehörte er der Familie C. P. Wiemann. Durch die Neuanlage des Güterbahnhofs „auf dem Fledder“ ist er völlig zerstört (s. a. den Stadtplan v. 1767).



kleinen Neubauten. Nach Wagner stammen diese teilweise noch heute erhaltenen Häuschen aus klassizistischer Zeit, denn die Petersburg wurde, „nachdem das jetzige Gärtnerhaus und das Ökonomiehaus entstanden war, zum Genuß der wohlschmeckenden Milch, später auch als Kaffeehaus außerordentlich besucht; wir sahen dort die ersten grauschimmeligen Kühe; die Aufsicht führte Herr Brake, als bischöflicher Ökonomieverwalter.“ Abb. 123–125 zeigen die übrig-



Abb. 125. Petersburg, nördlicher Pavillon.

L

gebliebenen Gartenhäuschen. Der runde Turmbau auf Abb. 123 geht auf eine der älteren Befestigungen zurück. Die Schindelbedachung war früher, besonders bei gekrümmten Dachflächen häufig (s. Abb. 116). Beliebt war der Flachgiebel über der Tür wie bei Abb. 121, oder die zierliche Dachluke wie bei Abb. 127. Bei diesem letzteren Beispiele der Familie Richter von 1803 ergab sich durch die Stellung an der Ecke zweier ortsüblicher Heckengänge am Abhange des Westerberges eine besonders reizvolle Lösung. Das stark abfallende Gelände legte hier den Gedanken eines höheren Untergeschosses nahe, welches Wirtschaftszwecken diente. Das eigentliche Gartenzimmer darüber ist durch eine lange einläufige, auf



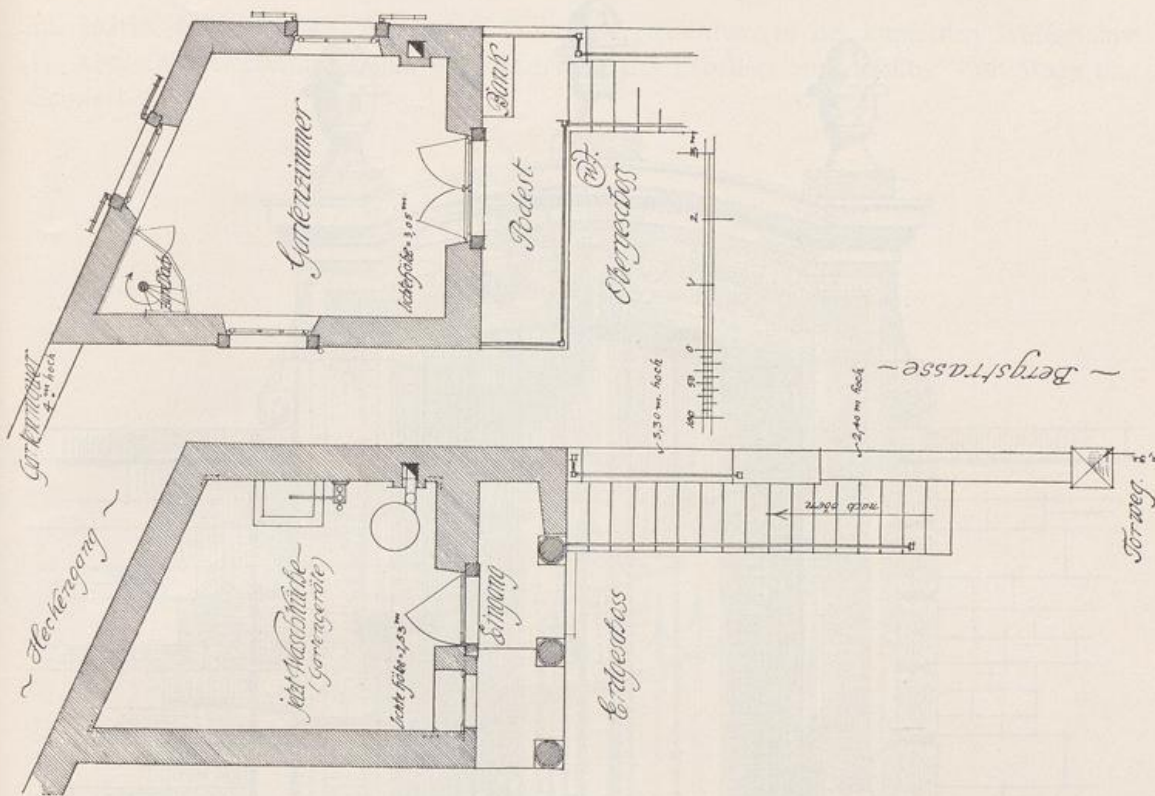
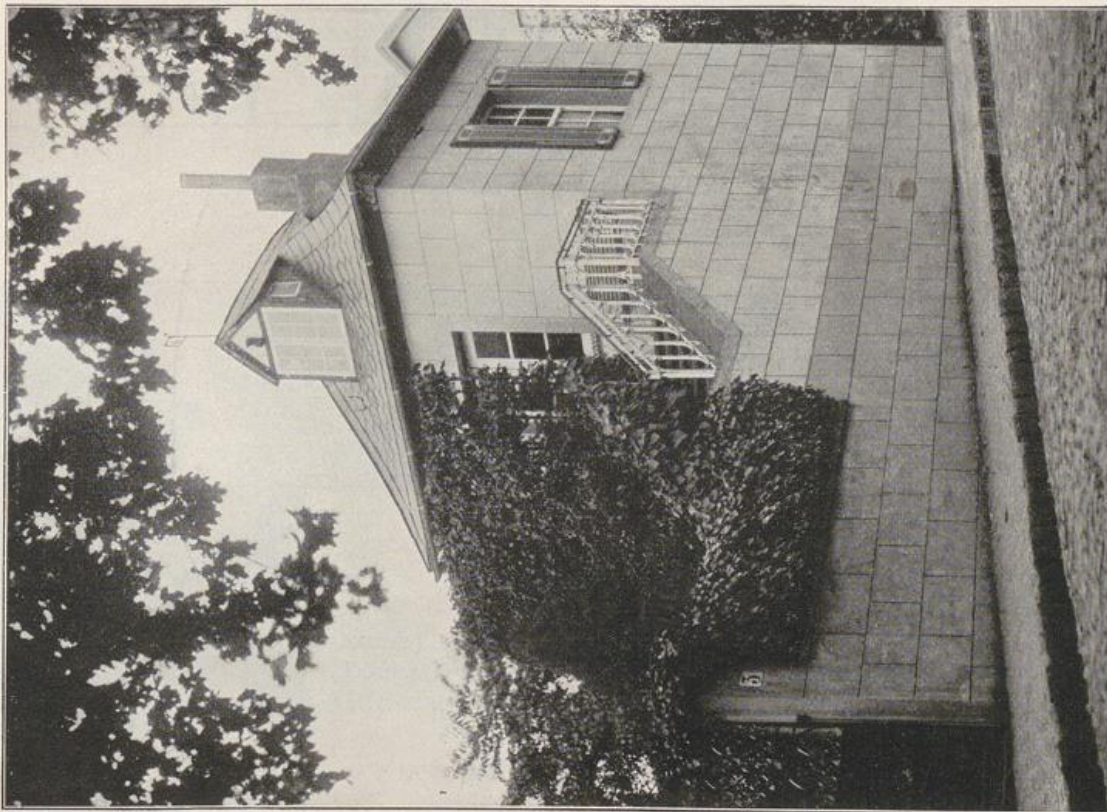


Abb. 126. Grundrisse vom Gartenhaus Richter, Bergstraße 3. J



(1803) Abb. 127. Gartenhaus Richter, Bergstraße 3. J

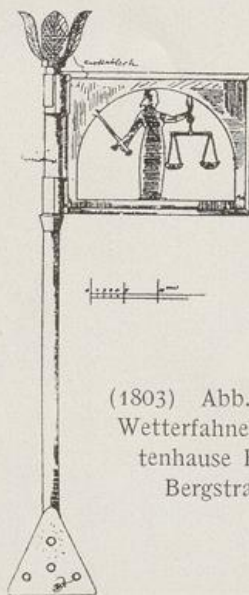




1768

Abb. 129. Gartentor Mellerstraße 15.

J



(1803) Abb. 128. J  
Wetterfahne am Gar-  
tenhause Richter,  
Bergstraße 3.

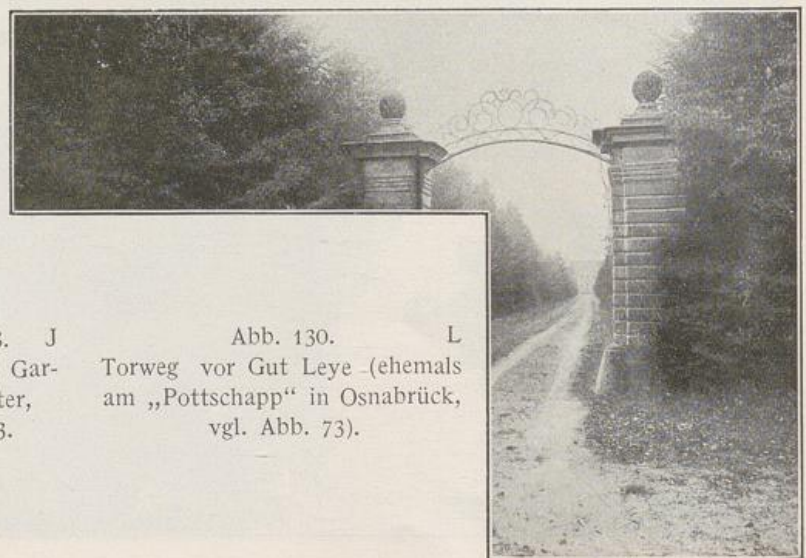


Abb. 130. L  
Torweg vor Gut Leye (ehemals  
am „Pottschapp“ in Osnabrück,  
vgl. Abb. 73).



die spätere Umfassungsmauer gesetzte Freitreppe erreichbar. In der kupfernen Wetterfahne (s. Abb. 128) erscheint als sinnvolle Verzierung des Erbauers ein „Richter“ mit Wage und Schwert.<sup>1)</sup>

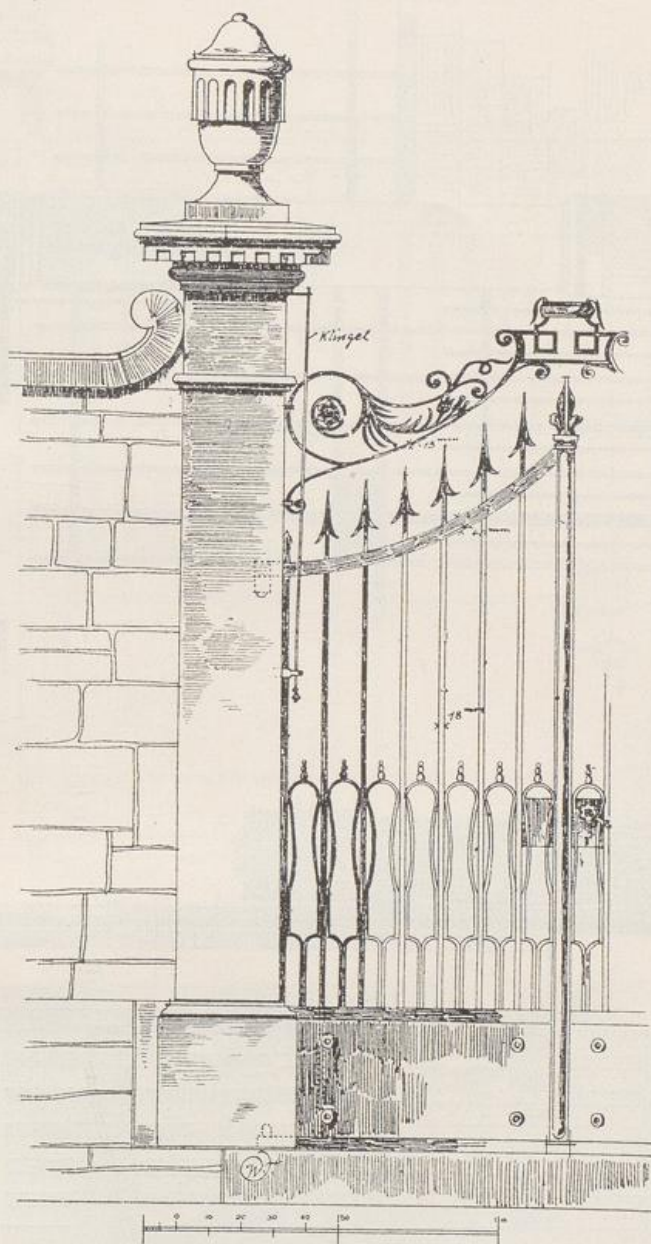


Abb. 131. Gartentor Altemünze 12.

J

Die einfacheren Beispiele behalten den annähernd quadratischen Grundriß von 3 bis 6 m Außenlänge mit Zeltdach bei, wählen aber billigere Baustoffe (Fachwerk), jedoch ohne in bauliche Mangelhaftigkeiten zu verfallen.

<sup>1)</sup> Das Häuschen ist seinerzeit vom Verf. einer Instandsetzung und Neubemalung unterzogen.



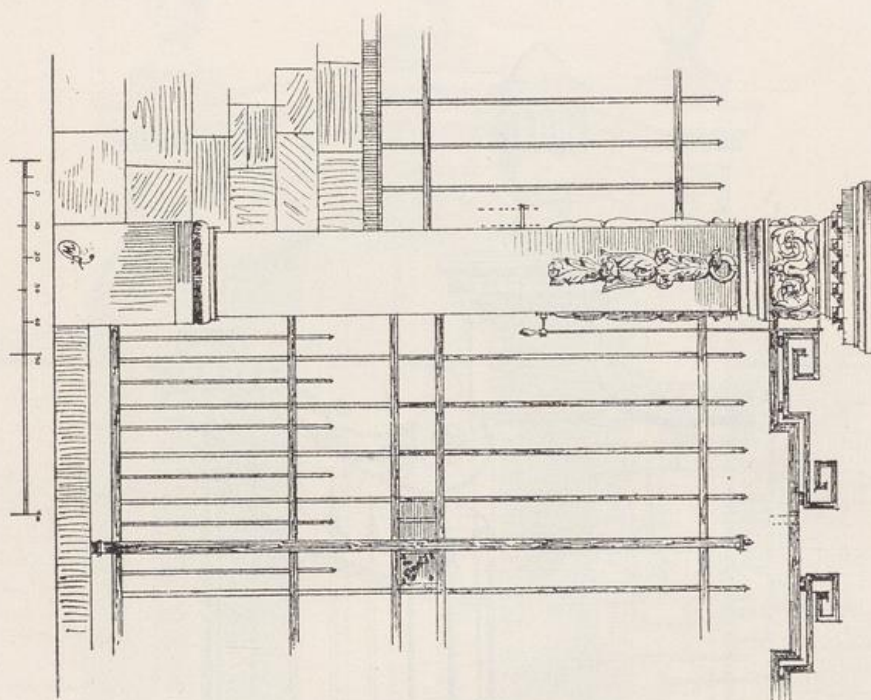


Abb. 132.  
Gartentor Natruperstraße 12.

J

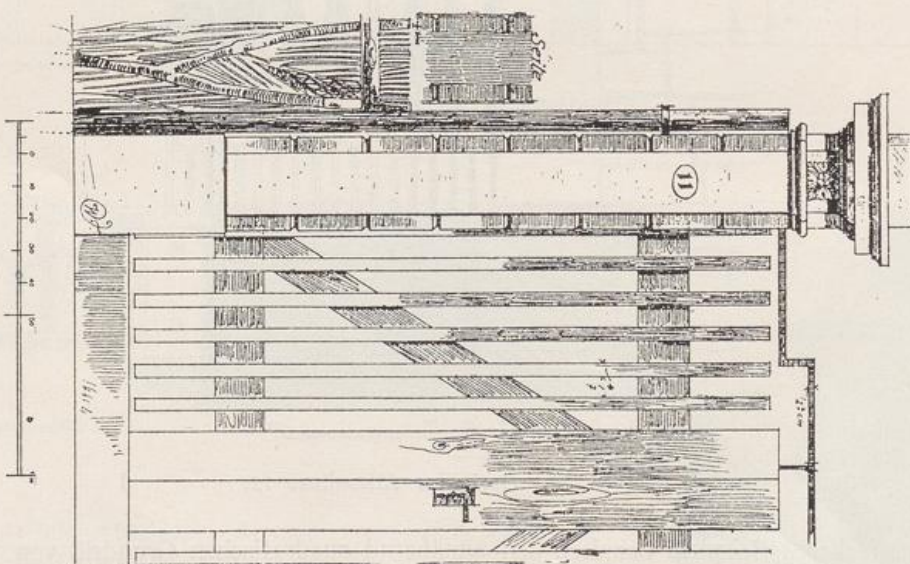


Abb. 133.  
Gartentor ehemals Westerberg 11 (jetzt Hochstr.)

J



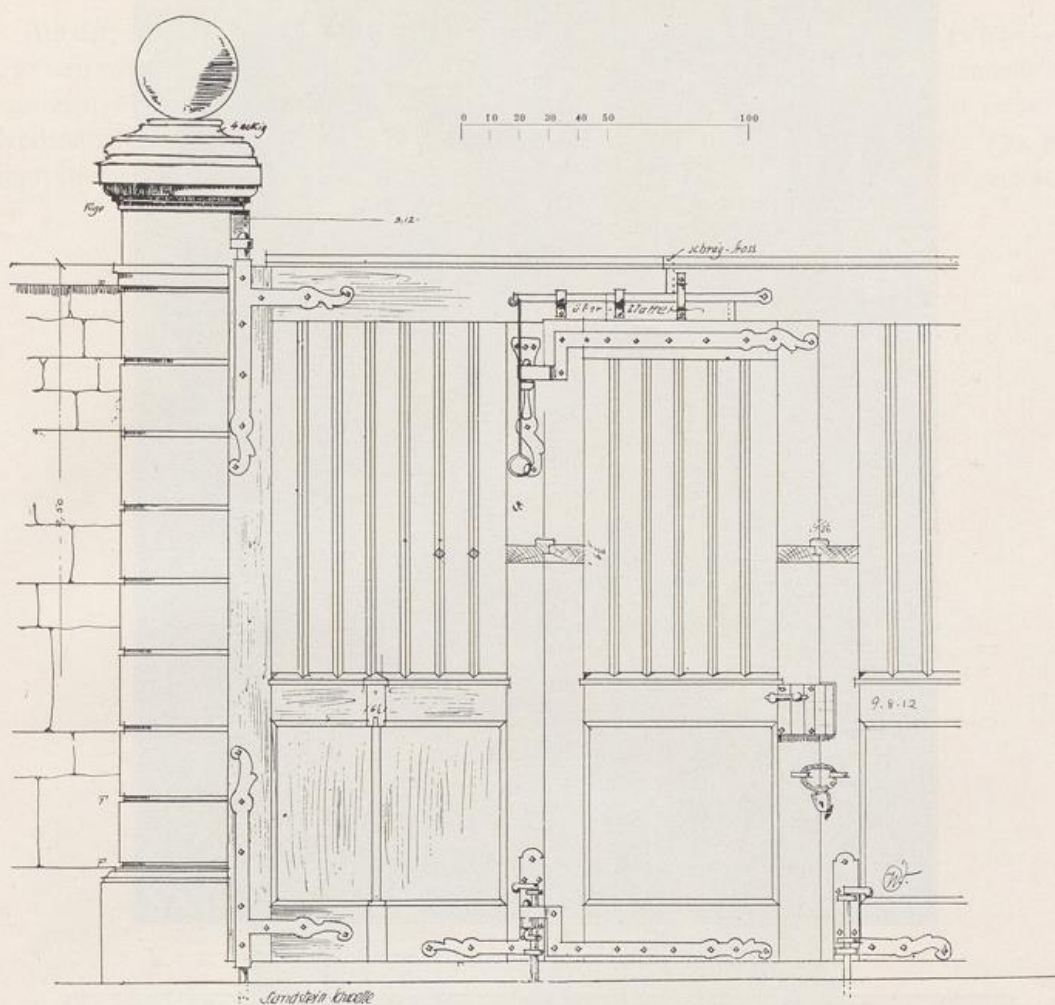


Abb. 134. Einfahrtstor zur Schloßgärtnerei.

J



Abb. 135. Beifahrt Kleine Domsfreiheit 4 (Domküster).





Abb. 136. Gartentor hinter Hasestraße 59.

J



1808

Abb. 137. Hasefriedhof, Eingangstor.

L



Auf derselben erfreulichen künstlerischen Höhe wie die Häuschen stehen die zugehörigen Gartentore. In ihrer Ausbildung herrscht bei aller Wiederholung beliebter Schmuckformen eine reiche Mannigfaltigkeit. Bald ist der Torweg, der stets von zwei mehr oder minder verzierten Sandsteinpfeilern eingefast wird, mit überbaut, wie bei dem Barockbeispiel in Abb. 129, bald hüpf nur ein die Pfeiler in verständiger Weise zusammenhaltendes, reicher aber einfacher



Abb. 138. Gartentor Iburgerstraße 53. J

geschmiedetes Eisengitter hinüber (Abb. 130—133), oder die Verbindung wird gar nur durch ein kräftig profiliertes Losholz hergestellt, wenn das eigentliche Tor ebenfalls aus Holz besteht und dagegen schlagen kann (Abb. 134 u. 135). Der in Abb. 134 dargestellte Beschlag ist als besonders eingehend durchdacht und tüchtig durchgebildet, bemerkenswert.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Das Holztor ist seinerzeit wegen Baufälligkeit unter Leitung des Verf. in den alten Formen erneuert.



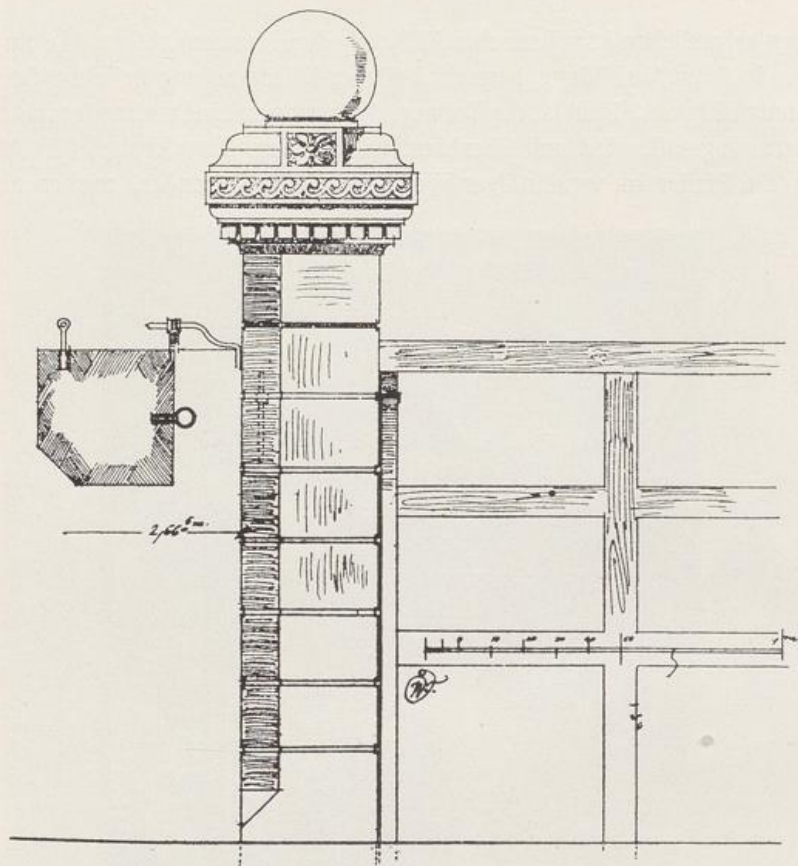


Abb. 139. Torpfeiler auf dem Gertrudenberge (Friedenshöhe). J

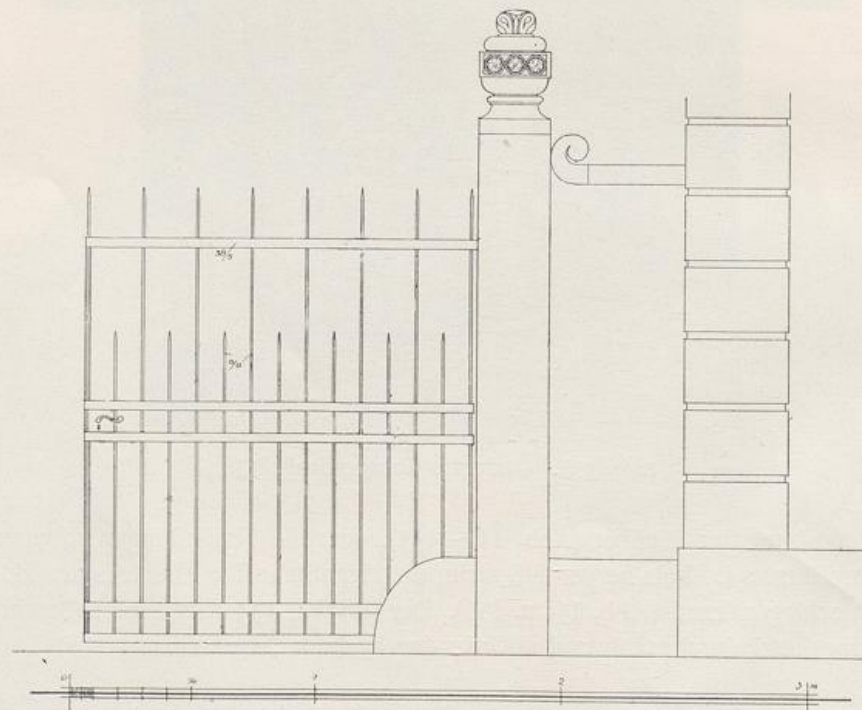


Abb. 140. Beifahrt Johannisstraße 131. J



Die Pfeiler selbst wechseln in ihren Breiten- und Höhenverhältnissen von elegantester Schlankheit bis zur derben Untersetztheit, je nach Geschmack und Absicht. Auch in der Ausbildung der Profile, Rosetten und Blumengehänge, endlich der bekrönenden Kugeln, Vasen, Granatäpfel u. dgl. zeigt sich erfindungs-



1785      Abb. 141.      J  
Straßenbrunnen an der bischöflichen Kanzlei,  
Hasestraße 40 A.

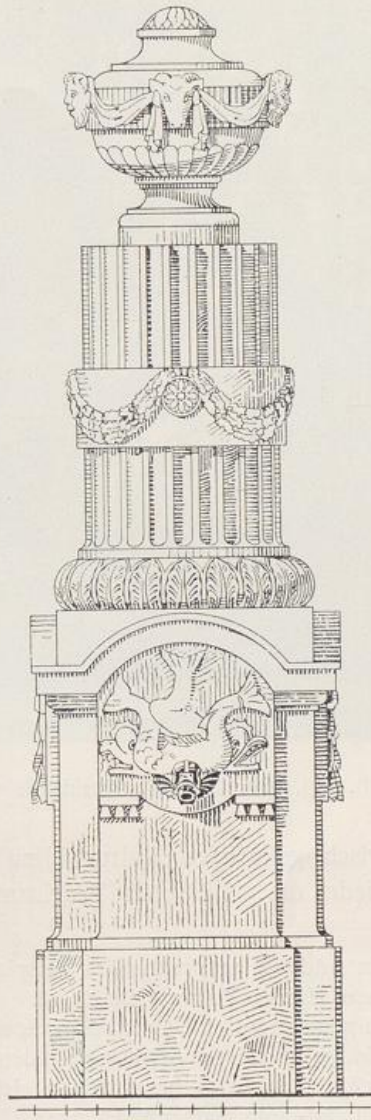


Abb. 142.      S  
Geometrische Ansicht.

reicher Wechsel. Das reizendste Beispiel, noch von barockem Schwunge, wo zwei Putten den Eintretenden begrüßen, gibt wohl Abb. 136. Der Eingang zum 1808 geschaffenen Hasefriedhof stammt nach der Haltung des Figürlichen — Putten mit gesenkter Fackel — zweifellos von Wessell (s. Abb. 137).



Endlich herrscht im Anschluß der wie das Mauerwerk der Gartenhäuser meistens aus ortsüblichen Bruchsteinen bestehenden Umwehrungsmauern ein bunter Wechsel. Bald sind sie niedrig gehalten und gewähren lockende Durchblicke, bald wehren sie durch größere Höhen neugierige Blicke in die nur geahnte Gartenpracht ab. Die Schwierigkeit, eine hölzerne Einfriedigung oder eine lebende Hecke mit den Steinpfeilern des Tores zu verbinden,

wird in einfacher Weise in Abb. 133 u. 139 dadurch gelöst, daß man starke eiserne Ösen in den Stein einläßt und einen runden Pfahl durchsteckt, der das Staket oder die Hecke aufnimmt. Die Pumpe vom Kanzleibau (s. Abb. 141 u. 142) sei hier als ein auch in Gärten vorkommendes Motiv angeführt.

Auch aus der Mitte des 19. Jahrhunderts finden sich, wie Abb. 143 zeigt, noch Beispiele von sicherem Geschmack für das einfache Wirkungsvolle,<sup>1)</sup> bis sie gegen Ende des Jahrhunderts vor den bekannten groben Klötzen heutiger Maurermeister verschwinden.

Die Erkenntnis von den architektonischen Grundbedingungen einer guten Gartenanlage, wie sie heute wieder Platz greift, hat dazu geführt, den eigentlich baulichen Teilen des Gartens, wie Gartenhäuschen, Toren, Grotten, Terrassen u. dgl., wieder die eingehende Aufmerksamkeit früherer Zeiten zuzuwenden. Allzulange ist man an diesen Erzeugnissen einer



Abb. 143. Gartentor Ibargerstraße 15. J

künstlerisch gefestigten Kultur blind vorübergeeilt. Neuerdings schenkt man ihnen denn auch wieder die gebührende Beachtung.<sup>2)</sup>

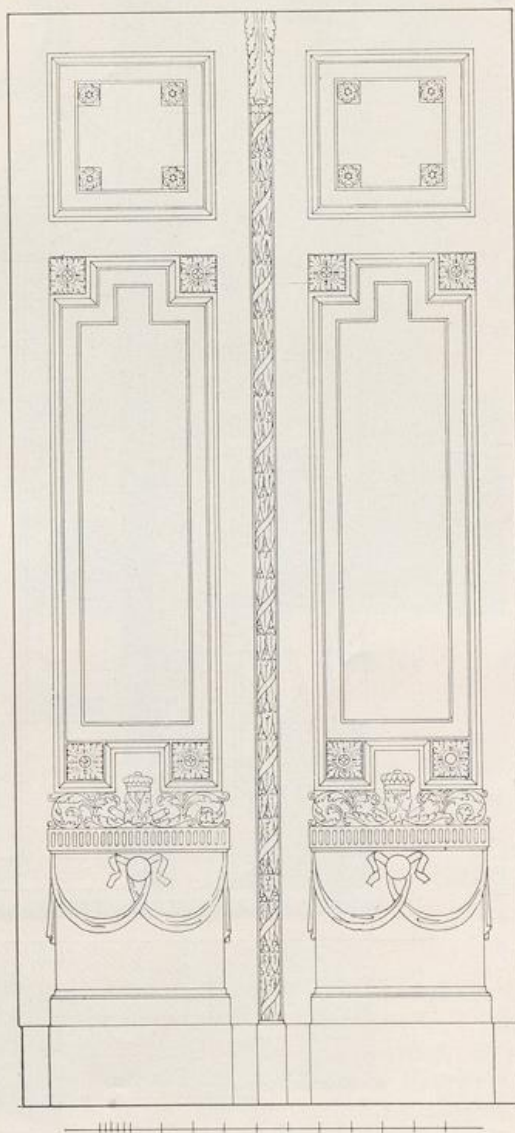
<sup>1)</sup> Ein anderes ansprechendes Beispiel mit bogenförmiger Grundrißform gegenüber dem Waldmannschen Hause, Turmstraße 11/12.

<sup>2)</sup> An neueren guten Gartenbüchern, welche die künstlerische Seite auf geschichtlicher Grundlage behandeln, sei an dieser Stelle empfohlen: Grisebach, *Der Garten* (Leipzig 1911). Mehr mit der gartentechnischen Seite beschäftigen sich: Hampel, *Die deutsche Gartenkunst* (Leipzig 1911), Lange, *Land- und Gartensiedelungen* (Leipzig 1911), Maas, *Zwischen Straßenzaun und Baulinie* (Frankfurt a. O. 1910). Von mehr volkstümlicher Darstellung ist Schultze-Naumburg, *Der Garten*.



## Einzelheiten des Äußeren und Inneren, Hausrat und Trachten.

Das Portal mit der Haustür fällt beim Eintritt zunächst ins Auge und wird daher, wie seit alters her, mit größter Sorgfalt behandelt. Auch da, wo, wie bei Abb. 145, das Portal von der Straße aus wenig sichtbar war, bildete man es in aller Feinheit durch. Die schönste Tür dieser Zeit enthält wohl das Schwartze-sche Haus, auf dessen überragende architektonische Bedeutung immer wieder hingewiesen werden muß (s. Abb. 146). Die zierlich eingerahmten Medaillons im Oberteil versinnbildlichen Hausherrn und Hausfrau. Das Ganze ist von abgewogenster Feinheit. Manche Teile, wie die verkröpften, langen Füllungen, erinnern lebhaft an die Tür der Kanzlei (s. Abb. 144). Aus der schier unübersehbaren Fülle von schönen Portalen und Türen sei seiner Besonderheit und künstlerischen Bedeutung wegen das vom Hause Kamp 16 (s. Abb. 147) besonders hervorgehoben. Die Portalnische schneidet hier der Richtung des schräg geschnittenen Grundstücks folgend in ungezwungenster Weise ebenfalls schräg in die Straßenmauer. Der reiche figürliche Schmuck geht sichtbarlich auf Wessell zurück (also vor 1811). Nach der ganz aufs Plastische eingestellten Wirkung möchte man annehmen, daß er der Schöpfer des ganzen Portals ist, dessen Form sonst nicht wieder vorkommt.<sup>1)</sup> Für die Ausbildung der kleinen Haustür ist die Trennung in einen oberen Teil, der geöffnet werden konnte, während der untere als Brüstung geschlossen wurde, oder auch in einen breiteren beweglichen und einen schmaleren feststehenden Teil bezeichnend. Selbst bei Breiten von 1 m (z. B. Oberbergerei 7, Johannismauer 6) sieht



1785 Abb. 144. S  
Haustür bischöfliche Kanzlei, Hasestraße 40 A.

<sup>1)</sup> Später gehörte das Haus dem Drogisten Hagen und wurde daher scherzhaft die „Apotheke“ genannt.



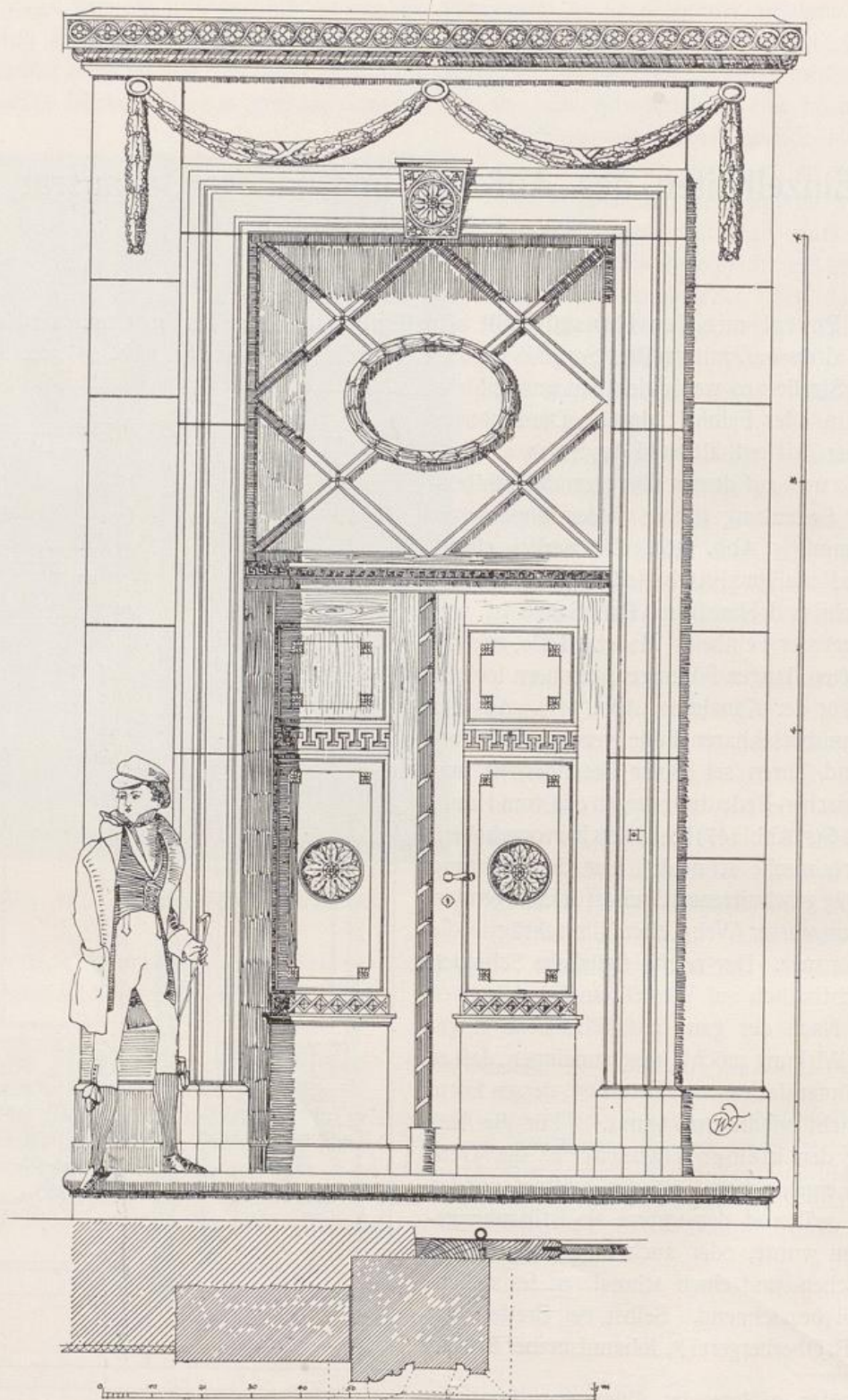


Abb. 145. Haustür Hakenstraße 4 B.

J



man diese zugleich vernünftige und reizvoll unsymmetrische Art, die der Renaissance entstammt, durchgeführt. Dabei werden die Motive der breiteren Tür in naiver Weise unbedenklich auf den schmaleren feststehenden Teil übertragen (s. Abb. 148).

Von der sorgfältigen Durchbildung der Fenster, Fensterbrüstungen, Gesimse und sonstigen äußeren Einzelheiten gibt Abb. 149—150 wieder vom Schwartzeschen Hause eine Vorstellung. Die Schiebevorrichtung ist hier freilich noch nicht einwandfrei durchgebildet. Bei heutigen Konstruktionen pflegen die Fensterflügel mit einem Ansatz in den seitlichen feststehenden Rahmen zu greifen und zur besseren Haltbarkeit an den Nuten beschlagen zu werden. Abb. 151 zeigt noch eine der hölzernen, reich geschnitzten Dachluken.



1795 Abb. 146. Haustür Schwartz, B  
Krahnstraße 9/10.



Abb. 147. Portal Kamp 16. B

Bei den Einzelheiten des Inneren darf man die monumentalen Ausbildungen im bischöflichen Schlosse nicht unerwähnt lassen. Die untere große Eingangshalle<sup>1)</sup> von etwa 1785, wiederholt in den halbrunden Säulenstellungen, welche in die rechteckige Grundform hineingestellt und überwölbt sind, während die Zwickelflächen dahinter gerade Decken behalten (s. Abb. 153), ein damals in Westfalen besonders beliebtes Dekorationsmotiv.<sup>2)</sup> Die ganze

<sup>1)</sup> Nach den zwei Gipsmodellen, heute „Löwenhalle“ genannt. Die Löwen sind Schöpfungen des Osnabrücker Bildhauers Rosenthal (1838—1866), eines der begabtesten Schüler Rauchs. Die in Bronze gegossenen Originale liegen vor der Technischen Hochschule (früher Welfenschloß, 1857 bis 1866 vom Hofbaumeister Tramm, dem Vater des jetzigen Stadtdirektors erbaut) in Hannover.

<sup>2)</sup> Großartiger und feiner durchgebildet findet es sich u. a. in den Bauten Wilh. Ferd. Lippers, z. B. in dem großen Saale des Münsterschen Schlosses (1779) und des Schlosses in Velen (1780). Abgebildet finden sich diese bei Kerckerinck-Borg a. a. O. S. 199 und 198, der Münstersche Saal auch bei Hartmann a. a. O. Abb. 87 und 88.



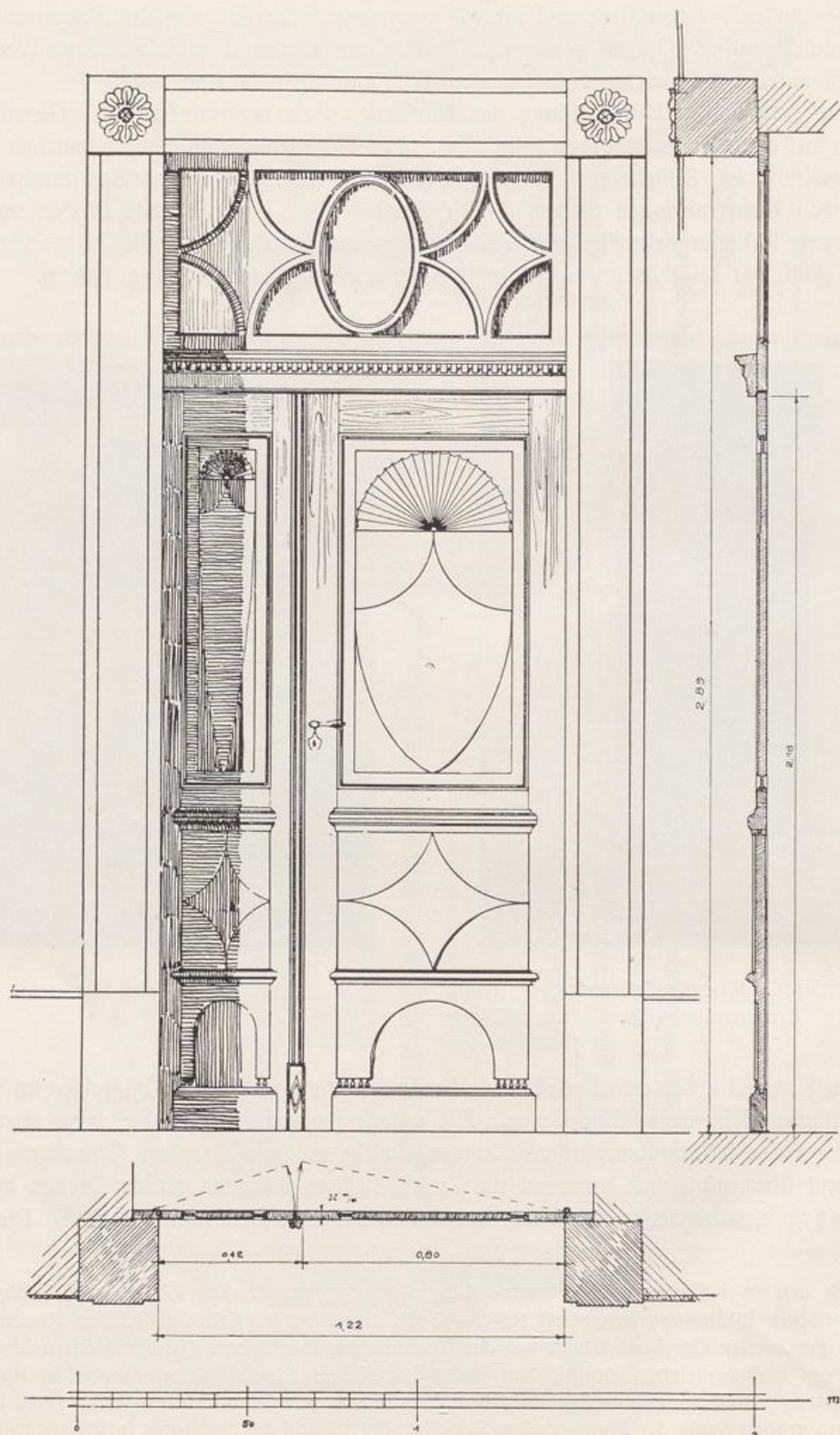
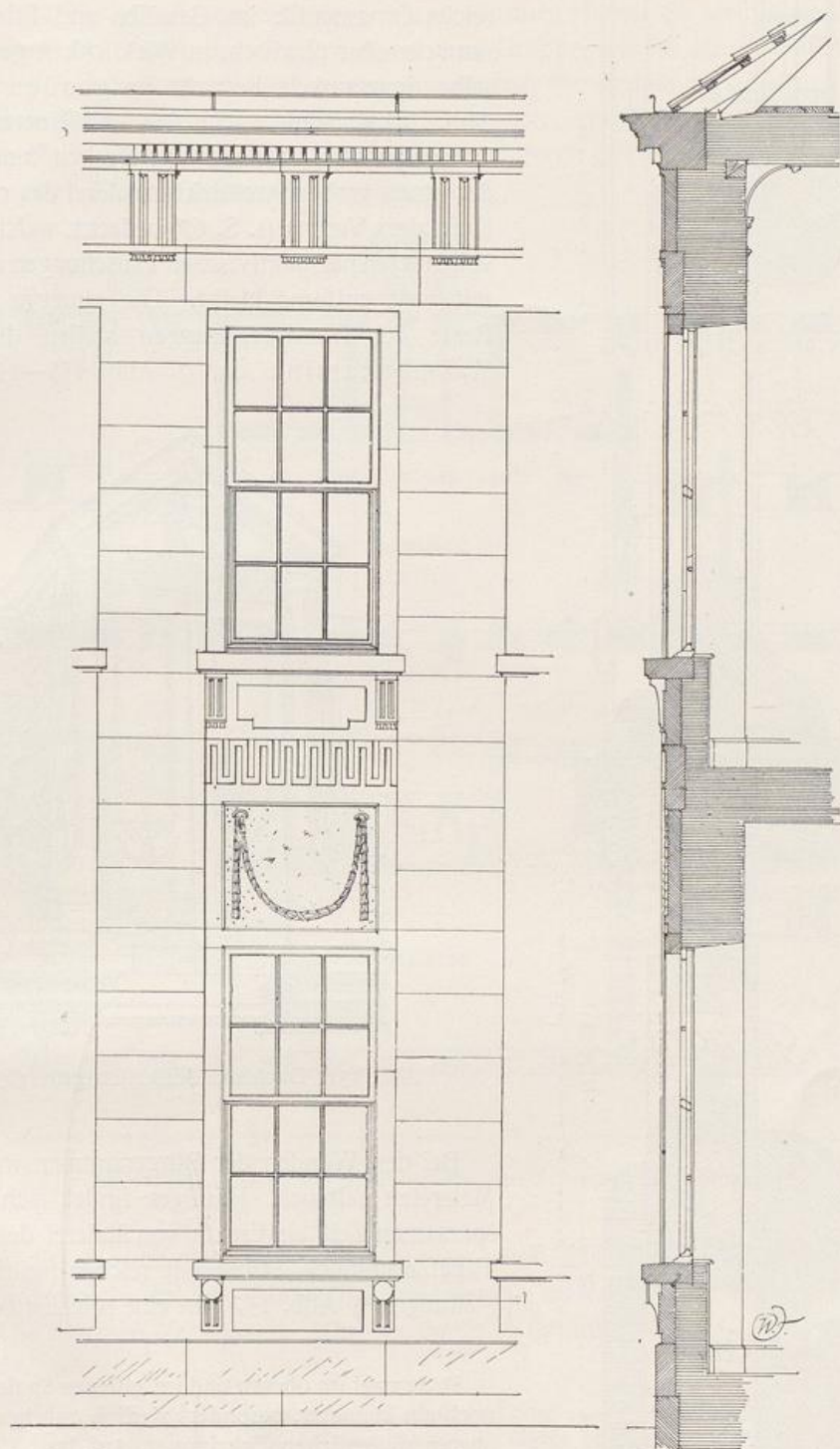


Abb. 148. Haustür Hakenstraße 18.

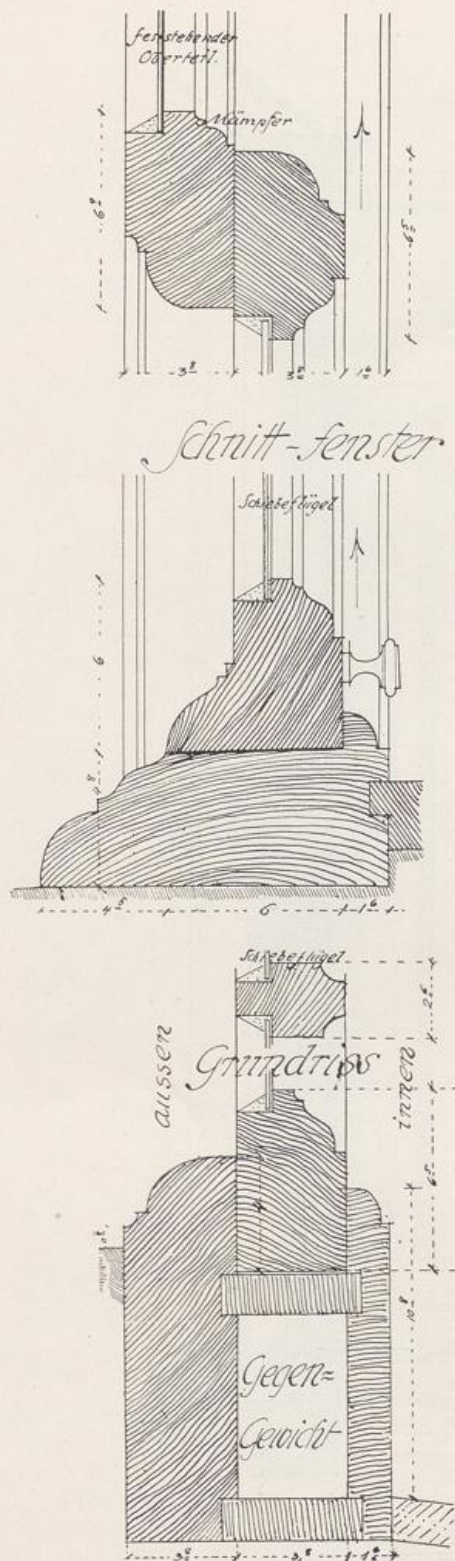
J





(1790) Abb. 149. Fensterachse Haus Schwartz, Krahnstraße 9/10. J





(1790) Abb. 150.  
Schiebefenster Haus Schwartz,  
Krahnstraße 9/10.

reiche Ornamentik im Gewölbe und Fries ist hier nur scheinbar plastisch, in Wirklichkeit gemalt. Dieselbe Sparsamkeit herrscht im großen Saale (s. Abb. 154) und den anschließenden kleineren Sälen des Obergeschosses. Wände und Decken sind hier mit der etwas groben Architekturmalerei des preußischen Hofmalers Verona (s. S. 67) bedeckt, welche von den vollendeten perspektivischen Täuschungen der Barockzeit weit entfernt bleibt. Die einzigen plastischen Reste der Wandverzierungen stellen die schönen Marmorkamine dar (s. Abb. 155—156).<sup>1)</sup>

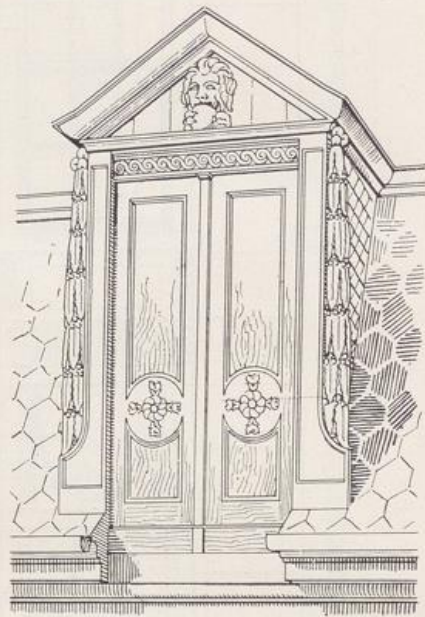


Abb. 151. Dachluke Johannisstraße 105. S

Bei den Wänden der Bürgerzimmer waren solche Malereien seltener. Häufiger findet sich in dieser sparsamen Zeit als Ersatz von Malerei der einfarbige Tapetenschmuck, selbst mit reichen figürlichen Darstellungen.<sup>2)</sup> Abb. 157 gibt eine solche 1,60 × 1,80 m

<sup>1)</sup> Je zwei im oberen und im unteren Saale, außerdem noch ein kleinerer, besonders zierlich durchgebildeter im oberen südöstlichen Eckzimmer. Auf das „à la chinoise“ (von Raineri) bemalte Zimmer neben der Löwenhalle hat Verf. in der Denkmalspflege 1912 S. 29—40 hingewiesen.

<sup>2)</sup> Papiertapeten kommen zunächst mehr in ornamentalen Mustern nach chinesischer Art in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England auf, seit der Mitte des Jahrhunderts aber besonders in Paris, wo die Bild-



große aus Paris bezogene Tapete aus dem Finkenstädtischen Hause. Sie stellt Amor und Psyche vor dem Throne der Venus dar und gehört zu einer Gruppe, welche den beliebten Stoff nach Zeichnungen des Davidschülers Lafitte und Ausführung von Dufour behandelt. Das Finkenstädtische Haus besitzt noch zwei große und zwei kleinere, etwa halb so breite, dazugehörige Bilder. Die Maltechnik in parallelen Pinselstrichen ist durch geschnittene Holzformen vervielfältigt, die weißen Lichter stellenweise handgemalt.<sup>1)</sup>

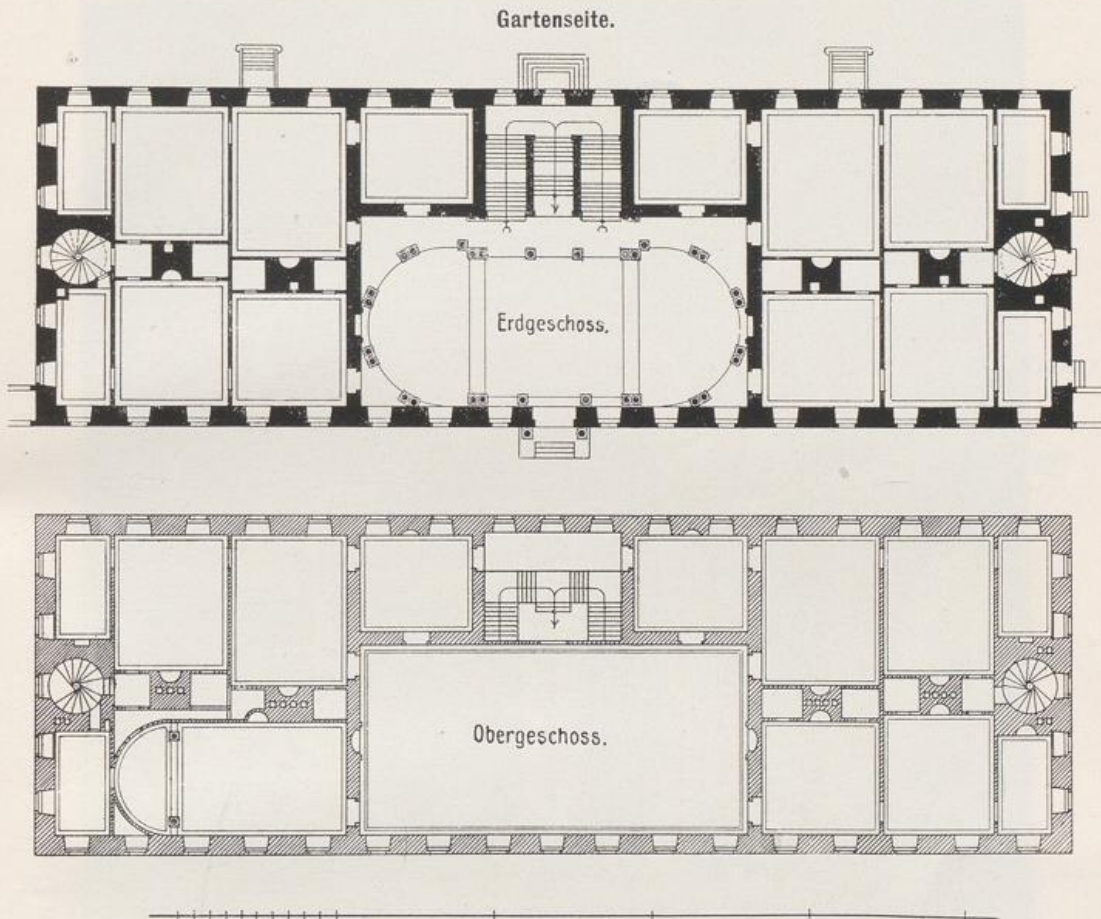


Abb. 152. Grundrisse des bischöflichen Schlosses (Mittelteil).

S

Abb. 158 aus dem ehemals Langeschen Hause deutet das Schema des gewöhnlichen, einfachen Wandanstrichs, in dem gelegentlich ornamentale oder figürliche Motive verstreut werden, an. Die niedrige Vertäfelung (lambris, boiserie) darunter, welche in Fensterbrüstungs-

tapete 1790—1830 ihre größte Blüte erreicht und Gobelins und Ledertapeten völlig verdrängt. Von Paris, wo auch eine Staatsmanufaktur (Reveillon) dafür bestand, verbreitete sie sich in alle Welt, selbst bis Nordamerika, wo die Landhäuser des „colonial style“ damit geziert sind.

<sup>1)</sup> Die gleiche Tapete findet sich im Festsale des Schlosses Gehrden in Westfalen, welchen die Oberhofmeisterin Gräfin Bocholtz 1808 für König Jérôme einrichten ließ, abgebildet bei Kerckerinck-Borg S. 319. Die Gräfin war eine geborene v. Weichs und Verwandte des 1813 verstorbenen Osnabrücker Dompropstes. Die beliebte Serie, die sich u. a. auch im Berliner Märkischen Museum findet, wurde später neu nachgedruckt.



höhe um das Zimmer lief, war im Gegensatz zu den oft tiefbraunen Tönungen der Wände meistens weiß gestrichen. Doch kommt auch Natureichenholz vor, wie man es in reicherer Ausführung in einem der streng geschichtlich eingerichteten Musterzimmer des Münsterschen Landesmuseums sehen kann.<sup>1)</sup> Der dargestellte gußeiserne, sog. „Piesberger“ Ofen<sup>2)</sup> stammt aus einem anderen Hause. Diese Art der Wandgliederung, durch Täfelung und Anstrich war



(1785)

Abb. 153. Löwenhalle im Schlosse (Erdgeschoß).

L

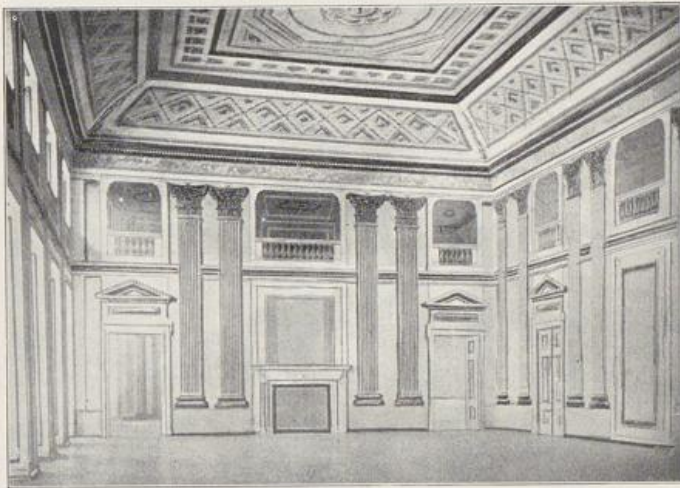
in den besseren Häusern ganz allgemein üblich. Gleichzeitig stellt Abb. 158 eine der gebräuchlichen einfachen Türformen des Inneren dar.

Das leitet zu den Arbeiten der Tischler über, die Wagner ganz besonders lobt: „daß sie dauerhafte und gute Arbeit machten, beweisen die Treppen der in den 1780er und 90er

<sup>1)</sup> Die Einrichtung eines ähnlichen Bürgerzimmers um 1800 im Osnabrücker Museum ist in Vorbereitung.

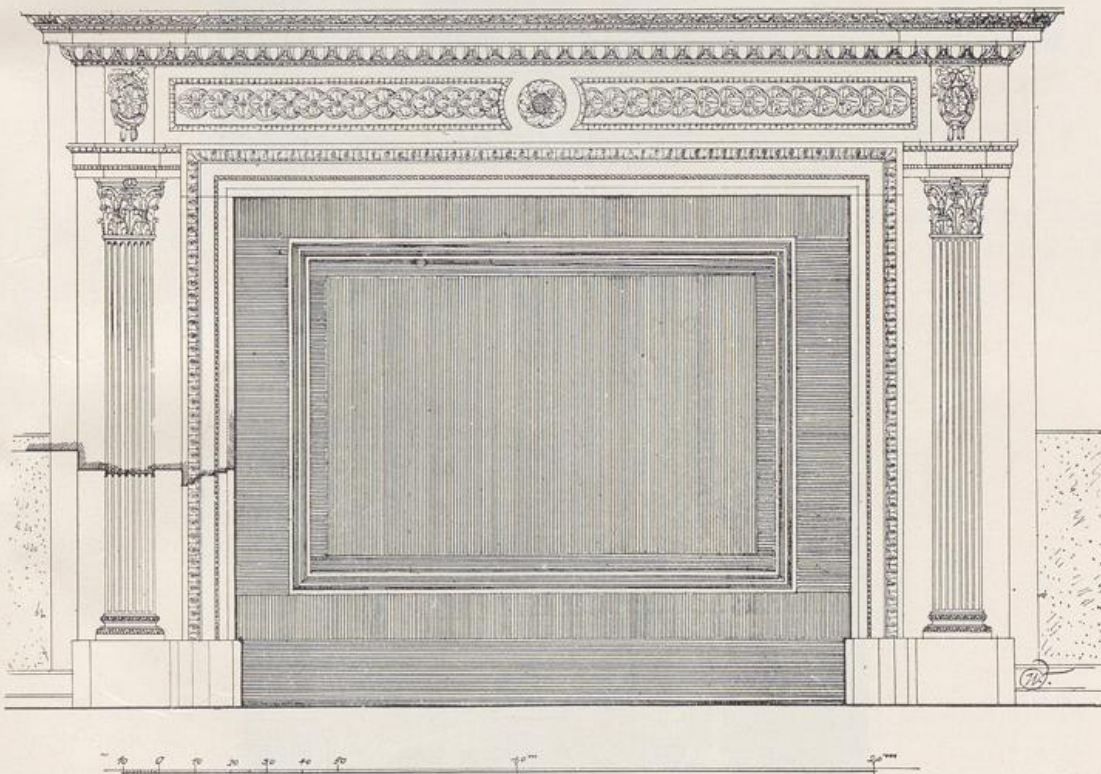
<sup>2)</sup> Die Bezeichnung rührt von der im Piesberge gewonnenen Anthrazitkohle her, die bis zum Jahre 1895 (als das Kohlenbergwerk ersoff) allgemein zum Heizen verwendet wurde.





(1790) Abb. 154. Großer Saal im Schlosse (Obergeschoß).

Jahren gebauten Häuser, die schönen Türen und Paneele, die sich noch vorfinden, die Schränke, Uhrkasten, Kommodenaufsätze, die sich in den Familien vererbt haben“.



(1790) Abb. 155. Marmorkamin im Schlosse (Obergeschoß).

J

Eine häufige Türlosung<sup>1)</sup> mit begleitenden seitlichen Fenstern zeigt Abb. 159. Von dem ersten Wohnzimmer oder Kontor, rechts oder links vom Eingange, führten gewöhnlich

<sup>1)</sup> Findet sich u. a. ganz ähnlich im Natruper Torhäuschen (s. Abb. 115).





(1790) Abb. 156. Marmorkamin im Schlosse, Einzelheit. L



Abb. 157. Tapete im Hause Großstraße 43/44. B



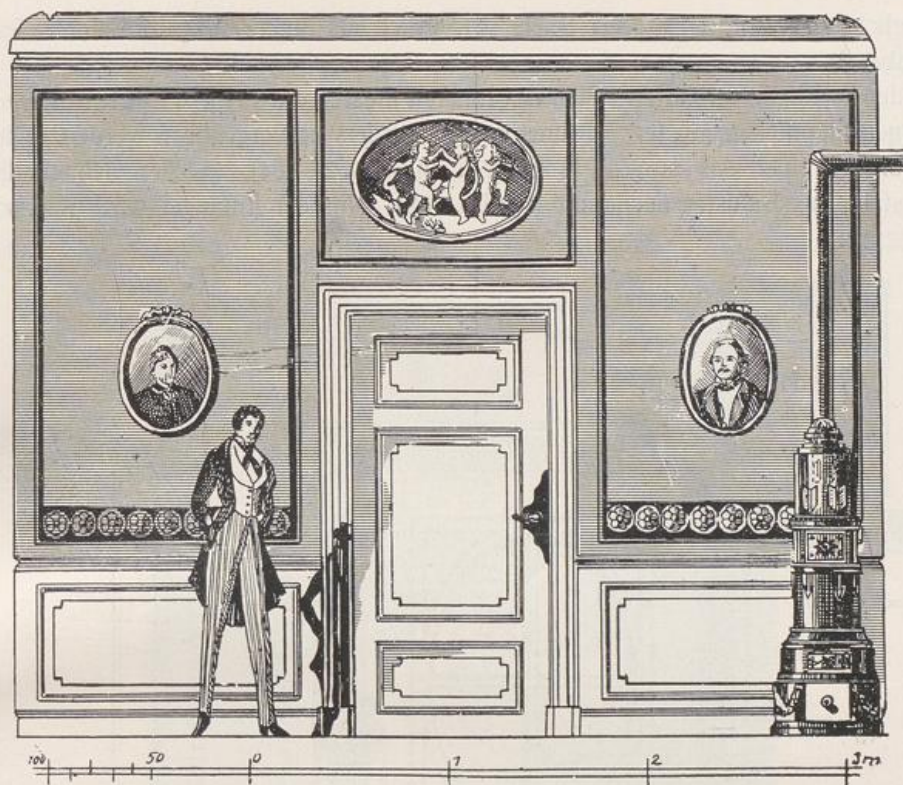


Abb. 158. Wand-Dekorationsschema vom Hause Lange, Hegerstraße 27/28. J

solche Fenster nach dem Eingangsflure, um diesen besser überwachen zu können. Eine etwas bessere Zimmertür gibt Abb. 160. Reich durchgebildet ist die zweiflügelige Tür auf Abb. 161.

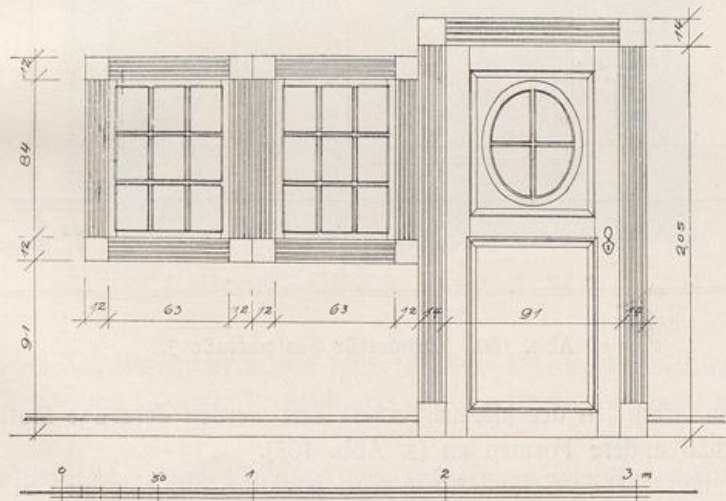


Abb. 159. Flurtür mit Seitenfenstern Johannisstraße 131. J

Sie ist heute äußere Eingangstür des Hauses Hasestraße 35, könnte aber nach den zierlichen Einzelheiten und dem empfindlichen weiß-goldenen Anstriche zu schließen —



ursprünglich vielleicht an anderer Stelle vermutlich als innere Flügeltür eines „Saales“ gedient haben.<sup>1)</sup>

Von den sonstigen verzierten Teilen des Inneren müssen die Treppengeländer wegen ihres schier unerschöpflichen Musterreichtums ganz besonders hervorgehoben werden. Die Barockzeit bevorzugte hier das ausgesägte Brett (s. Abb. 162–164), welches vielfach die Umrißformen steinerner Baluster nachahmt (s. Abb. 163). Nur der Anfänger wird plastisch reicher

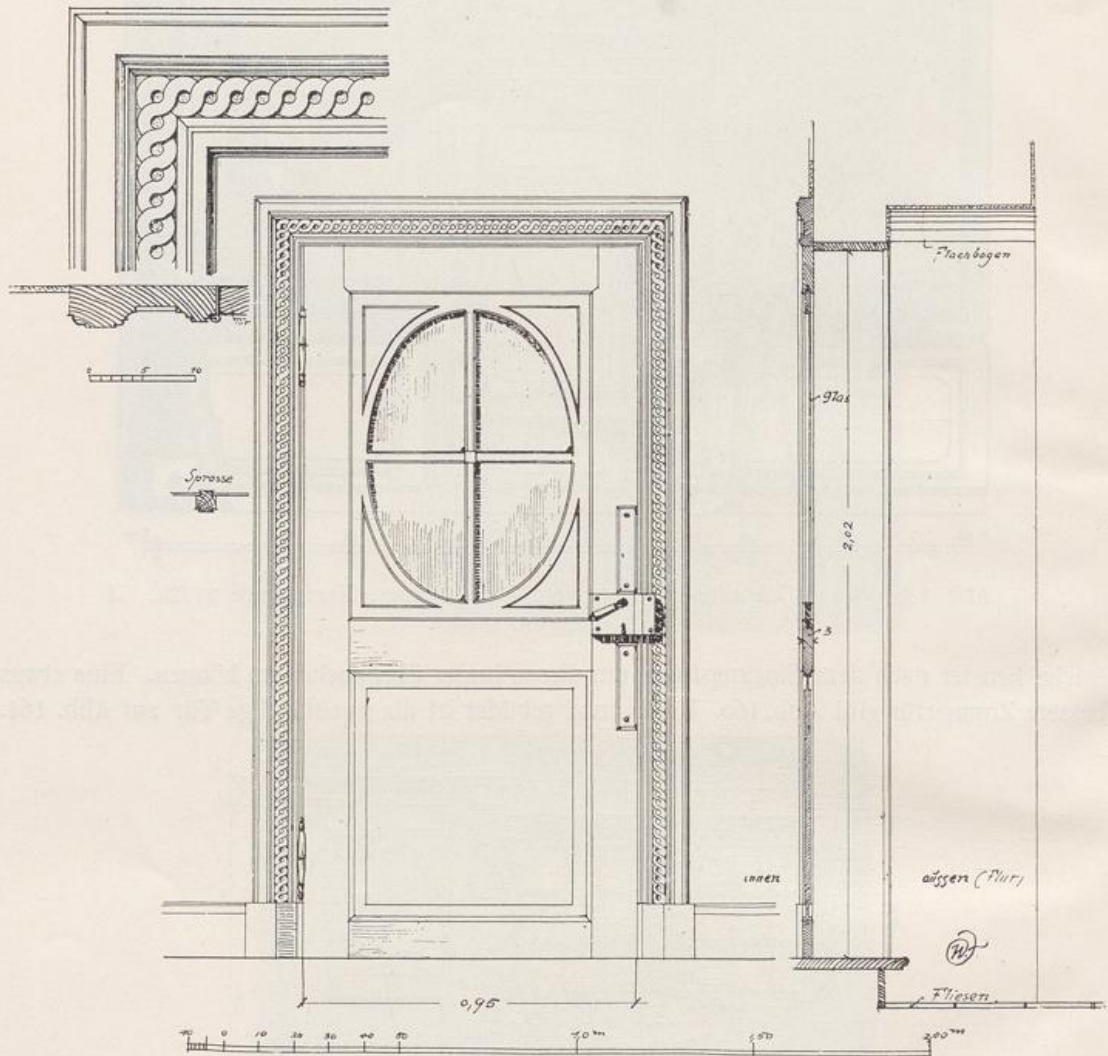


Abb. 160. Zimmertür Süsterstraße 3.

J

geschnitten (s. Abb. 162). In der klassizistischen Zeit werden derartige Motive seltener und nehmen naturgemäß andere Formen an (s. Abb. 165).

Die eigentlich herrschende Geländerform wird jetzt das aus einzelnen Stäben zusammengesetzte Stabmuster. Auch dieses findet sich bereits in der Barockzeit, in welcher es die gekrümmten Linien dieses Stils bevorzugt (s. Abb. 166). Später treten die gekrümmten vor

<sup>1)</sup> Der Sockel der bekrönenden Vase, die anderswo herkommt, ist nicht alt. Der neuere Anstrich — feuerrot — ist wieder entfernt, worauf das alte Weiß-Gold wieder zum Vorschein kam.



den geraden Teilen immer mehr zurück, und von den Krümmungen gewinnt die regelmäßige Kreisform das Übergewicht über das Oval. An reicheren Geländern findet man eingestreute Rosetten, wie bei Abb. 168, ein übrigens nicht unberührt gebliebenes Beispiel.<sup>1)</sup> Abb. 169 von 1819 hat nur in den besonders gestellten Mittelfüllungen noch runde Teile, Abb. 172 von ganz bescheidener Ausbildung überhaupt keine mehr.

Die Möbel mögen hier ganz kurz behandelt werden, weil sie in ihren frühen und besten Beispielen häufig nicht einheimische Arbeiten darstellen.

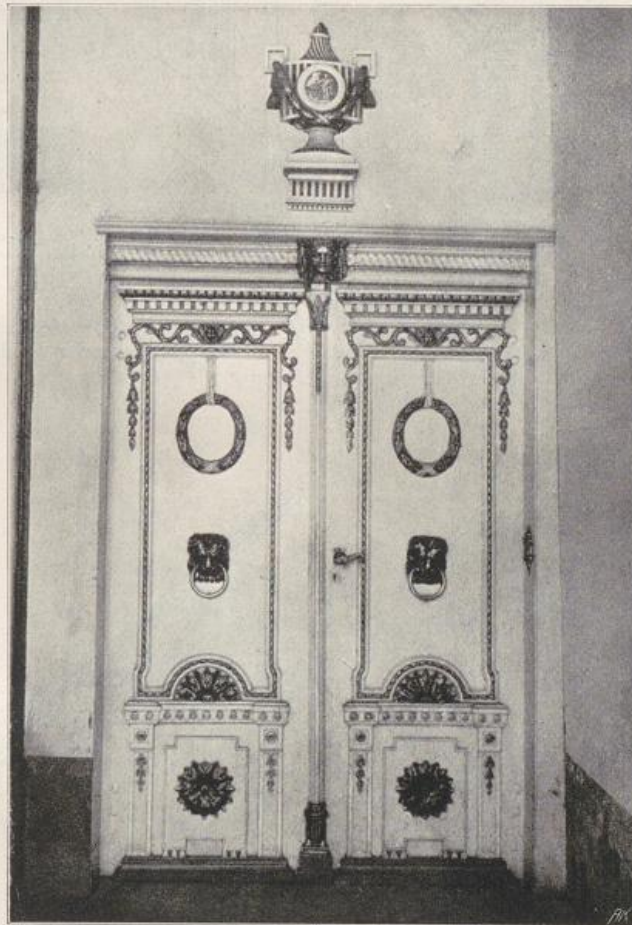


Abb. 161. Flügeltür Hasestraße 35.

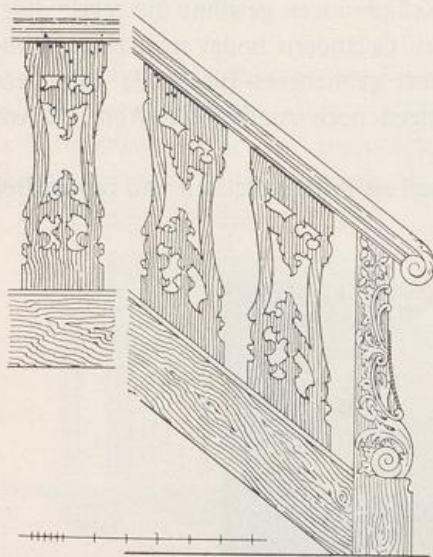
B

Die Prachtorgel der Marienkirche von 1795 (s. Abb. 173) ist beispielsweise ein Werk des französischen Orgelbauers Courtain.<sup>2)</sup> Auch von dem Singepult des Domes (s. Abb. 174) ist es

<sup>1)</sup> Die Treppe hatte früher gerade Läufe und ihren Antritt mehr in der Nähe der Haustür (s. Abb. 63); der hohe Anfängerpfosten ist nur im unteren Teile alt.

<sup>2)</sup> Ein Geschenk der Natruper-Heger- und Martinianer-Leyschaften als Ersatz für das alte Werk des 16. Jahrhunderts. Von den vier tragenden korinthischen Säulen stehen infolge neuerer „Reinigungen“ des Inneren nur noch die zwei äußersten. Die schöne barocke Kanzel von 1735, ein noch vorhandenes, phantasievolles Werk eines heimischen Bildhauers Jöllermann aus Haselünne, ist durch eine neugotische ersetzt. S. auch Siebern-Fink S. 120 u. 149—150.





1772 Abb. 162. S  
Treppengeländer Markt 13.

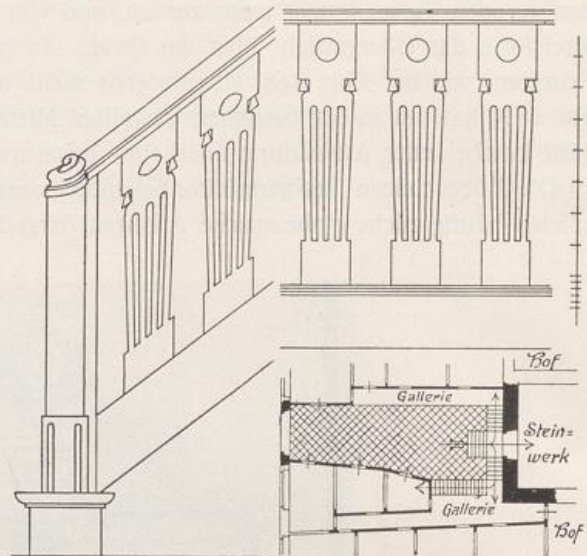


Abb. 165. S  
Treppengeländer Gildewert 13.

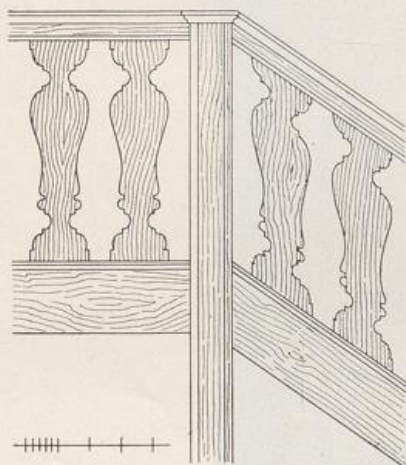


Abb. 163. S  
Treppengeländer Dielingerstraße 31.



Abb. 164. S  
Treppengeländer Markt 11.

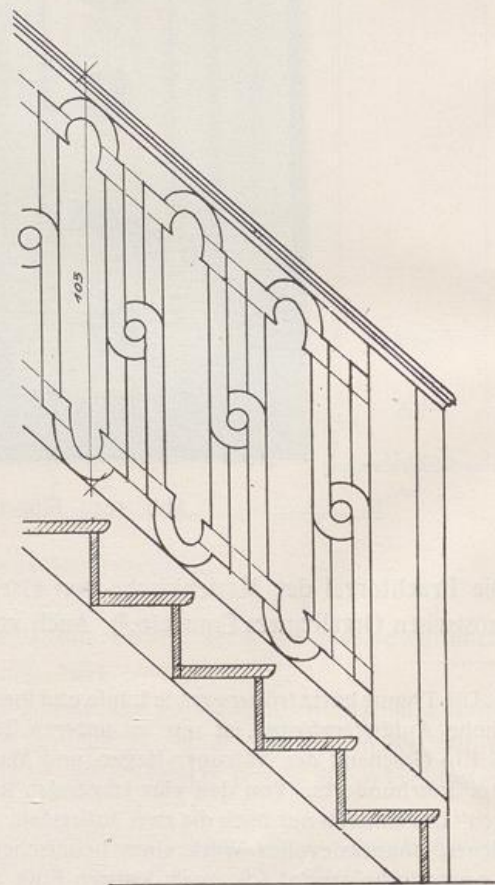


Abb. 166. J  
Treppengeländer Neuergraben 9 (noch barock).



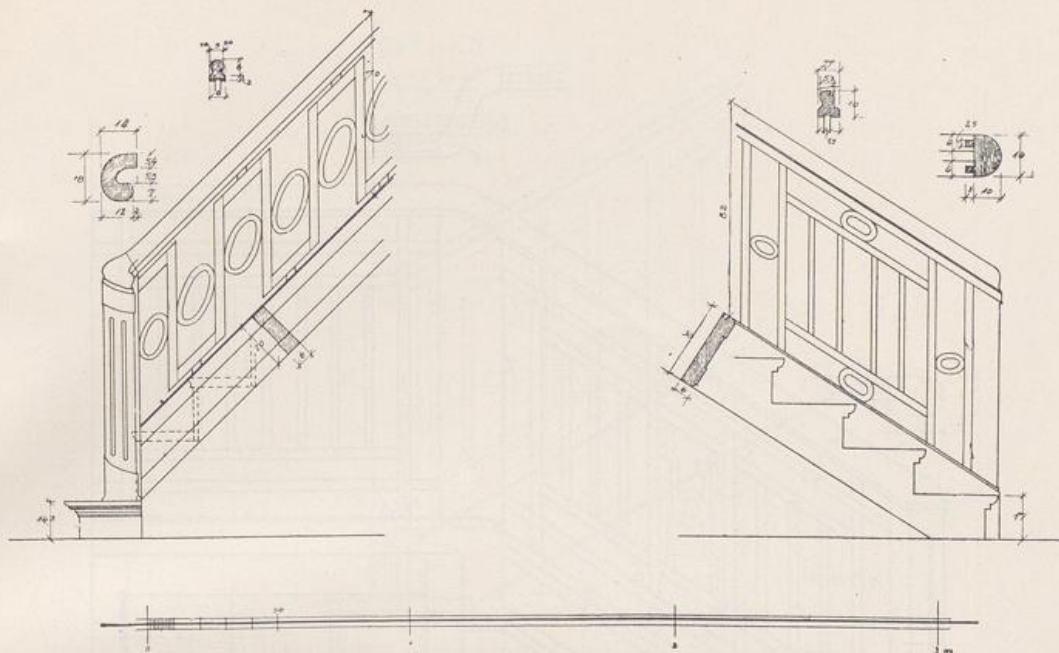


Abb. 167. Treppengeländer Hakenstraße 4 B.

J

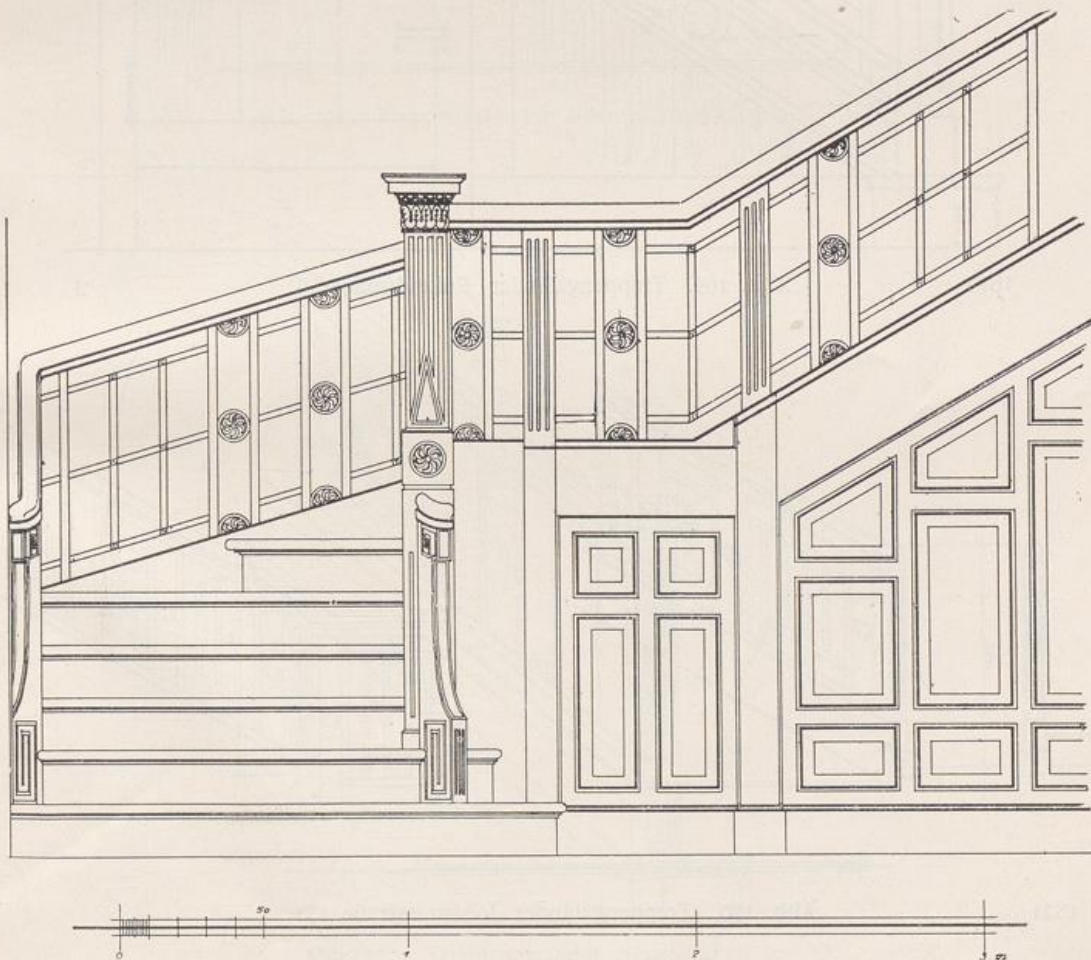
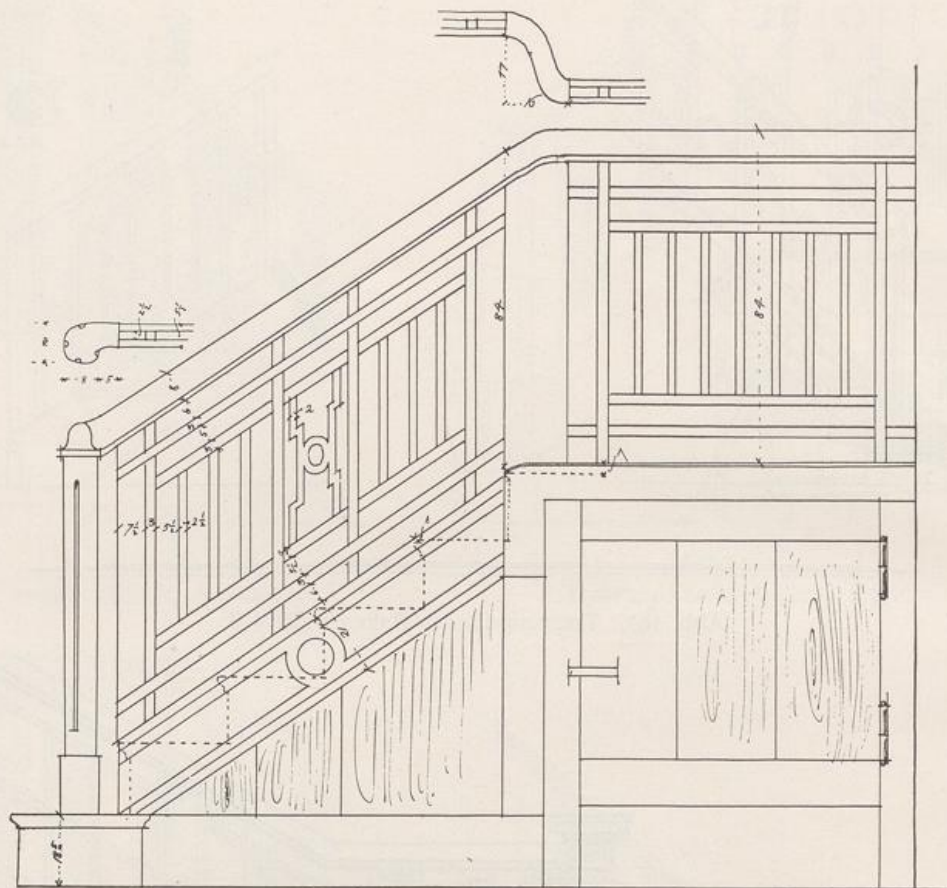


Abb. 168. (Veränderte) Treppe Hakenstraße 4 B.

J

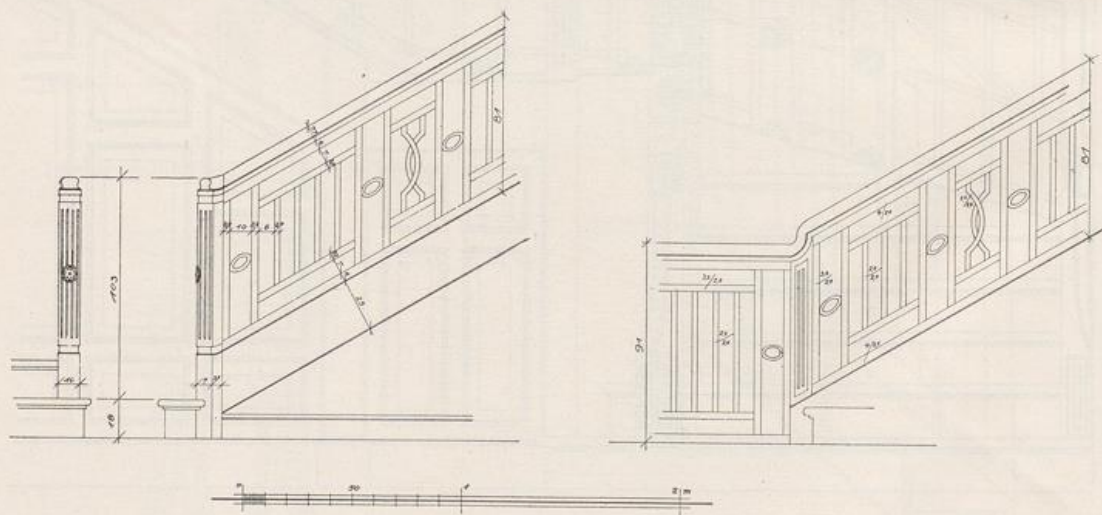




1819

Abb. 169. Treppengeländer Rolandsmauer 9.

J



1821

Abb. 170. Treppengeländer Johannisstraße 131.

J



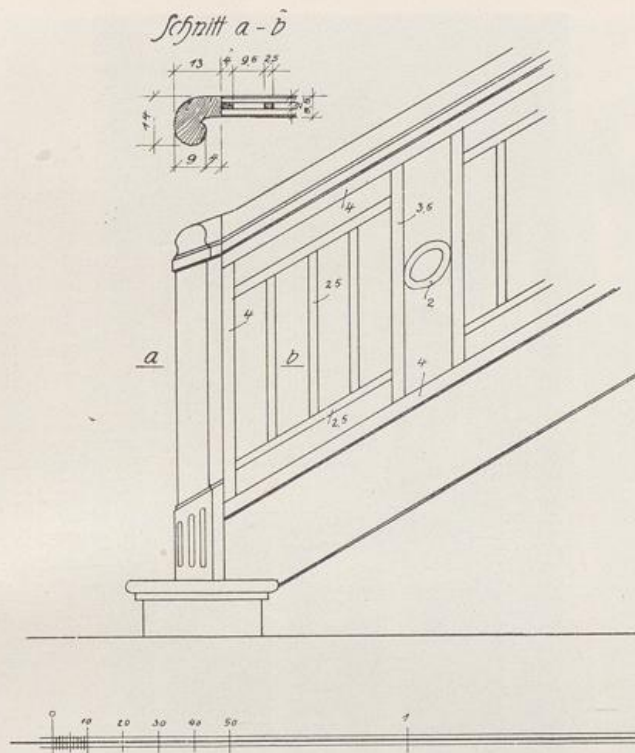


Abb. 171. Treppengeländer Johannisstraße 19/20. J

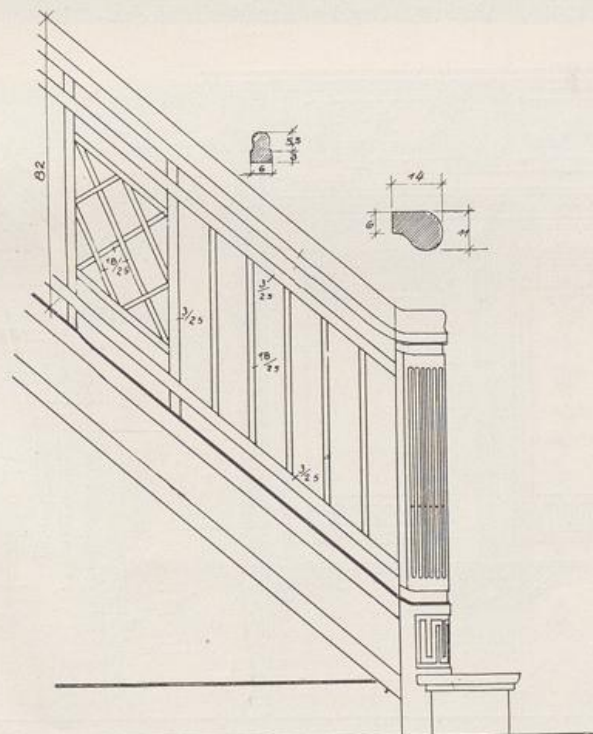
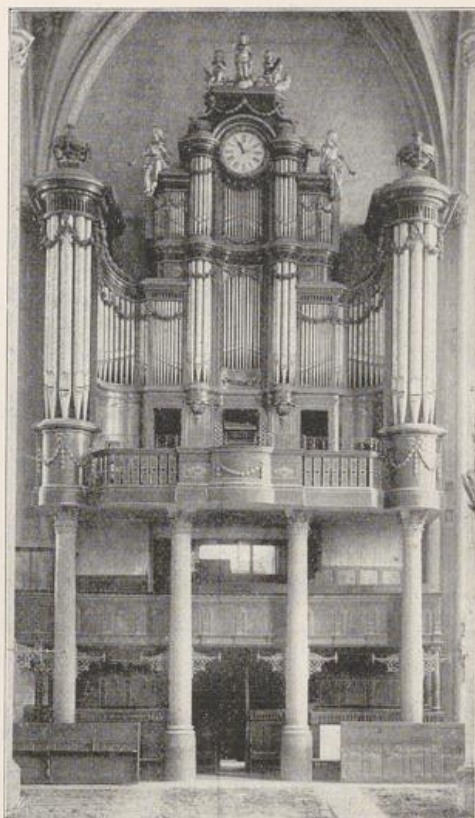


Abb. 172. Treppengeländer Neuergraben 9. J





1795 Abb. 173. Orgel in der Marienkirche. L

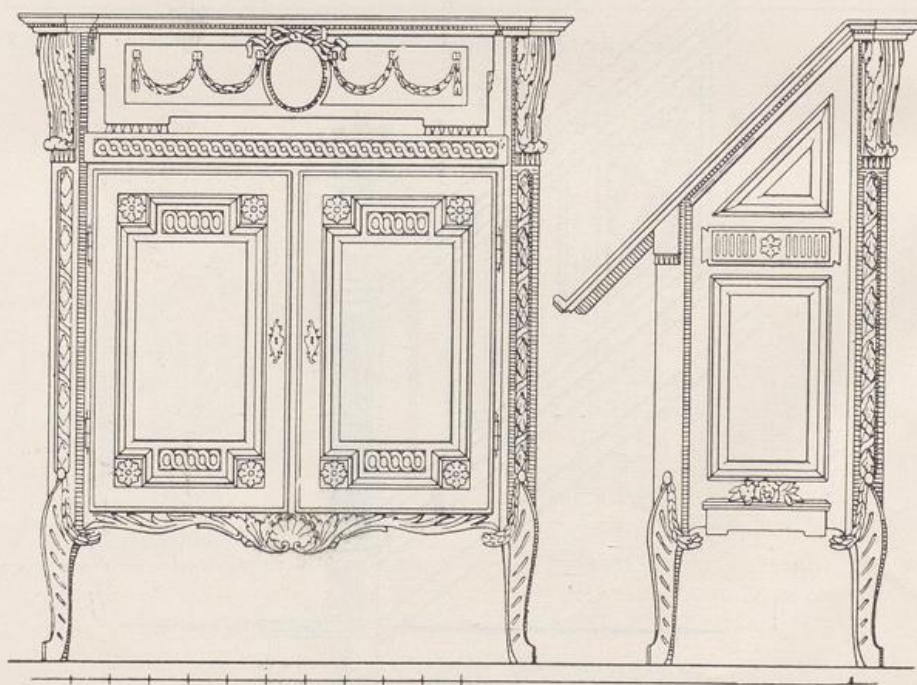
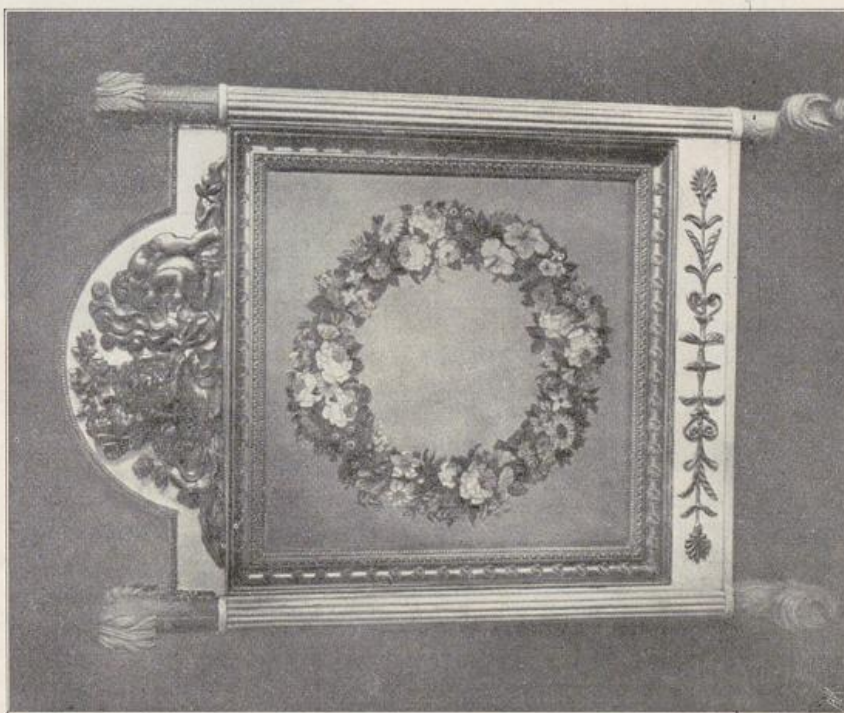


Abb. 174. Singepult aus dem Dom.

S





(1790) Abb. 175.  
Ofenschirm im Hause Schwartz, Krahnstraße 9/10.



(1817) Abb. 176. Ofenschirm der Familie Beckmann-Borgwedde,  
früher im Hause Großestraße 43/44. Mit Ansicht von Osnabrück.



zweifelhaft ob es am Orte gemacht ist. Vor 1800 ist die Einfuhr französischer, belgischer, englischer, selbst italienischer Möbelstücke auch für die abgelegeneren der deutschen Städte sehr häufig.<sup>1)</sup> Erst später suchten Künstler wie Erdmannsdorf, die beiden Gillys, Schinkel und andere das vaterländische Kunsthandwerk zu heben und vom Auslande, besonders von Paris

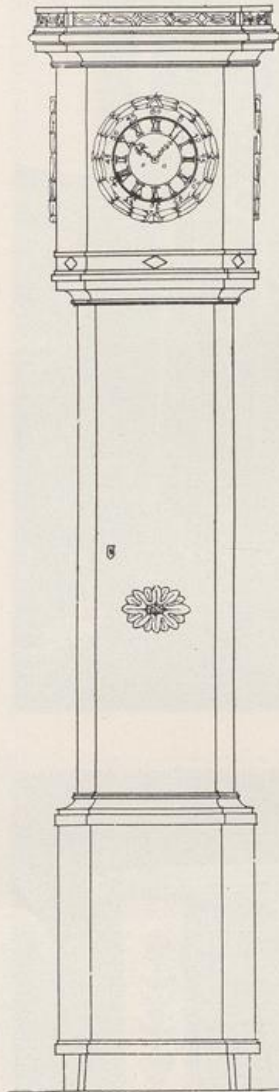


Abb. 177. J  
Standuhr Neuergraben 9.



1797 Abb. 178. B  
Standuhr in der Hirschapotheke, Großstraße 46/47.

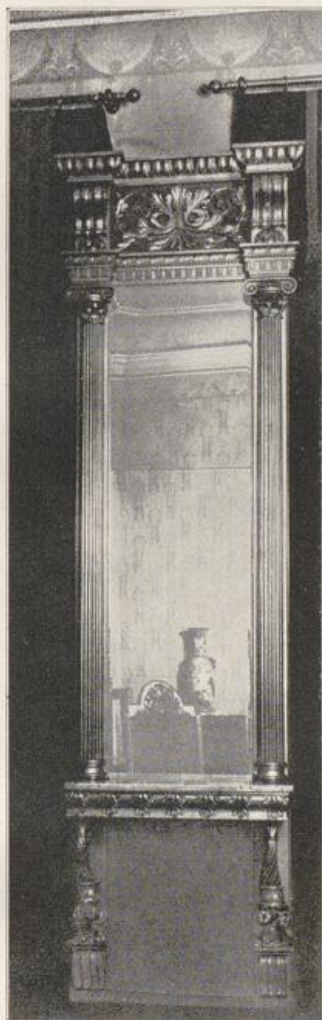
und London, wieder unabhängig zu machen.<sup>2)</sup> Die preußische Regierung gab zu diesem Zwecke das S. 52 genannte Vorlagewerk heraus.

<sup>1)</sup> Die Hauptmöbelorte waren neben Paris und London die Städte Brüssel, Lüttich und Venedig. In Deutschland sind als kunstgewerblich hochstehende, allerdings stark vom Ausland beeinflusste Orte dieser Zeit vor allem zu nennen: Berlin, Potsdam, Hamburg, Lübeck, Danzig, Aachen, Neuwied (Röntgen), Mainz, München, Würzburg, Dresden, Nürnberg, Augsburg.

<sup>2)</sup> Die einheimischen Gilden wehrten sich vergeblich gegen die in ihre Rechte eingreifende Einfuhr von außerhalb. Die für die Justizkanzlei vom Kanzleirat v. Brokes in Bremen bestellten ledernen



Einen großen Luxus trieben die Wohlhabenderen dieser Zeit mit Ziertischchen, Standuhren, Wandspiegeln, Ofenschirmen, Sekretären („bureaux“), Kommoden u. dgl. Abb. 175 (auch im Spiegel Abb. 179 sichtbar), ein Kamin- oder Ofenschirm („écran“), hat in der Anordnung



(1790) Abb. 179. Wandspiegel B  
im Hause Schwartz, Krahnstraße 9/10.

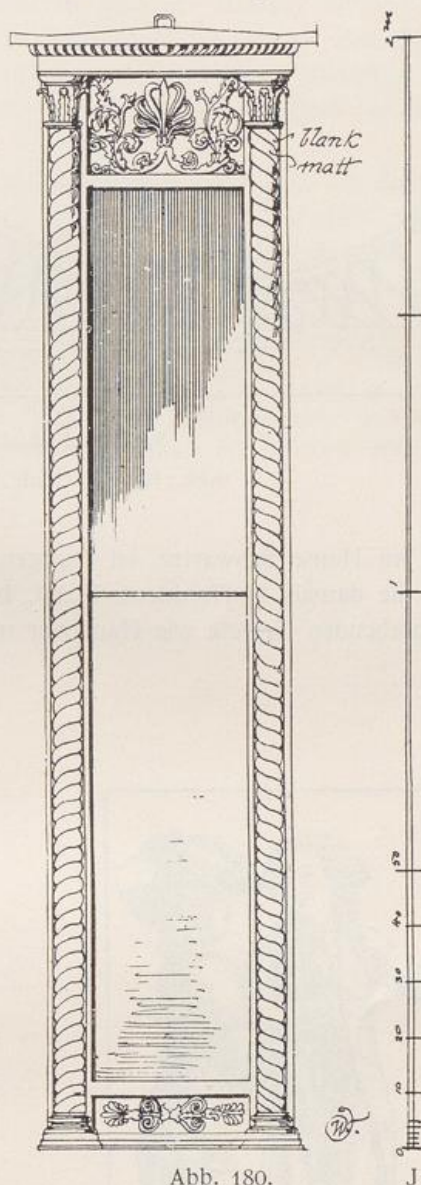


Abb. 180. Wandspiegel aus dem Hause Hegerstraße 27/28.

offenbare Ähnlichkeit mit bekannteren Erzeugnissen, wie sie damals die berühmte französische Kunsttischlerfamilie Jacob während des Directoire in den Handel brachte.<sup>1)</sup> Der figürliche

Stühle wurden z. B. (1766) von der Tischler- und Sattlergilde auf der Straße beschlagnahmt, mußten aber auf Mörsers Gutachten gegen die Ansicht des Magistrats wieder freigegeben werden. S. Krusch a. a. O. S. 238. Das Recht war hier offenbar auf seiten der Handwerker. Gute Tischler und Uhrmacher gab es auch in den kleineren Orten. Eine Standuhr in Oesede (Gastwirt L. Wolf) trägt z. B. die Inschrift des Einheimischen J. F. Merien 1792.

<sup>1)</sup> S. das ähnliche Stück von etwa 1780 bei Graul, a. a. O. S. 107. Das mehrfach erwähnte Buch bietet eine vortreffliche Übersicht über die verschiedenen Künstler („Ebenisten“) und Schulen auf dem Gebiete der Kunsttischlerei („marqueterie“) bis etwa 1800.



Oberteil erinnert dagegen wieder lebhaft an Wessell, der hier vielleicht nach fremden Vorbildern arbeitete. Ein ovales Tischchen mit Lackmalerei, den blinden Belisar darstellend,

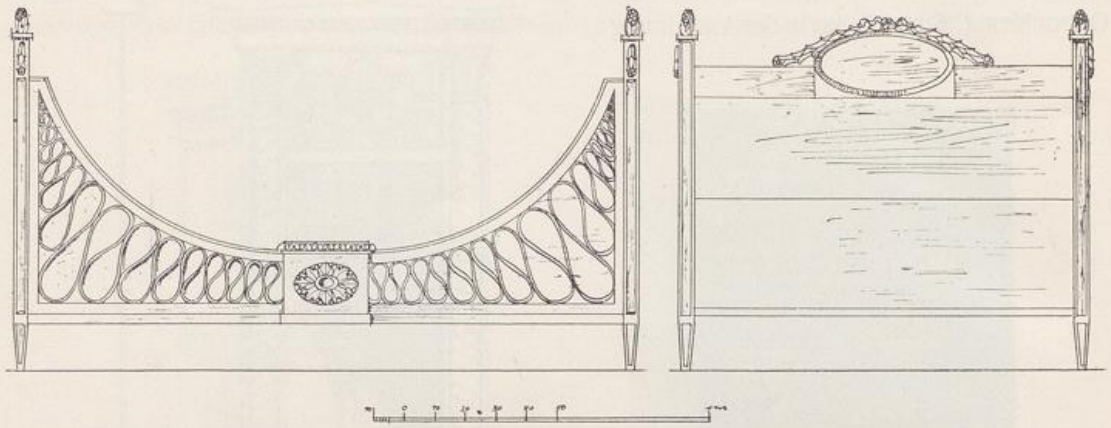


Abb. 181. Bettlade (z. Zt. im Kloster Iburg).

J

ebenfalls im Hause Schwartz, ist dagegen zweifellos ein „japanned work“ der englischen Einfuhr, die damals in Norddeutschland, besonders in den mit England in politischer Beziehung stehenden Gebiete wie Hannover und Osnabrück häufig war.



Abb. 182. Tracht um 1789 (nach dem „Almanac de Goettingue“).



Abb. 183. Tracht um 1799 (nach dem „Großbritannischen Kalender“).



Abb. 176, ein Ofenschirm mit Darstellung des Osnabrücker Stadtbildes von Neelmeyer (s. S. 67) ist dagegen als echtes Erzeugnis heimischer Kunst besonders erfreulich.<sup>1)</sup> Der vergoldete Schirm besteht aus Eichenholz, die Zierteile im Stile des Berliner Hellenismus sind ganz fein mit Gips überzogen. Das 64×104 cm große Stadtbild ist auf eine Eisenblechlatte gemalt. Auffallend ist hier, wie bei der ganzen klassizistischen Möbelkunst — besonders auch bei Abb. 180 bemerkbar — der außerordentlich kleine Maßstab für die Einzelform.

Der Vollständigkeit wegen seien endlich noch einige Trachten jener Tage aus Zeitschriften, die damals in Osnabrück viel gelesen und befolgt wurden, angeführt.<sup>2)</sup> Wagner, welcher der Tuchmacherzunft angehörte, beschreibt diese Trachten mit eingehendster Sachkunde. (S. a. Abb. 145 von etwa 1810 und Abb. 158 von etwa 1825).

<sup>1)</sup> Der Schirm steht heute auf Gut-Borgwedde bei Venne, stammt aber nebst einigen anderen guten alten Möbeln, Porzellanen u. dgl. daselbst aus dem Berghoffschen Hause in Osnabrück, wo dessen Eigentümer Beckmann (sog. „Franzosen-Beckmann“) damals wohnte und welches er um 1817 neu einrichtete. Später um 1830 verkaufte er das Haus an Breusing und zog nach Borgwedde (s. S. 67).

<sup>2)</sup> Aus dem Buche von Wagner entnommen.



## Ergebnisse und Vergleiche.

Wir haben im vorstehenden eine durchaus selbständig eigenartige Färbung des Osnabrücker Klassizismus feststellen können. Und wir staunen heute über diese reiche Bautätigkeit an mehreren hundert Häusern, die sich im Laufe weniger Jahrzehnte in der kleinen abgelegenen westfälischen Bischofsstadt abgespielt hat. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß damals halb Osnabrück neu gebaut wurde. Die Bauten, von denen wir eine Auswahl an uns vorüberziehen ließen, erzählen uns von dem selbsterarbeiteten Wohlstand, der selbsterworbenen Tüchtigkeit unserer Väter. Johann Karl Bertram Stüve, nächst Möser Osnabrücks berühmtester Sohn, schrieb 1826 die rückschauenden und zugleich prophetischen Worte,<sup>1)</sup> die heute nach hundert Jahren wieder zu denken geben: „Was Osnabrück geworden ist, was es noch ist, das hat es seinen Bürgern zu danken. Kein glänzender, verschwenderischer Hof hat den Gewerbefleiß gehoben, keine kunstreichen Kolonisten sind ihm zugeführt, keine wohlthätigen Bemühungen eines trefflichen Fürsten haben dauernd Frucht getragen. Aber da zur alten Nüchternheit und Redlichkeit sich eigene Tüchtigkeit gesellte, da gelang das Werk; und solange diese drei erhalten werden, kann Osnabrück getrost der Zukunft entgegensehen.“

Es ist eine ausgesprochen bürgerliche Baukunst, die das Osnabrück jener Tage hervorgebracht hat. Seine Eigenart zeigt sich weniger in den Grundrissen. Die Regel bildet das mit neuer Fassade versehene Haus, welches man im Innern nur soweit wie nötig ausbaute und hierbei die neuen Bedürfnisse nach mehr Weiträumigkeit, so gut es gehen wollte, befriedigte. Das Ganze blieb ein mehr oder weniger gelungener Kompromiß zwischen Altem und Neuem. Auch die von Grund auf neu gebauten Beispiele, wie die Hirschapotheke (Abb. 39) oder das Göslingsche Haus (Abb. 80) weisen in der allgemeinen Grundrißanlage keine auffallenden Abweichungen von damals allgemein Üblichem auf, es sei denn, daß man die unterkellerte Aufkammer hierher rechnen will. Ganz ähnliche Grundrisse mit der Treppe im einspringenden Winkel oder senkrecht zum Mittelflure finden sich im übrigen Norddeutschland, wie z. B. in dem 1787 wieder aufgebauten Neu-Ruppin (s. S. 83) oder auch im benachbarten Münster und Bremen.

Dagegen läßt sich in der Ausbildung der Schauseiten ein selbständiger osnabrückischer Zug nicht verkennen. Zunächst ist die solide Bauart aus starken, mehr oder weniger mit Sandstein verblendeten Bruchsteinmauern bezeichnend. Wohl werden diese Außenmauern, wenn die Mittel knapp waren, schlicht verputzt, aber im Gegensatz zu den meisten anderen Städten, in denen der Klassizismus blühte, hat man sich in Osnabrück grundsätzlich davon ferngehalten, auch bei den Zierformen zum Putz zu greifen. Was an Zierat aufgewendet werden konnte, mochte es nur ein Kranz oder eine Rosette über der Haustür sein, wird stets in Sandstein

<sup>1)</sup> Am Schlusse der von seinem Bruder Ernst Stüve (gest. 1817) und von Friederici (gest. 1816) begonnenen und von Karl Bertram 1826 vollendeten „Geschichte der Stadt Osnabrück“.



hergestellt. Dieser erfreuliche Sinn für dauerhafte handwerkliche Arbeit hat die formale Ausbildung zweifellos nicht unbeeinflusst gelassen und die Osnabrücker Baumeister davor bewahrt, für die Einzelheiten in einen zu zierlichen, in unserem wolkenreichen Klima nicht mehr wirkenden Maßstab zu verfallen, wie es beim reinen Putzbau nur zu oft geschehen ist.

Aber auch sonst hat der Osnabrücker Klassizismus viel Eigenes entwickelt. Freilich übernimmt die Frühzeit (1785—1795) den Stil aus Frankreich, folgt die Blütezeit (1795—1815) den Spuren Palladios und zeigt sich in der Spätzeit (1815—1840) der Einfluß des Schinkelschen Hellenismus. Aber alle drei Nachahmungen haben das Übernommene in besonderer Auffassung verarbeitet. Am unabhängigsten von seinem Vorbilde zeigt sich der Stil in der Zeit seiner Reife. Hollenberg, als der führende Meister, ging zwar ziemlich geradeswegs auf den italienischen Klassiker zurück, ohne sich durch die Umwege über dessen französische und englische Nachahmer sonderlich beeinflussen zu lassen. Aber bei näherer Betrachtung sowohl des ganzen Aufbaues wie auch der Einzelheiten in den Profilen, Konsolen, Füllungen und Ornamenten sieht man doch eine große Selbständigkeit. Seine Hirschapotheke ist keineswegs eine bloße Kopie, sondern eine stark westfälisch gefärbte Übersetzung des Palladio. Die Verhältnisse sind gedrungenener, stämmiger, die Einzelformen naiver, einfacher, das Ganze behäbiger, wohnlicher. Hierzu trägt nicht wenig das aus Osnabrücks Vergangenheit beibehaltene steile Dach bei. Dasselbe tritt zwar zur gleichen Zeit in England und Holland auf, doch würde man es, als bisher ortsüblich, sicher auch ohne diese Beispiele gewählt haben. Etwas Eigenes bietet auch das mit Lisenen gegliederte dreigeschossige Fünffensterhaus, dessen Erfindung wohl ebenfalls auf Hollenberg zurückgeht, der sein eigenes Haus nach diesem Schema baute (s. Abb. 77). Gegenüber der Berliner Schule hat sich die Spätzeit in Osnabrück anfangs weniger selbständig verhalten und ist darüber in einen ähnlichen Zug akademischer Nüchternheit verfallen. Dann aber hat man sich auch hier wieder auf die eigene Handschrift besonnen und in dem steil-abgewalmten Giebelhause eine zwar schlicht-derbe, aber doch kraftvolle und typisch osnabrückische Lösung gefunden (s. Abb. 93—101).

Nichts Hervorragendes hat der neuklassische Baustil in Osnabrück im Innenbau geschaffen. Seine besten Leistungen in den Sälen des Schlosses erscheinen nur schwach und unvollkommen neben den glänzenden Lösungen im benachbarten Münster, Haus Velen u. a. Selbst bescheidener durchgebildeten Sälen, wie dem auf der Engelschanze in Münster, hat Osnabrück nichts Ähnliches entgegenzustellen. Man müßte denn annehmen, daß das inzwischen Verschwundene weit höher stand, als das Übriggebliebene. Hier entsteht im gewöhnlichen Bürgerhause der Raum lediglich als folgerichtiges Ergebnis von Grund- und Aufriß. Von beabsichtigten, und zwar bis ins einzelne beabsichtigten inneren Raumwirkungen wird man da kaum sprechen können. Immerhin bleibt gegenüber diesen offenbaren Mängeln die Fülle fein durchgebildeter Einzelheiten, Türen, Vertäfelungen, Geländer und besonders Möbel als erfreuliche Erscheinungen im Innenbau sehr beachtenswert.

Was in diesem Büchlein neben der besonderen stilistischen Eigenart besonders hervorgehoben werden sollte, das ist die Höhe des allgemeinen Durchschnittgeschmacks, der die Bürger leitete, wenn sie sich ihr Wohnhaus neu bauten oder neu einrichteten. Eine solche Höhe war nur möglich auf der Grundlage allgemeiner, gefestigter künstlerischer Überlieferung, diesem Erbe der Väter, das, sorgfältig gehütet, dem größten Palaste wie der kleinsten Hütte zugute kam. Es gab weniger Willkür als heute, dafür mehr ausgeprobte und allgemein anerkannte Erfahrung in ästhetischen und praktischen Dingen. Der Baumeister des gewöhnlichen Bürgerhauses schämte sich nicht des bewährten Schemas. Die Baubedürfnisse waren gleichartig, warum sollten es die Baulösungen nicht sein? Es blieb, wie



wir gesehen haben, noch genug Spielraum für Abwechslung im Rahmen dieser Gleichartigkeit. Nicht jedes Haus wollte etwas ganz besonders Auffallendes, aber jedes wollte eine tüchtige Arbeit sein. Die Regeln zu solchen tüchtigen Werken erbten sich vom Vater auf den Sohn, vom Meister auf den Gesellen weiter. Man stellte große Ansprüche an die Ausbildung der Handwerker. Man kannte keine Gewerbefreiheit, sondern forderte von jedem Gewerbeausübenden ganz bestimmte Fähigkeiten. Eigentlich schlecht ausgeführte Bauten dieser Zeit gibt es nicht.

So gelang unter günstigen wirtschaftlichen Zeitumständen das Bild, das uns heute wohl tut: eine in sich geschlossene Bau- und Wohnkultur, die über das einfachste Haus noch einen Abglanz der Tüchtigkeit und des Geschmacks Jahrhunderte alter Bauweisheit zu werfen wußte. Solchen Vorbildern suchen wir uns heute wieder zu nähern. Aus dem kunterbunten Wirrwarr zusammenhangloser Einzelbauerei, welche unserem unruhigen modernen Leben noch ein unruhiges äußeres Gewand dazu gegeben hat, möchten wir wieder auf gemeinsamen festen Boden gelangen,<sup>1)</sup> der unserer Baukunst das wiedergibt, was sie als dauerndste, ständig weithin sichtbarste der Künste vor allem braucht: Die ausgeglichene Ruhe in der äußeren Erscheinung.

Denn ein Haus soll nicht nur für den Augenblick fesseln wie ein Schauspiel, ein Musikstück, ein Gemälde oder ein Bildwerk, das man vorübergehend für kurze Zeit und in der Regel in gehobener Stimmung genießt. Ein Haus bietet sich am Alltage und Sonntage, zu jeder Tageszeit und Stimmung, dem Bewohner und Beschauer zur Betrachtung dar. Es soll fortwährend befriedigen. Daraus erwächst für den Baumeister die Aufgabe, sich von flüchtiger Stimmungsmache fernzuhalten. Und zu solcher Aufgabe bietet die klassische Ruhe der Antike immer wieder ihren nie ausgeschöpften Lehrstoff. Wie wir die rein geistige Kultur unserer Jugend immer wieder an den hinterlassenen Schätzen des klassischen Altertums bilden, so wird auch im besonderen für die Kunst, zumal die Baukunst das Studium der antiken Vorbilder immer den natürlichen Anfang bieten. In den Aufbau eines auf diesem Grunde erbauten Bürgerhauses haben wir uns daher vertieft, ebenso sehr aus Liebe zu einer großen deutschen Vergangenheit wie zur Entwicklung des gesunden Fortschritts in einer Größeres fordernden Gegenwart.

<sup>1)</sup> Dieser Gedanke ist in überzeugender Weise näher ausgeführt in dem ausgezeichneten Buche, das Architekten und Bauherren gleich warm zu empfehlen ist, von Friedrich Ostendorf, Theorie des architektonischen Entwerfens (Berlin 1913, W. Ernst & Sohn), auszugsweise erschienen im „Zentralblatt der Bauverwaltung“ 1912 Nr. 91—93.





tral Ku  
arien Ku  
atharinen  
hannis

it.  
ge  
n,  
d-  
en  
t.  
l-  
en  
en  
en  
h  
n  
n  
n

s,  
e-  
it  
e-  
s-  
er  
d  
d  
er  
n  
n

e  
n

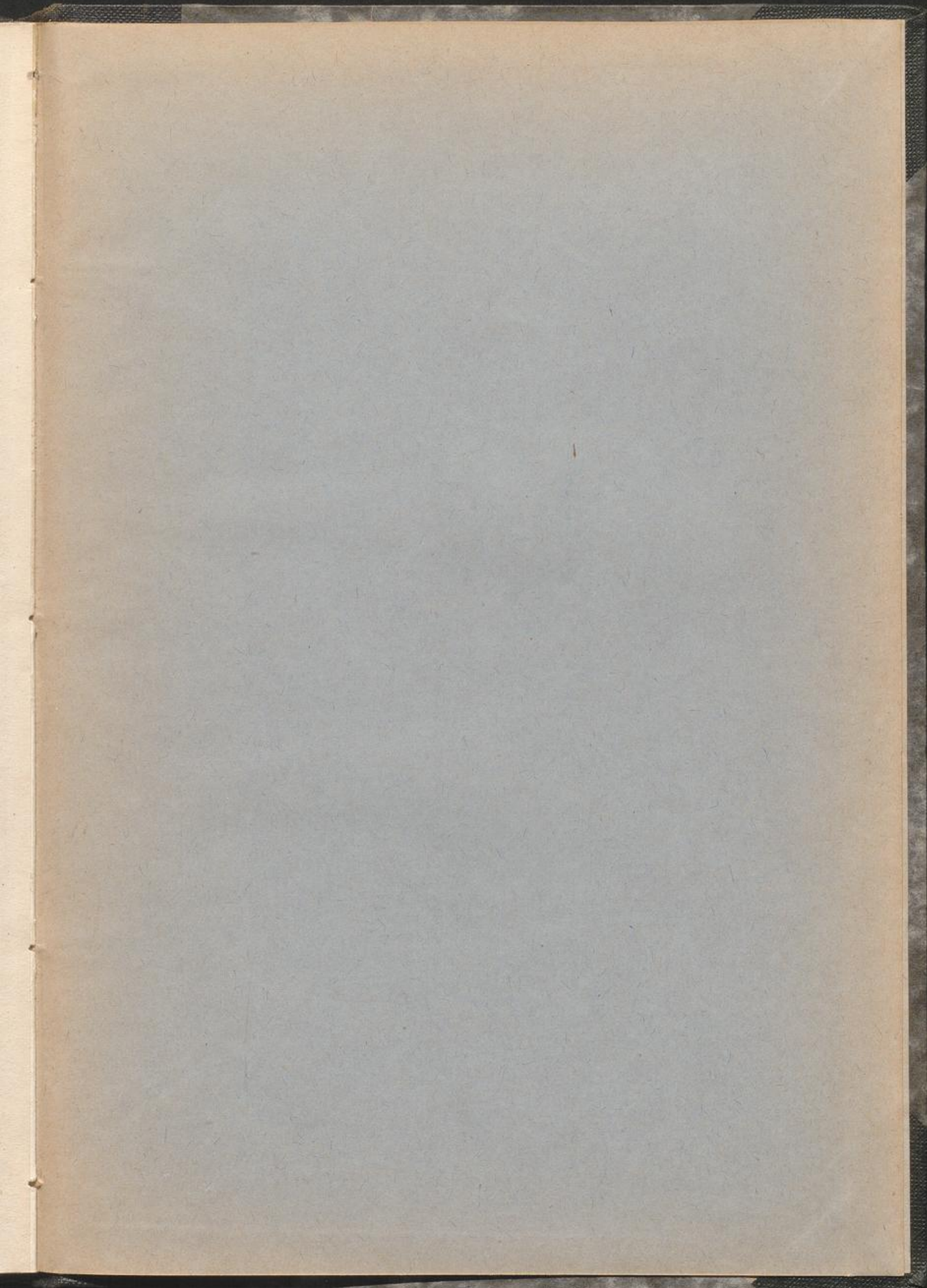








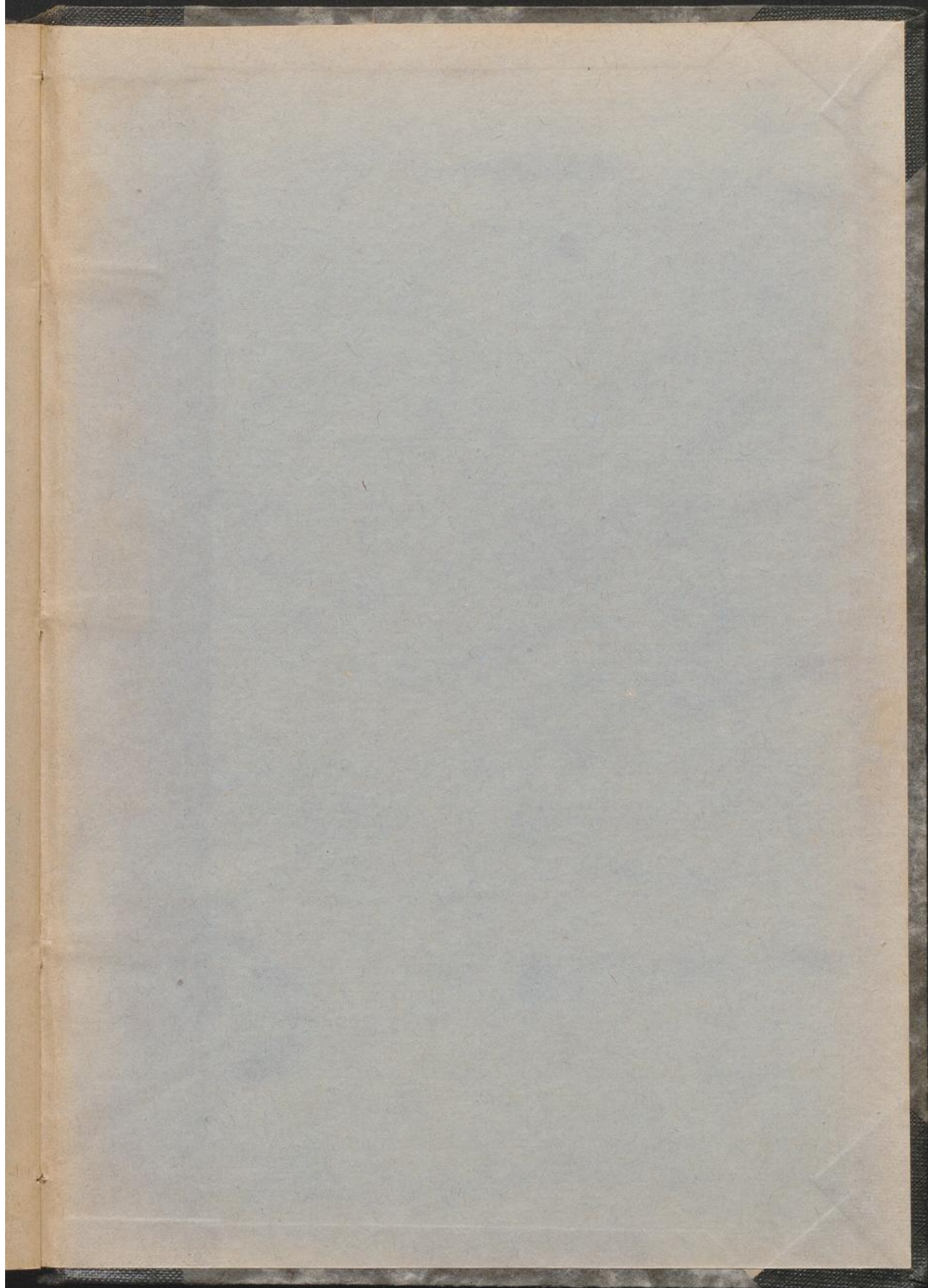
















GHP: 03 M22566





P  
03

1613

U/III/22/0